
NIKOLAS FLAMEL, PAUL LUKAS

U N D

DER DERWISCH VON BRUSSA.

Historische Nachrichten, Untersu-
chungen und Vermuthungen.

Ein Beytrag zur Geschichte der Unsichtbaren. 1788.

E i n l e i t u n g.

Unter allen angeblichen Besitzern des Steins der Weisen, von welchen man mehr oder weniger umständliche Nachrichten hat, ist meines Wissens keiner, dessen Geschichte (wenn ich dem Verfasser des Aufsatzes No. V. im vierten Stück des Deutschen Merkurs

1788 diesen Ausdruck abborgen darf) einem Märchen der redseligen Sultanin Scheherazade ähnlicher sähe, und dennoch wegen des sonderbarsten Zusammentreffens beglaubigender Umstände mehr Aufmerksamkeit verdiente, als die Geschichte des berühmten Adepten Nikolas Flamel, welche ich in gegenwärtiger Abhandlung näher zu beleuchten gesonnen bin.

Die Nachrichten, die uns der eben angezogene Unbekannte (der sich bloß durch die Buchstaben *G — e* zu errathen giebt) von Flamel's Leben und Schicksalen aus unbekannten Quellen mittheilt, hauptsächlich aber der sonderbare Umstand, daß diese wundervolle Geschichte, durch eine nicht weniger seltsame Begebenheit, die dem berühmten Wanderer Paul Lukas (seinem eigenen Berichte nach) zu Brussa in Klein - Asien zugestossen seyn soll, eine Art von Bestätigung erhält, welcher schwerlich irgend ein Freund des Wunderbaren seinen Beyfall versagen kann, schienen mir eine schärfere Prüfung und unbefangnere Untersuchung zu verdienen, als bisher damit vorgenommen worden ist: und so entstand der folgende Aufsatz, bey welchem

meine Absicht erreicht ist, wenn er den Lesern einen Theil des Vergnügens macht, welches der Verfasser an dergleichen Untersuchungen findet; wiewohl ich nicht zweifle, daß er auch von einigem Nutzen seyn könnte, wenn er als ein auffallendes Beyspiel betrachtet würde, wie nöthig es sey, selbst den ehrlichsten Erzählern solcher Wundergeschichten eben so scharf auf alle Worte zu merken, als man einem Taschenspieler auf die Finger sieht, und wie gut sich diese Mühe dadurch belohne, daß wir immer hinlängliche Ursachen finden, allen Begebenheiten, die aus Vernunftgründen unglaublich sind, unsern Glauben zu versagen, wie einleuchtend und überredend auch immer die Zeugnisse seyn sollten, die uns denselben abzunöthigen scheinen mögen.

Da meine Beleuchtung der Geschichte Flammels voraussetzt, daß die letztere, so wie sie theils von ihm selbst, theils von einer Menge Geschichtschreiber, Kompilatoren und anderer Schriftsteller, erzählt wird, dem Leser gegenwärtig sey, so zweifle ich nicht, daß man den Bericht, den er selbst (in einer Schrift, welche Herr G — e in Händen gehabt

zu haben scheint) von der wunderbaren Art, wie er zu seinem grofsen Vermögen gekommen, erstattet, hier am rechten Orte finden werde.

„Obgleich ich, Nikolas Flamel, Schreiber und Bürger zu Paris, in diesem 1399sten Jahre, wohnhaft in meinem Hause in der Schreibergasse, wegen der Armuth meiner ehrlichen Ältern nichts gelernt habe als ein wenig Latein: so habe ich doch durch die grofse Gnade Gottes und Fürbitte der Heiligen des Paradieses, vorzüglich Sankt Jakobs, endlich alle Bücher der Philosophen und ihre gröfsten Geheimnisse verstehen gelernt, wofür ich alle Tage meines Lebens dem gütigen Gott auf meinen Knien danken werde. Nach dem Tode meiner Ältern, als ich mein Brot mit Schreiben verdiente, kaufte ich einst ein altes grofses vergoldetes Buch, das auf Baumrinde geschrieben war. Die Decke dieses Buchs war von dünnem Kupfer, und es waren viele unbekannte und sonderbare Buchstaben eingegraben. Ich glaube es waren Griechische Lettern oder aus irgend einer andern alten Sprache, denn ich konnte sie nicht lesen; Lateinisch oder Celtisch waren sie nicht, davon verstehe ich was. In dem schönen Buche studierte ich nun Tag und Nacht, aber konnte

nicht klug daraus werden. Mein Weib Pernelle, (Petronelle) die ich so wie mich selbst liebe, und die ich damahls seit kurzem geheirathet hatte, war darüber sehr betrübt; — sie tröstete mich und suchte mich aufzuheitern. Ich konnte mein Geheimniß nicht vor ihr verbergen, sondern zeigte ihr das Buch. Sie freute sich darüber so wie ich selbst, betrachtete mit Vergnügen die schöne Decke und die herrlichen Gemähldes, wovon sie so wenig wie ich verstand; doch machte es mir viel Freude, mit ihr davon zu sprechen, und mich mit ihr berathen zu können, was zu thun sey, um den Sinn derselben zu erforschen. Ich liefs die Figuren nachmalen, zeigte sie allen Gelehrten in Paris, und sagte ihnen, diese Figuren seyen aus einem Buche, welches vom Stein der Weisen handle: aber sie verstanden nichts davon, und lachten über mich und über den gebenedeiten Stein. Ich arbeitete ein und zwanzig Jahre, aber ich erhielt nichts. Endlich verlor ich alle Geduld, und that ein Gelübde zu Gott und dem heiligen Jakob in Gallicien, nahm mit Bewilligung meines Weibes Pernelle den Pilgerstab und die Kürbisflasche, machte mich auf den Weg, und kam nach St. Iago von Kompostell, wo ich mein Gelübde mit Andacht erfüllte. Darauf kehrte ich zurück, und traf zu Leon einen Französischen Kaufmann an, der mich an einen

Jüdischen Arzt wies, welcher sich zum Christenthume bekehrt hatte und daselbst wohnte. Dieser war ein grundgelehrter Mann und hieß Canchez (Sanchez vermuthlich.) Als ich ihm die Kopey einiger Gemähde zeigte, ward er ganz entzückt, und fragte mich sogleich, ob ich etwas von dem Buche wisse worin sie zu finden seyen? Ich antwortete, ich hätte Hoffnung etwas davon zu erfahren, wenn sich jemand fände, der den Inhalt entziffern könnte. Nun konnte er seine Freude nicht länger zurück halten, und fing an mir die Figuren zu erklären. Er hatte schon seit langer Zeit von diesem Buche gehört, aber als von einem Schatze der gänzlich verloren wäre. Er verließ sogleich alles, reiste mit mir von Leon nach Orviedo, und von da nach Sanson in Asturien, wo wir uns zu Schiffe setzten um nach Frankreich zu fahren. Auf der Reise erklärte er mir beynahe alle Figuren, und fand in jedem Punkt ein Geheimniß, welches mir sehr sonderbar vorkam. Zu Bordeaux stiegen wir ans Land. Als wir aber nach Orleans kamen, wurde dieser gelehrte Mann gefährlich krank. Es überfiel ihn ein anhaltendes Brechen, welches ihn, seit der Zeit da wir aus dem Schiffe gestiegen waren, nicht verlassen hatte. Während seiner Krankheit rief er mich alle Augenblicke zu sich, damit ich ja nicht allein wegreisen möchte. Endlich

starb er am siebenten Tage, worüber ich sehr traurig ward. Ich ließ ihn in der Kirche des heiligen Kreuzes zu Orleans begraben. Gott tröste seine Seele! er starb als ein guter Christ. Im Jahre 1379 kam ich nach Paris zurück. Man kann sich die Freude meines Weibes Pernelle über meine glückliche Rückkunft und unser Gebet zum heiligen Jakob nicht vorstellen. Ich arbeitete nun fleißig, und fand was ich suchte; so daß ich endlich in Gegenwart meines Weibes am Montage den 17ten Januar des Jahres 1382 gegen Mittag ein halbes Pfund Quecksilber in reines Silber verwandelte; und den 25sten April desselben Jahrs verwandelte ich in Gegenwart meines Weibes gegen fünf Uhr Abends eben so viel Quecksilber in Gold. Pernelle hatte darüber eine so außerordentliche Freude, daß mir bang wurde, sie möchte das Geheimniß ausschwatzen; aber durch die Güte Gottes ist mir nicht nur ein keusches und kluges Weib zu Theil worden, sondern sie ist auch verschwiegen und vorsichtig, was andre Weiber nicht sind.“

So weit der wörtliche Auszug aus Flamel's handschriftlichem Buche, welchen wir meinem unbekannten Freunde G — e zu danken haben. Ich habe nöthig gefunden, ihn dem Leser so ausführlich mitzutheilen, weil es mir

zu meiner folgenden Untersuchung wichtig scheint, den Ton, worin Flamel seine Aussage vorbringt, (mit Lessing zu reden) vor Gericht stellen zu können. Nun muß ich auch Herrn G — e fortfahren lassen.

„Flamel stiftete hierauf vierzehn Hospitäler, baute auf seine Kosten drey neue Kirchen in Paris, und begabte mit großen Summen sieben alte, welche alle noch bis auf den heutigen Tag die Folgen seiner Güte genießen. Noch jetzt ¹⁾ geht alle Jahre eine Procession der Armen aus dem von ihm gestifteten Hospital *des Quinze-Vingts* nach der ebenfalls von ihm erbauten Kirche *St. Jacques de la boucherie*, um Gott für die Seele Flamels, ihres Stifters, zu bitten. Sein Wohnhaus stand noch vor dreyßig Jahren. Es war das Eckhaus der *Rue Marivaux* und der *Rue des Ecrivains*, und ich habe sehr oft im Vorbeygehen die Stelle mit Andenken an Flamel betrachtet. Auch habe ich mir im Archiv der von ihm erbauten Kirche *St. Jacques de la boucherie* die Akten zeigen lassen, welche seine Vergabungen enthalten, und deren über vierzig sind, so wie sein eigenhändiges äußerst

¹⁾ Dieß wurde ein Jahr vor der Revolution geschrieben, welche ohne Zweifel auch diesem frommen Gebrauche (wie so vielen andern) ein Ende gemacht haben wird. A. d. H.

sonderbares Testament, worin er die Geschichte erzählt, wie er zu seinen grossen Reichthümern gelangt ist. Diese Reichthümer eines Mannes von so niedrigem Stande machten bald so grosses Aufsehen, daß König Karl der Sechste etwas davon erfuhr. Er schickte den Herrn von Cramoisy, einen seiner Vertrauten, zu Flamel, um zu erforschen, durch welche Mittel er so reich geworden sey. Dieser fand den Philosophen in seinem kleinen schlechten Hause auf irdenem Geschirre speisend. Flamel war genöthiget zu gestehen, daß er den Stein der Weisen besitze, und eine Abschrift seines Buchs zu übergeben, welche noch jetzt auf der königlichen Bibliothek zu Paris aufbewahrt wird, wo sie jedermann sehen kann. Bald nach diesem Besuch im Jahre 1413 starb Pernelle, Flamels Weib, und kurz darauf auch er selbst, nachdem sie beide nahe an hundert Jahre alt geworden.

„Dies ist alles was wir von dem Leben und den Schicksalen dieses berühmten Adepten wissen. Aber seine Geschichte hat das Besondere, daß sie mit dem Tode des Helden nicht aufhört, sondern vielmehr erst nach diesem Zeitpunkte recht interessant wird.

„Paul Lukas, ein Mann von vielen Kenntnissen, und (wie man aus seinen Schriften sieht) ein Feind des Aberglaubens, dabey ein Arzt und aufgeklärter Kopf, machte

zu Anfang dieses Jahrhunderts auf Kosten Ludwigs des Vierzehnten mehrere Reisen in die Levante. In der Beschreibung seiner zweyten Reise erzählt er eine sonderbare Unterredung, die er mit einem Derwisch zu Brussa in Kleinasien hatte, und welche Flamel betrifft. Paul Lukas fand nemlich an einem abgelegnen Orte eine Moschee, wo ein berühmter Derwisch begraben liegt. In einem nahe dabey stehenden Hause lebten vier Derwische, die ihm sehr höflich und zuvorkommend begegneten, und ihn aufs beste bewirtheten. Einer von ihnen liefs sich mit unserm Doktor in ein Gespräch ein. Nachdem sie einige Zeit Türkisch gesprochen hatten, fing der Derwisch an Lateinisch, Spanisch und Italiänisch zu reden. Da er aber bemerkte, dafs sein Gast keine dieser Sprachen geläufig sprach, so fragte er ihn, aus welchem Europäischen Land er komme; und so bald er von Paul Lukas hörte dafs er ein Franzose sey, fing er an sehr fertig Französisch zu sprechen; und da ihm jener (wie es scheint) ein Kompliment hierüber machte, sagte er, er sey nie in Frankreich gewesen, hätte aber grofse Lust dahin zu reisen. Das Gespräch fiel nachher auf allerley Gegenstände. Der Derwisch machte sehr gute Bemerkungen über einige morgenländische Handschriften, welche Paul Lukas gekauft hatte, und lehrte diesen die medicinischen

Kräfte verschiedener Pflanzen kennen. Endlich fiel das Gespräch auf die Alchymie und die Mittel das menschliche Leben zu verlängern. Der Derwisch gestand, er besitze, nebst sechs andern Freunden, dieses große Geheimniß. „Wir reisen, sagte er, beständig in der Welt herum, um vollkommen zu werden. Alle zwanzig Jahre kommen wir an irgend einem bestimmten Orte zusammen; die zuerst angekommenen erwarten die übrigen; und wenn wir uns wieder trennen, so reden wir mit einander ab, wo wir uns in zwanzig Jahren wieder sehen wollen. Diesmahl ist Brussa der bestimmte Ort; unsrer viere sind bereits da, und wir erwarten die drey übrigen.“ — Nun entspann sich zwischen Paul Lukas und dem Derwisch ein Gespräch über die Alchymie und den Stein der Weisen, dessen Wirklichkeit der letztere gegen die Zweifel des erstern, im Ton eines Mannes der seiner Sache gewiß ist, behauptete. Eine der größten Tugenden dieses Geheimnisses, sagte er, sey diese, daß es in der Macht seines Besitzers stehe, sein Leben weit über das gewöhnliche Maß des höchsten Menschenalters zu verlängern. Lukas wendete dagegen ein, in Frankreich hätten mehrere in dem Ruf gestanden, daß sie den Stein der Weisen besessen; aber alle, sogar Nikolas Flamel, seyen gestorben wie andere Leute. „Wie? rief der Derwisch aus, Flamel gestorben? Wenn du

das glaubst, so irrest du sehr, mein Freund! Flamel lebt noch; ich selbst habe ihn erst vor drey Jahren in Indien gesehen; er ist einer meiner vertrautesten Freunde. Vermuthlich kennt man in Frankreich seine Geschichte nicht. Ich will sie dir also erzählen.“

Der Derwisch erzählte nun mit wenigen geringen Veränderungen, was wir bereits aus Flamels eigenem Berichte gelesen haben, und setzte hinzu: „Da der wohlthätige Gebrauch, welchen Flamel von seinem ungeheuern Reichthum gemacht, natürlicher Weise großes Aufsehen habe erregen müssen, so hätte dieser Adept, der als ein weiser Mann die Folgen leicht voraus gesehen, eben als man im Begriff gewesen sey ihn einzusperren, mit seiner Hausfrau Pernelle die Flucht ergriffen, nachdem er zuvor solche Mafsregeln genommen, daß alle Welt sie für todt gehalten habe. Frau Pernelle (sagte der Derwisch) mußte sich auf sein Anrathen krank stellen. Nach einigen Tagen gab er vor, sie sey gestorben, und liefs an ihrer Statt ein Stück Holz mit ihren Kleidern angethan in einer von den Kirchen, welche sie hatten erbauen lassen, begraben, während sie selbst auf dem Wege nach der Schweiz begriffen war. Bald darauf bediente sich Flamel eben desselben Kunstgriffs für sich selbst. Durch vieles Geld gewann er seine Ärzte und die Geistlichen. Er hinterliefs ein Testament, worin er befahl, daß

man ihn neben seiner geliebten Pernelle begraben, und eine steinerne Spitzsäule auf ihr gemeinschaftliches Grab setzen sollte. Man begrub statt seiner ein anderes Stück Holz, und er reiste indessen heimlich seinem Weibe nach. Seit dieser Zeit haben sie ein wahrhaft philosophisches Leben geführt, sind beständig unbekannter Weise von einem Lande zum andern herum gereist, und leben noch immer, wiewohl seit ihrem vermeinten Tode beynahe vier hundert Jahre verflossen sind.“

Vorausgesetzt, daß dieses Abenteuer mit dem Derwisch zu Brussa dem Doktor Paul Lukas wirklich begegnet sey, wird man sein Erstaunen sehr natürlich finden, wie es möglich sey, daß ein Türkischer Mönch, der Frankreich nie gesehen hatte, von allen Umständen der Geschichte Flamels so genau unterrichtet seyn könne. Er setzt hinzu: „Er könne alles diefs unmöglich glauben; er erzähle bloß historisch was er gehört habe, und überlasse nun einem jedem, seine eigenen Bemerkungen zu machen und von der Sache zu denken was er wolle.“

Jedermann, der sich in diesem Fache der unglaublichen Geschichten genauer umgesehen hat, wird gestehen müssen, daß kein anderer

A d e p t solche Beweise der Realität seiner Kunst aufzuweisen habe, als N i k o l a s F l a m e l. Ein Goldmacher, der Spitäler dotiert und Kirchen baut, ist eine so groſse Seltenheit, oder ist vielmehr so einzig in seiner Art, daſs der Stein der Weisen und die Quelle der ewigen Jugend selbst unglaublich zu seyn aufhören, so bald man, wie hier der Fall ist, jenes Faktum für etwas unläugbares annehmen muſs. Aber daſs drey hundert Jahre nach seinem Tode ein Türkischer Mönch mit der Zuversicht eines Augenzeugen behauptet, dieser Flamel lebe noch immer, und sey ihm nicht nur von Person bekannt, sondern sogar einer seiner vertrautesten Freunde; daſs dieser Derwisch ein so unglaubliches, oder vielmehr ganz ungereimtes Vorgeben dadurch beglaubigt, daſs er eine Menge besonderer Umstände von Flameln zu erzählen weiſs, die mit dessen handschriftlichem Bekenntniſs ziemlich genau übereinstimmen, ohne daſs man begreifen kann, wie er auf eine andere Art, als aus Flamel's eigenem Munde, dazu hätte gelangen können; und daſs wir für alles dieſs das Zeugniſs eines Mannes wie P a u l L u k a s haben,

gegen dessen umständliche Erzählung von seiner Zusammenkunft und Unterredung mit dem besagten Derwisch in Rücksicht auf die Wahrscheinlichkeit des Erzählers keine Einwendung Statt findet, — dieß scheint allerdings jenem eigenhändigen Bekenntniß Flamels ein so entscheidendes Gewicht beyzulegen, und die historische Wahrheit dieser in ihrer Art einzigen Adeptengeschichte so kräftig zu unterstützen, daß ein K a r n e a d e s selbst sich versucht fühlen könnte, seine gegen so handgreifliche Beweise noch immer widerspenstige Vernunft schweigen zu heißen, und wider seinen Willen zu glauben — was nicht zu glauben ist.

In der That bleibt der gesunden Vernunft in einem so verzweifelten Falle wie dieser nur ein einziger Ausweg übrig; der nemlich, die geschehenen oder geschehen seyn sollenden Dinge mit der kaltblütigsten Aufmerksamkeit von allen Seiten so lange zu betrachten und daran herum zu tasten, bis die Lücken sich entdecken, welche man in solchen Fällen immer mit unächten und unhaltbaren Einschiebseln von eigener Erfindung auszufüllen pflegt. Denn darauf können wir

uns verlassen, dafs, so oft man uns etwas schlechterdings unglaubliches, d. i. etwas, wodurch die Natur in offenbaren Widerspruch mit sich selbst gesetzt wird, als eine historische Thatsache aufschwätzen oder aufdringen will, irgend eine Täuschung dabey vorwalte, welcher man unfehlbar auf die Spur kommen wird, wenn man Unbefangenheit und Geduld genug hat, ihr so lange nachzuschleichen, bis sie endlich in ihrer wahren Gestalt zu erscheinen genöthigt ist. Ob sich dieß auch bey gegenwärtiger Adeptengeschichte bewähren werde, wird dem Urtheil des Wahrheit suchenden Lesers anheim gestellt.

Ich mache den Anfang damit, einige die Person Flamel's, seinen vorgeblichen übergroßen Reichthum, und seine milden Stiftungen betreffende Umstände in etwas zu berichtigen.

Erstens war Flamel nicht blofs ein Schreiber, sondern auch ein Mignaturmahler, und trieb also zwey Professionen, womit in den damahligen Zeiten viel zu verdienen war.

Zweytens, Herr G — e scheint durch die Art, wie er von Flamel's Stiftungen spricht,

einen viel größern Begriff davon in uns zu erwecken, als man sich, nach dem Berichte der Französischen Schriftsteller die von ihm Nachricht geben, zu machen hat. Flamel, sagt er, stiftete in Paris vierzehn Hospitäler, baute drey neue Kirchen, und begabte sieben alte mit großen Summen. Eben dieß wird zwar auch in den *Melanges tirés d'une grande Bibliothèque*, Vol. XXV. p. 356. gesagt. Allein daß das Wort stiften (*fonder*) hier nicht so zu nehmen sey, als ob er diese Kirchen und Spitäler allein gestiftet habe, erhellet schon daraus, daß Vol. XLIII. p. 338. von der Kirche *S. Jaques de la Boucherie* ausdrücklich gesagt wird: Flamel habe im Jahre 1400 zu ihrem Bau beygetragen und sie mit einigen Stiftungen begabt. In eben diesem Bande des besagten Werkes S. 397. heist es auch von der Pfarrkirche *des Innocens*: „Man weiß, daß Nikolas Flamel an der Erbauung dieser Kirche Antheil hatte.“ So wird es wahrscheinlich auch mit den übrigen gewesen seyn. Wenn aber gleich in der Angabe seiner Stiftungen viel übertriebenes seyn sollte, so bleibt doch immer unläugbar, daß sie beträchtlich

und zahlreich genug waren, um das Vermögen irgend eines Parisischen Schreibers und Mignaturmahlers zu König Karls des Sechsten Zeiten weit zu übersteigen, und die öffentliche Aufmerksamkeit so sehr zu erregen, daß der Requetenmeister Cramoisy ihn auf Befehl des Hofes fragen mußte: durch was für geheimes Mittel er zu einem so großen Vermögen gekommen sey? Vernünftig zu reden konnte dieses Mittel, wie viel Ursache auch Flamel haben mochte es geheim zu halten, doch kein anderes als ein ganz natürliches, wenn auch ungewöhnliches, seyn. Aber zu Karls des Sechsten Zeiten gab es noch übernatürliche Mittel reich zu werden. Flamel hätte deren mehr als Eines angeben können, und würde sogleich allgemeinen Glauben gefunden haben. So konnte er zum Beyspiel sagen, er habe seine Schätze durch ein Bündniß mit dem Teufel bekommen: nur hätte ihn dieß geraden Weges nach dem Greveplatz auf einen Scheiterhaufen geführt. Er konnte sagen, eine Fee oder ein Hauskobold habe ihn mit einem Beutel, der niemahls leer werde, begabt: aber dann hätte er den Beutel hergeben müssen. Er hätte sagen

können, er habe von ungefähr in einem Winkel seines Kellers einen grossen Stein mit einem talismanischen Ring entdeckt, und, da er den Stein aufgehoben, eine marmorne Wendeltreppe von hundert und funfzig Stufen, am Ende derselben ein von einem einzigen Karfunkel erleuchtetes Gewölbe, und in dem Gewölbe ein grosses marmornes Becken voll Goldstücke gefunden: aber auch das hätte ihm nichts geholfen; immer hätte er seinen Schatz hergeben müssen. Die sicherste und dem Geiste seiner Zeit ²⁾ angemessenste Antwort war immer: er habe den Stein der Weisen gefunden.

Dazu war nun freylich ungefähr so ein Märchen nöthig, wie das, welches er dem König in seinem Berichte vorlog; und es war klug von ihm, auch den lieben Gott und den heiligen Jakob zu Kompostell, der

2) Einer Zeit nemlich, da die ganze Welt an Alchymie glaubte, und für alle vermeinte Adepten, nicht nur als besondere Günstlinge des Himmels, sondern hauptsächlich wegen ihrer vorgeblichen Machtgewalt über Körper und Geister, grosse Ehrfurcht trug.

damahls in der ganzen Europäischen Christenheit eine sehr groſse Figur machte, mit in die Sache zu verwickeln.

Flamel war um diese Zeit schon ein sehr alter Mann. Er lebte äufserst eingezogen. Die Schätze, die ihm der Stein der Weisen in drey Operationen verschafft hatte, waren meistens auf seine milden Stiftungen verwendet worden. Indessen war ihm doch die Quelle seiner Schätze geblieben: denn er besafs ja das Hieroglyphenbuch des Hebräers Abraham, wozu ihm der getaufte Jude Sanchez den Schlüssel gegeben hatte. Dieses Buch, sagt man, lieferte Flamel dem König aus, und kaufte sich damit von aller weitem Anforderung los.

Wie kam es denn aber, dafs Karl der Sechste, oder seine immer so gelddürftige Gemahlin Isabelle (die berühmte Ysabeau de Baviere) und ihre geldhungrigen Günstlinge sich dieses herrliche Mittel, wodurch sie aller ihrer so verhassten und schändlichen Erpressungen auf einmahl überhoben gewesen wären, nicht besser zu Nutze machten? Und wie kam es, dafs man aus einem Fund von dieser Wichtigkeit nicht ein Staatsgeheim-

nifs machte, sondern zuliefs, dafs es im sechzehnten Jahrhundert sogar durch öffentlichen Druck bekannt wurde? — Bis diese Fragen zu unsrer völligsten Befriedigung beantwortet seyn werden, möcht' es wohl das rathsamste bleiben, als etwas ausgemachtes anzunehmen, dafs Flamel — zwar vielleicht nicht auf die gewöhnlichste und rechtmässigste — aber doch auf eine sehr natürliche Art zu seinem Reichtum gekommen sey. Gesetzt auch, wir könnten nicht errathen wie? so würde doch das Unvermögen unsre Neugier hierüber zu befriedigen nicht einmahl ein scheinbarer, geschweige ein hinlänglicher Grund seyn, das hieroglyphische Buch des Rabi Abrahams und den heiligen Iago von Kompostella zu Hülfe zu nehmen, um uns eine unerklärbare Sache durch etwas noch zehnmahl unerklärbarers, nicht begreiflich, sondern noch viel unbegreiflicher zu machen.

Aber selbst das Wie? liegt nicht so hoch über dem Punkt, zu welchem der menschliche Verstand hinauf reichen kann, als mein Ungenannter zu glauben scheint. Gesetzt auch, die Vermuthung des berühmten Gabriel Naudé wäre (nach Lenglets du Fresnoy

Bemerkung) mit einem unheilbaren Zeitrechnungsfehler behaftet, 3) so leitet sie uns wenigstens auf eine andere, die, auch als bloß mögliche Hypothese, noch immer unendlich wahrscheinlicher ist, als die Meinung, daß Flamel den Stein der Weisen (was mit einer vornehmern Benennung eben so viel gesagt ist als das Wünschhütchen des Fortunatus) gefunden habe. Die Juden wurden erst im Jahre 1406 aus Frankreich vertrieben, da Flamel die Kirche zu *St. Jaques de la boucherie* schon lange, (sagt

3) „Naudé, (sagt Herr G—e in einer Note) der es eher für möglich hält, daß Flamel ein Schurke als ein Goldmacher gewesen sey, behauptet: er sey durch Beraubung der Juden, die um diese Zeit aus Frankreich verjagt wurden, reich geworden, indem er Schuldverschreibungen von ihnen angenommen, aber die Gelder, anstatt sie für ihre Rechnung einzuziehen, für sich selbst behalten habe. Aber der bekannte kritische Geschichtschreiber Lenglet du Fresnoy beweist in seiner *Histoire de la Philosophie Hermetique*, Vol. I. p. 217. daß Naudé sich geirrt habe. Die Juden, sagt er, wurden im Jahre 1181 durch König

Lenglet) aber doch nicht länger als im Jahre 1400 hatte erbauen helfen. Gut! Aber warum erinnert er sich nicht des heftigen Sturms, der beym Aufstande der Pariser im Jahre 1393 über die vom Hofe begünstigten, der Nation aber äußerst verhaßten Juden erging? Das Volk drang auf eine allgemeine Verjagung dieser Wucherer und Zöllner aus dem Königreiche, und als man ihm nicht sogleich willfahren wollte, brach es in die Häuser der öffentlichen Einnehmer ein, welche grössten

Filipp-August aus Frankreich vertrieben, also zwey hundert Jahre ehe Flamel geboren war. Zum zweyten Mahle wurden sie verjagt im Jahre 1406. Das Archiv der Kirche *de St. Jaques de la boucherie* beweist aber, daß Flamel diese Kirche lange vor besagter Zeit habe erbauen lassen. Er kann also seine Reichthümer unmöglich durch Beraubung der Juden erhalten haben, indem er bey der ersten Verjagung derselben noch nicht lebte, und lange vor der zweyten seine großen Schätze schon besaß. Übrigens, sagt dieser große Kritiker, ist Flamels eigene Erzählung so naiv, einfach und umständlich, daß man beynahe nicht an der Wahrheit derselben zweifeln kann.“

Theils Juden oder Lombarden waren, öffneten ihre Kassen, schütteten das Geld auf die Straßen, und zerriss ihre Bücher und Rechnungen. In einer einzigen Gasse wurden vierzig Judenhäuser geplündert, und viele dieser Unglücklichen, die sich mit der Flucht retten wollten, getödtet. 4) Könnte dieß nicht etwa der Schlüssel zum Geheimniß unsres Adepten seyn? Könnte Flamel bey dieser Gelegenheit nicht so gut als ein anderer über irgend eine wohl gespickte Judenkasse gerathen seyn, und, anstatt das Geld auf die Gasse zu schütten, für besser gefunden haben, es in aller Stille nach seinem Eckhause in der Schreibergasse zu schaffen? Und (damit wir doch auch die kluge und vorsichtige Dame Pernelle ihren Theil zum Erwerb ihres gemeinschaftlichen Reichthums beytragen lassen) könnte nicht Frau Pernelle zufälliger Weise eben bey einem Hause, wo das Geld zum Fenster hinaus geschüttet wurde, vorbey gegangen seyn, und als eine gute

4) Siehe Meusels Geschichte von Frankreich, Zweyter Theil, S. 459, und die daselbst angezogenen Gewährsmänner.

Wirthin eine tüchtige Schürze voll aufgelesen haben? Oder, wofern diese Vermuthungen zu lieblos scheinen, was hindert uns anzunehmen, daß einige reiche Juden von Flamel's Bekanntschaft (denn es scheint doch, daß er immer viel mit Juden zu verkehren hatte) beym Ausbruch dieses Ungewitters ihr Gold und Silber in der Eile zu ihm geflüchtet haben könnten; daß zufälliger Weise gerade diese Juden hernach das Unglück betroffen hätte, unter denen zu seyn, die im Tumult ums Leben kamen; und daß Flamel diese Gelegenheit, sich zum Intestat-Erben derselben zu machen, um so getroster ergriffen haben könnte, da so etwas in jenen verwirrten und gesetzlosen Zeiten sich mit ziemlicher Sicherheit unternehmen liefs? Diefs wäre doch wohl eine ganz natürliche und begreifliche Erklärung, wie Flamel sein bereits durch Schreiberey, Mahlerey und gute Wirthschaft erworbenes Vermögen auf einmahl beträchtlich genug hätte vermehren können, um einen überflüssigen Fond zu den milden Stiftungen zu haben, die ihm zugeschrieben werden.

„Aber wie gerieth der Mann, wenn er auf eine so unchristliche Art zu seinem Reichthum gekommen war, auf den frommen Entschluß, einen so christmilden Gebrauch davon zu machen?“ — Ich berühre diesen Einwurf nur, weil er mir gemacht werden könnte; denn an sich bedeutet er sehr wenig. Wäre Flamel etwa der erste gewesen, der Leder gestohlen und dann ein Paar Schuhe um Gottes willen verschenkt hätte? War es nicht natürlich, wenn ihm bey seinem auf die eine oder andere Art, aber nicht durch die gewissenhaftesten Wege, erlangten Reichthum ein wenig unheimlich wurde? War es dem Geiste des vierzehnten Jahrhunderts nicht sehr gemäfs, unrecht erworbenes Gut — das denn doch am Ende nur Ungläubigen, nur dem Volke das unsern Herrn gekreuziget hatte, abgenommen worden war — dadurch zu entschuldigen, dafs man einen Theil davon dem lieben Gott abtrat und zu frommen Stiftungen verwendete? Vermuthlich befand sich noch mancher Ehrenmann seines Schlages in eben demselben Falle; denn die letzten Jahre des vierzehnten und die ersten des funfzehnten Jahrhunderts sind gerade der

Zeitraum, worin eine Menge Kirchen und Spitäler zu Paris durch milde Beyträge begüterter Bürger erbaut und begabt wurden.

Indessen fand Flamel, wie es scheint, so viel Geschmack an dieser Art seinen Nahmen auf die Nachwelt zu bringen, und zugleich seiner armen Seele ein Recht an ewige Messen und tägliche Fürbitten zu erkaufen, daß er durch das Mittel selbst, wodurch er die Aufmerksamkeit des Publikums von den Wegen, worauf er zu seinem Vermögen gekommen war, abzuleiten suchte, endlich verdächtig werden mußte. Flamel, der wohl so einfältig nicht war als er sich in seinem *Livre des Explications* stellt, konnte leicht voraus sehen, daß es (zumahl unter einer so heillosen und immer gelddürftigen Regierung wie Karls des Sechsten war) gar leicht zu mißlichen Erörterungen kommen könnte. Er hielt also eine Erklärung bereit, womit sich zwar in unsern Tagen weder die Requetenmeister noch die Könige so leicht abfertigen ließen, die aber in den seinigen die klügste war, die er nur immer hätte ersinnen können. Er gab vor, daß er von Gottes und des heiligen Jakobs zu Kompostella

Gnaden, ohne sein Verdienst, den gebenedeiten Stein der Weisen gefunden habe; er lieferte das Bilderbüchlein des Adepten Abraham (wovon er vermuthlich so wenig verstand als irgend ein *Clerc* des Königs) dem Hofe aus, hielt (wie man wahrscheinlich voraus setzen kann) den König oder vielmehr die Königin, so lang' es nur immer möglich war, mit Versprechungen und Zurüstungen zu dem großen Werke hin, (was unter der unsäglichen Verwirrung und Zerrüttung des Staats, welche auf die Ermordung des Herzogs von Orleans, des Schwagers und Günstlings der Königin Ysabeau folgte, um so leichter war) und starb darüber im Jahre 1413 in einem sehr hohen Alter, und in dem Rufe, daß er das Geheimniß der weisen Meister, womit seit mehrern Jahrtausenden so viele arme Teufel vornehme und reiche Thoren zum Besten gehabt haben, nicht nur selbst besessen, sondern der Welt sogar schriftlich hinterlassen habe.

Eine gründliche Untersuchung und Berichtigung dieses von ihm selbst veranlaßten Rufs war weder von dem Geiste seiner Zeit, noch von der damahligen Regierung zu erwarten.

Hingegen können wir sicher seyn, daß es unter den Alchymisten des funfzehnten Jahrhunderts nicht an mehr als Einem gefehlt haben werde, der seine Rechnung dabey zu finden glaubte, wenn er unter Flamel's Firma und Kredit solche Werklein, wie das *Sommaire philosophique* und das *Desir désiré*, in die goldbegierige Welt ausgehen liesse. Denn daß Flamel selbst Verfasser derselben gewesen sey, ist nichts weniger als erweislich. Zu einer Zeit, wo diese Betrüger unverschämt genug waren, ihre Hirngeburten Männern wie Robert B a k o n, Albertus Magnus und Thomas von Aquino, ja sogar dem Papst Johann dem Zweyundzwanzigsten (der doch in der Bulle *Spondent quas non exhibent divitias pauperes Alchymistae* den Fluch des Ernulfus über die Meister dieser losen Kunst aussprach) unterzuschieben, 5) — von

5) „Papst Johann der Zweyundzwanzigste (sagen die Alchymisten) brachte es unter der Führung des großen Adepten Arnold von Villanova so weit in der Kunst, daß er bey seinem im Jahre 1334 erfolgten Tode bereits zwey hundert Zentner Goldes

solchen Leuten läßt sich doch wohl erwarten, daß sie nicht ermangelt haben werden, auch den Namen und Ruf eines Flamel's zu benutzen.

Die Gründe, womit man der Ehrlichkeit des guten Flamel's hat zu Hülfe kommen wollen, scheinen mir von keiner Erheblichkeit zu seyn. „Er erzählt alles mit einer so treuherzigen Einfalt,“ sagt man. — Aber dieß war überhaupt der Ton seiner Zeit, und

mit eigenen Händen gemacht hatte: ja er hielt es sogar für Pflicht eines wahren allgemeinen Vaters der christlichen Welt, ein so wohlthätiges Geheimniß nicht mit sich ins Grab zu nehmen, sondern es, der ganzen werthen Christenheit zum Besten, in einem Lateinischen Traktat, *de arte transmutandi metalla*, (von der Kunst die Metalle zu verwandeln) öffentlich bekannt zu machen.“ — Daher kam es vermuthlich, daß Gold und Silber in diesen glücklichen Tagen so gemein wurden, wie die Gassensteine; daß die Schatzkammern der Könige und Fürsten davon voll waren; daß man in der ganzen Christenheit nicht mehr nöthig hatte Steuern und Gaben von den Unterthanen zu verlangen; kurz, daß die von Lucian gepriesenen Saturni-

ein großer Theil davon liegt in der damaligen Sprache. Die abenteuerlichsten Wundergeschichten, Ammen- und Rittermärchen überschleichen unsre Unbefangenheit in dieser Sprache, durch diesen Ton: und läßt nicht schon der alte Vater Homer seinen Odysseus den gastfreyen Fäaziern oder Fajaken (wenn man lieber will) seine Lästrigonen- und Cyklopengeschichten, seine Märchen von der schönen Circe, von den Sirenen,

schen Zeiten sich überall wieder einstellen, wie die Geschichtschreiber des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts auf allen Blättern beurkunden! — Ohne Ironie zu reden, Johann der Zweyundzwanzigste verstand sich allerdings aufs Goldmachen so gut und besser als irgend einer seiner Vor- und Nachfolger. Besonders trug ihm seine Sündentaxe große Summen ein; vielleicht eine nicht geringere als ihn die *pauperes Alchymistae* aus dem Schmelztiegel ziehen lassen. Und, wenn es wahr ist, daß er achtzehn Millionen Goldgulden bares Geld hinterlassen, wie Villani als Augenzeuge versichert: so hätte Se. Heiligkeit einen schönen Traktat, „von der Kunst die Sünden und Thorheiten der Welt in Gold zu verwandeln,“ schreiben können.

von den Sonnenrindern die im Kessel und am Bratspieße wieder lebendig werden, u. s. w. mit einer eben so einfältigen Miene, in eben dem treuherzigen Ton eines arglosen Augenzeugen, dem man keine Lüge zutraut, erzählen? Thun dieß nicht, von Homer an, alle Dichter die ihre Kunst verstehen? Flamel war kein Poet, (wiewohl man ihn in mehreren Wörterbüchern als einen berühmten Poeten, 6) Philosophus und Mathematikus seiner Zeit aufgeführt findet) aber warum sollte er das, was die Dichter, um uns zu unserm Vergnügen zu täuschen, thun, nicht haben thun können, um sich selbst zu nützen oder vor Schaden zu bewahren?

Mit eben so wenig Wirkung, däucht mich, hat man den historischen Beweis des Lengllet du Fresnoy, daß Flamel nicht von der Vertreibung der Juden aus Frankreich Vor-

6) Die Lexikografen, die ihn mit diesem Nahmen beehren, gründen vermuthlich sein Recht an denselben darauf, daß das unverständliche alchymistische Traktätlein, *Sommaire philosophique* genannt, (welches unter Flamels Nahmen geht) in elenden Reimen geschrieben ist.

theil gezogen haben könne, geltend zu machen gesucht: denn dieser hebt die Möglichkeit nicht auf, daß Flamel nicht auf irgend eine andere Art Mittel gefunden, jüdische Reichthümer heimlich an sich zu bringen; und ich glaube die Möglichkeit, wie dieß bey dem Aufstand der Pariser im Jahre 1393 der Fall seyn konnte, hinlänglich gezeigt zu haben.

Gesetzt aber auch, es fände sich über lang oder kurz ein historischer Beweis, daß Flamel schon im Jahre 1380 oder noch früher zum Besitz seines geheimnißvollen Reichthums gekommen sey, so würde sein Märchen dadurch um nichts glaubwürdiger werden. Ehe man sich für genöthigt halten kann, ihm zu glauben, daß er durch den Stein der Weisen reich geworden sey, müßte erst bewiesen seyn, daß von allen andern möglichen Wegen, wie er es werden konnte, keiner wirklich Statt finden können. Um nur noch eines einzigen zu erwähnen: wäre es nicht möglich, daß er einen Schatz in seinem Hause gefunden hätte, der seit König Filipp Augusts Zeiten in seinem Keller vergraben seyn konnte? Konnte dieses Haus damahls nicht von reichen Juden bewohnt worden seyn? Konnten sie

nicht, da sie zu einer eilfertigen Flucht genöthigt waren, den größten Theil ihres baren Goldes und Silbers in der Eile vergraben haben, und in der Folge durch tausenderley Zufälle in ihrer Hoffnung, diesen Schatz in irgend einem günstigen Augenblicke wieder zu erheben, betrogen worden seyn? — Ich sehe in allem diesem nichts unmögliches. Aber, bliebe zuletzt auch nichts andres übrig, als den frommen und wohlthätigen Flamel noch vier hundert Jahre nach seinem Abscheiden der heimlichen Ermordung irgend eines reichen Hebräers, oder eines jeden andern denkbaren Verbrechens wodurch man reich werden kann, zu beschuldigen: so würde ich mich, ohne Bedenken und meiner Menschenliebe unbeschadet, weit eher dazu entschliessen, als mir so ein Märchen weiß machen zu lassen wie das Flamellische ist. Ein Mensch kann ein Betrüger, ein Heuchler, ein unseliges Mittel ding von Devozion, Geitz und Wollust, ein Dieb oder ein Meuchelmörder seyn; davon hat man unlängbare Beyspiele ohne Zahl: aber daß ein Mensch, mit Hülfe eines Pülverchens oder einer Tinktur, Quecksilber in Silber, und Silber in Gold verwandelt habe,

davon hat man kein einziges unläugbares Beyspiel; und es kann also für Leute, die nach den Gesetzen der Vernunft urtheilen, gar keine Frage seyn, ob einer, der sich für einen Adepten ausgiebt, ein Betrüger sey oder nicht?

Von dieser Seite möchte denn wohl dem guten Nikolas Flamel nicht zu helfen seyn. Aber was sollen wir zu dem neuen wunderbaren Zeugen sagen, den der berühmte Wanderer Paul Lukas, drey hundert Jahre nach Flamels allgemein geglaubtem Tode, mitten in Natolien aufstehen, und die Wahrheit des Flamellischen Märchens nicht nur in allen seinen Hauptstücken bestätigen, sondern sogar noch durch Zusätze, die das Wunderbare desselben auf die höchste Spitze des Unglaublichen treiben, vermehren und verschönern läßt? Die Sache ist in der That mehr als sonderbar.

Oder was könnte wohl seltsamer seyn, als daß ein gelehrter Arzt, den Ludwig der Vierzehnte in der Levante reisen läßt, um alte Münzen und Manuskripte aufzusuchen, auf seiner zweyten Reise, den 9ten Julius 1705 zu Burnus-Baschi bey Brussa, in einem

Kiosk neben einer kleinen Moschee, einen Derwisch aus dem Lande der Usbeckischen Tartarn finden muß, der, ohne jemahls in Frankreich gewesen zu seyn, von der ganzen Wundergeschichte eines schon im Jahr 1413 verstorbenen Parisischen Bürgers so gut (und noch besser, wie wir sehen werden) unterrichtet ist, als es ein Liebhaber der abenteuerlichen und fabelhaften Fächer der Litteratur mitten in Paris seyn kann?

Nach unsern gewöhnlichen Begriffen von den Türkischen Derwischen, die wir uns als der Europäischen Sprachen wenig kundige und mit unsrer Geschichte und Litteratur ganz unbekannte Leute vorzustellen pflegen, muß uns diese Begebenheit ganz unglaublich scheinen. Aber das ist noch nichts! Der Usbeckische Derwisch ist auf die simpelste und natürlichste Weise von der Welt zu seinen Kenntnissen von der Person und Geschichte des alten Parisischen Adepten gekommen; — denn, kurz und gut, er hat sie aus seinem eigenen Munde; er kennt Flamel und Frau Pernellen von Person, sie leben noch, sie befinden sich wirklich in Ostindien, Flamel ist einer seiner vertrautesten Freunde, und es

sind kaum drey Jahre, seitdem er ihn zum letzten Mahl gesprochen hat. Denn Flamel, als einer von den auserwählten Weisen, die des dreymahl grossen gebenedeiten Geheimnisses des filosofischen Steins theilhaftig gemacht worden sind, bereits in ihm auch die berühmte Jugendquelle (*Fontaine de jouvence*) oder das Mittel, sein Leben in einer Art fort-dauernder Jugend tausend Jahre lang zu erhalten; er ist jetzt, da ich dieses schreibe, noch nicht völlig fünf hundert Jahr alt: und, da die Weisen seines gleichen nach und nach auf dem ganzen Erdboden herum kommen, und von Zeit zu Zeit Zusammenkünfte bald an diesem bald an jenem Orte mit einander abreden; warum sollte nicht mir selbst noch das Vergnügen aufbehalten seyn können, den weisen Flamel und seine diskrete Frau Pernelle persönlich kennen zu lernen, und dadurch von meinem Unglauben an die heilige Kabbala, den Stein der Weisen, den Siegelring Salomons, und alle Jugendquellen, Medeenkessel, Fortunatushütchen und Oberonshörner, von der Wurzel aus geheilt zu werden?

Indessen, bis dieser glückliche Tag anbrechen wird, ist es sehr natürlich, dafs man

sich eine so wunderbare Sache, wie die Erzählung des Usbeckischen Derwisch im zwölften Kapitel des ersten Theils von Paul Lukas zweyter Reise, auf irgend eine begreifliche Art zu erklären sucht.

Die erste Vermuthung, die einem Leser, dem die Vernunft nun einmahl in den Kopf gesetzt hat, dafs alles Wunderbare in der Welt natürlich zugehe, einfallen mufs, ist: ob Herr Paul Lukas (übrigens allen seinen Ehren unbeschadet) diese ganze Geschichte nicht etwa blofs zur unschuldigen Belustigung seiner Leser, und um etwa ihren Menschenverstand auf eine kleine Probe zu setzen, erdichtet haben könnte?

Wahr ists, Paul Lukas passiert (wie der Ungenannte zu bemerken nicht unterlassen hat) — trotz dem gerechten Vorurtheil, welches alle Erzähler, die aus fernen Landen kommen, gegen sich haben — für einen der ehrlichern Reisebeschreiber. Aber freylich könnte eine so unglaubliche Erzählung, wie diese, die Ehrlichkeit eines Heiligen selbst verdächtig machen! Die Glaubwürdigkeit eines Mannes entsteht ja eben daher, wenn er,

wenigstens als Augenzeuge, lauter glaubliche Dinge erzählt.

Ich möchte nicht auf mich nehmen zu behaupten, daß Paul Lukas von der fast allgemeinen Schwachheit gereister Leute, das Gesehene zu vergrößern und gern unerhörte Dinge zu erzählen, immer so ganz frey geblieben sey. Um nur ein paar Proben anzuführen, wer wird nicht die Erzählung von der ungeheuern Menge von Pyramiden übertrieben finden, die er zu Jurkup-Estant in dem Karamanischen Distrikt Kaiserie gefunden zu haben versichert? Jede dieser Pyramiden (sagt er) ist aus einem ganzen Felsen ausgehauen, und inwendig so ausgehöhlt, daß sie eine schöne Thür zum Eingange, eine schöne Treppe, und verschiedene Gemächer über einander hat, die durch große Fenster erleuchtet werden. Diese sonderbaren Gebäude sind in dieser Gegend, zu beiden Seiten der Berge, zwischen welchen der Irmak (Iris) fließt, einige Meilen von Hadschi-Bestasch, in unzähliger Menge zu sehen. Viele scheinen unserm Wanderer noch gar nicht ausgehöhlt, viele zwar angefangen aber unvollendet. Er versichert, es wären ihrer

nur auf der Seite des Gebirges, durch welches seine Karawane gezogen, über zwanzig tausend, und man hätte ihm gesagt, daß auf der andern Seite und in der Gegend von Jurkup - Kasabas noch weit mehrere zu sehen wären. Kann etwas unglaublicher seyn als eine so ungeheure Menge zu ordentlichen Wohnungen ausgehauener Pyramiden, (die doch wahrlich nicht wie Pilze aus der Erde haben gewachsen seyn können) von denen weder in irgend einem alten Autor noch in einem andern Reisebericht die geringste Spur zu finden ist? Es möchte hingehen, wenn er sie in der großen Syrischen Wüste entdeckt hätte: aber in einem so bekannten Lande, wie das alte Kappadocien! Gleichwohl, da Paul Lukas sie mit eignen Augen gesehen zu haben versichert, so müssen sie da seyn; nur von der Anzahl, die sich nach seiner Angabe über funfzig tausend belaufen mußte, dürfte doch wohl eine Nulle wenigstens abgehen. Fünf tausend solche pyramidische Felsenhäuser machten noch immer eine ansehnliche Menge aus; und bey der eilfertigen und äußerst flüchtigen Art, wie er sie sah, (da die Karawane ihm zu Gefallen nicht still

halten und ihm nicht einmahl sich von ihr zu entfernen erlauben wollte) hätte er doch in die Rechnung seiner Augen einiges Mißtrauen setzen sollen.

Eben so zuversichtlich sagt er im zwölften Kapitel des zweyten Theils von den Löwen, deren es eine große Menge in einem Walde zwischen Momette und Tunis gebe: Die Einwohner des Landes erzählten von diesen Löwen Geschichten, die ganz fabelhaft und unglaublich schienen; aber dieß sey gewiß, daß die Weiber dieser Gegenden die Gabe hätten, diese Löwen durch bloßes Schimpfen (*en leur disant des injures*) in die Flucht zu jagen.

Noch an einem andern Orte sagt er uns mit der treuherzigsten Miene von der Welt: Ein (Armenischer) Bürger von Isnik (Nicäa) habe ihm etwas sehr außerordentliches erzählt, das sich auf dem See, (ehemahls Askanios genannt) an welchem diese Stadt liegt, zur Zeit der ersten Nicäischen Kirchenversammlung zugetragen habe. „Unter der großen Anzahl von Bischöfen, die zu derselben aus allen Enden der christlichen Welt zusammen kamen, befand sich auch ein

Armenischer, der überaus arm, sonst aber ein sehr tugendhafter und heiliger Mann war, und sogar im Rufe stand daß er Wunder thue. Der grössere Theil der übrigen heiligen Väter des Konciliums waren keine Leute, die sich des Wunderthuns anmaßten; dafür machten sie hingegen einen bessern Aufzug als ihr Armenischer Mitbruder, waren aber doch schlecht denkend genug, ihm die Wundergabe, die er vor ihnen voraus hatte, zu mißgönnen, und ihn bey allen Gelegenheiten mit seiner Armuth und mit seinen Mirakeln aufzuziehen. Der gute Bischof war bey aller seiner Frömmigkeit und Demuth doch gegen diese Spötereien nicht gleichgültig; und da es die hochwürdigsten Herren gar zu arg machten, ging ihm endlich die Geduld aus, und er beschloß bey sich selbst, sie auf eine Art zu prostituieren, daß sie ihn künftig wohl ungeneckt lassen sollten. Eines Tages, da der größte Theil der Bischöfe am Ufer des Sees beysammen war, nahm er einen Pflug, setzte ihn aufs Wasser, spannte ein paar Ochsen davor, und fuhr damit vor ihrer aller Augen ganz gelassen, wie ein Bauer der sein Feld pflügt, über den See hin und her. Man kann sich vor-

stellen, ob die Herren Konfraters große Augen machten. Nun, hochwürdige Herren, (sagte er zu ihnen, da er seinen Pflug wieder ans Land geführt hatte) ich habe gepflügt, geht ihr nun hin und säet, indess ich hier ein wenig ausruhe. — Das mußten die Herren nun wohl bleiben lassen! Aber das Wunder das heiligen Bischofs brachte doch die gute Frucht, daß sie sich schämten eines solchen Mannes gespottet zu haben, ihn um Verzeihung baten, und ihm von Stund' an mit größter Ehrerbietung begegneten.“ — Und so eine Historie erzählt Paul Lukas ohne nur den Mund zu verziehen! Er sagt zwar nicht, daß er sie für wahr halte; aber er findet sie doch auch nur sehr außerordentlich, und man sieht es ihm ordentlich an, daß er sie recht gern glauben möchte, wenn er es nur irgend möglich zu machen wüßte.

Indessen beweist doch das alles nichts gegen seine Ehrlichkeit. Das schlimmste, was sich daraus folgern liesse, wäre: daß Paul Lukas ein Mann war, der allenfalls noch wohl betrogen werden konnte, aber nicht, daß er eines Vorsatzes seine Leser zu betrügen, fähig war. Und warum hätte er

ihnen einen solchen Bären aufbinden wollen? Was konnte er für einen Vortheil davon haben? — Ersten Blickes wenigstens läßt sich keiner absehen. Dafs er aber aus blofser Schalkheit, blofs um die Leichtgläubigen zum besten zu haben, so etwas ersonnen und auf eine so ernsthafte Art vorgetragen haben sollte, ihm diefs zuzutrauen, dazu finden wir uns auch nicht durch den mindesten Zug in allen seinen Schriften berechtigt.

Wir sehen uns also genöthigt, statt seiner den Usbeckischen Derwisch in eine etwas schärfere Untersuchung zu nehmen. Dafs Paul Lukas zufälliger Weise zu Brussa mit ihm bekannt ward, und alles das aus seinem Munde hörte, was er uns als Ohrenzeuge berichtet, hat (wie wir Ursache haben zu glauben) seine Richtigkeit: der Lügner, der Betrüger ist also der Derwisch.

Aber wer war dieser Derwisch? Wie kam er zu seiner Kenntniß von Flameln? Und was für Bewegungsgründe konnte er wohl haben, dem ehrlichen Paul ein so unsinniges Märchen mit solcher Dreistigkeit als die gewisseste Sache von der Welt aufzuhängen?

Der Usbeckische Derwisch war, nach allem was unser Wanderer von ihm berichtet, ein Derwisch wie es wenige in der Welt giebt. Auch sein Äußerliches, sagt Lukas, war in der That außerordentlich; doch meldet er uns nicht, worin dieß Außerordentliche bestanden habe. Er schien nicht über dreyßig Jahre alt zu seyn, und sprach, wie es scheint, Latein, Spanisch, Italiänisch und Französisch mit gleicher Fertigkeit; das letztere wie ein geborner Pariser, wiewohl er nie in Frankreich gewesen zu seyn versicherte. — Sollte dieser Usbeckische Derwisch am Ende wohl gar ein Europäischer — vielleicht ein mitten in Frankreich geborner Derwisch gewesen seyn? Wenigstens müßte er mir einen sehr beglaubten Geburtsbrief vorweisen, wenn ich ihn für einen gebornen Usbeck halten sollte! Bey dem Gegenbesuche, den der Derwisch dem Paul Lukas gab, „theilte er ihm sehr schöne Sachen über die Arzneywissenschaft mit, (ich übersetze hier absichtlich von Wort zu Wort, weil diese Redensart für uns Leser — Nichts sagt) und versprach ihm in der Folge noch mehrere. Aber, setzte

er hinzu: dießs erfordert gewisse Vorbereitungen von Deiner Seite, und ich hoffe, du werdest noch einst des Lichtes fähig werden, welches ich über deinen Verstand ausgießen kann.“ 7) Man bemerke diese Erregung unbestimmter Hoffnungen — und besonders die Vorbereitungen, die dazu nöthig sind, um des Lichts und der Aufschlüsse, die ihm der Derwisch geben kann, empfänglich zu werden.

Natürlicher Weise wurde die Aufmerksamkeit unsers Reisenden durch diese Reden verdoppelt. Es war also schicklich, ihm allmählich mehr zu sagen. Der Derwisch sprach ihm von den großen Reisen, die er gethan habe, auf eine Art, woraus Lukas schliessen mußte, daß dieser Mann, dem er kaum dreyßig Jahre gab, schon über hundert seyn müsse. — Ich sehe Paul Lukassen immer größere Augen machen: dafür wird ihm aber auch immer mehr Licht gegeben! — „Es sind unser sieben Freunde, fährt der Derwisch

7) *J'espere que vous serez quelque jour en état de profiter des lumieres, que je suis en état de repandre dans votre entendement.*

fort, die in der Absicht immer vollkommener zu werden die Welt durchstreichen. 8) So oft wir uns trennen, bestellen wir einander nach zwanzig Jahren an einen gewissen Ort, wo wir wieder zusammen kommen. Dießmahl ist es Brussa: vier von uns sind bereits da, und wir erwarten täglich die drey übrigen.“

Paul Lukas bemerkte ein solches Einverständniß unter den vier Derwischen, daß man wohl sah, „es sey kein Zufall, sondern eine langwierige Bekanntschaft, was sie hier zusammen gebracht habe.“ — Diese sonderbaren Menschen machten also, wie man sieht, einen geheimen Orden von einer sehr merkwürdigen Art aus. Daß sie in Brussa in Gestalt Muhamedanischer Derwische erscheinen, muß uns nicht irre machen. Was den Mönch macht, ist nicht die Kutte.

Die Unterhaltung zwischen dem Usbeckischen Derwisch und unserm neugierigen Reisenden wird immer wichtiger. Sie gerathen auf Alchymie und Kabbala; und Lukas

8) Die Absicht läßt sich hören; aber das Mittel dazu möchte nicht das sicherste seyn.

(der noch immer nicht merkt mit wem ers zu thun hat) sagt ihm in der Unschuld seines Herzens; „Diese Wissenschaften, und besonders der Stein der Weisen, passierten in Europa bey vielen Leuten für sehr schimärische Dinge.“

Das war Wasser auf die Mühle des Derwisch. Seiner Meinung nach war gerade die höchste, die einzige diesen Nahmen verdienende Philosophie in der Kabbala und in der Wissenschaft, die zum Besitz des Steines der Weisen führt, eingeschlossen — kurz, er war (wie man es nennen will) ein magischer, oder theurgischer, oder Hermetischer Philosoph, und ein Adept in dieser übernatürlichen Philosophie, folglich ein herzlicher Verächter aller Wissenschaften, die sich auf allgemeine Erfahrung, Beobachtung, Experimente, auf messen, rechnen und vernunftmäßige Kombinationen gründen. Als ein solcher erklärt er sich nun auch gegen unsern Mann in ziemlich derben Ausdrücken, und giebt deutlich zu verstehen, daß Philosophen, die von der Vernunft gegängelt zu werden nöthig haben, in seinem Urtheil nur unwissender Pöbel sind, deren blöde Augen das Licht

des wahren Weisen nicht ertragen können. „Der ächte Weise, sagt er, ist der einzige Mensch, dem es zukommt sich des Filosofierens anzumassen. Er hängt durch nichts an der Welt. Er sieht alles um sich her sterben und wieder geboren werden, ohne sich im mindesten darum zu bekümmern. Er kann sich größere Reichthümer verschaffen, als die größten Könige je gehabt haben: aber er tritt das alles unter seine Füße; und diese großmüthige Verachtung giebt ihm in der Dürftigkeit selbst eine Gröfse, die ihn über alle Zufälle erhebt.“

Man kennt diese Sprache! — Es ist das alte Rothwälsch aller Goldmacher, Kabbalisten, Hermes - Schüler, Magier, kurz aller angeblicher Wiederhersteller der Menschheit in ihre ursprünglichen Vorrechte — d. i. in das Vermögen, der ganzen Natur zu gebieten, die Sprache aller Thiere zu verstehen, sich die Geister gewogen oder dienstbar zu machen, tausend Jahre alt zu werden, an Einem Tage zu Paris und zu Kairo zu seyn, sich unsichtbar zu machen, zu fliegen, auf dem Wasser zu gehen, u. s. w.

Das seltsame ist nur, daß solche Rodomontaden einem sonst so verständigen Manne, wie Paul Lukas, nicht stärker auffielen. Mit allem dem, meinte er, wie viel der Weise auch vor uns gemeinen Menschen voraus haben möchte, müsse er doch wenigstens so gut wie andere Leute sterben. — „Man sieht wohl, erwiederte der Derwisch, daß du noch nie einen wahren Philosophen gesehen hast.“ — Und nun bewies er ihm, das natürliche Alter, das dem Menschen von Anfang an bestimmt gewesen, sey kein geringerer Zeitraum als tausend Jahre; und dieses hohe Alter zu erreichen, sey eines der Vorrechte der Besitzer des Steines der Weisen, in welchem die wahre Medicin liege, durch die der Mensch nicht nur alles, was das Temperament seiner Natur in Unordnung bringen und zerstören kann, von sich entferne, sondern überhaupt alle die Kenntnisse erhalte, welche Gott in den Verstand des ersten Menschen gelegt habe, und deren dieser durch den Mißbrauch seiner Vernunft verlustig geworden sey.

Aber, wendete Lukas ein, unser berühmter Flamel besaß diesen Stein auch, und

gleichwohl ist es eine ausgemachte Sache, daß er gestorben und begraben ist wie sich gebührt. Der Derwisch lachte über die Einfalt des guten Lukas, der sich einbilden konnte, ein Mann wie Flamel sey gestorben wie jeder andre gemeine Erdensohn. „Da ich ihm schon beynahe alles, was er bisher gesagt hatte, glaubte, (spricht unser Wanderer naiv genug) so erstaunte ich über alle Massen, wie ich ihn an dem von mir behaupteten Tode Flamels zweifeln sah.“ — Das heißt auf gut Deutsch: ich fing an zu glauben, Flamel könnte am Ende doch wohl nicht gestorben seyn.

Der Derwisch las in der Seele des ehrlichen Lukas. „Du bist also wirklich, sagte er lachend, so treuherzig, und glaubst Flamel sey gestorben?“ — Man bemerke dieses Lachen! Es gehört mit zum Kostum dieser dreisten Gattung von Betrügern, über die simpelsten Äußerungen des gemeinen Menschenverstandes, wenn sie mit ihren absurden Behauptungen im Widerspruch stehen, ein mitleidig spöttisches Gelächter zu erheben, und durch diesen äußersten Grad der Unverschämtheit schwache Seelen so zu überraschen,

dafs sie zweifelhaft werden, ob sie, indem sie der gesunden Vernunft gemäfs sprechen, nicht etwa gar etwas albernes gesagt haben könnten.

„Du glaubst also, fuhr der Derwisch fort, Flamel sey gestorben? Da irrst du dich sehr. Er lebt noch stark; es sind kaum drey Jahre, seit ich ihn und seine Frau in Indien gesehen habe; er ist einer meiner besten Freunde.“ — Der Derwisch war im Begriff, ihm sogar die Zeit zu nennen, da er und Flamel zuerst mit einander bekannt worden seyen: aber er hielt auf einmahl wieder an sich, 9) um ihn vor allen Dingen mit der wahren Geschichte des Französischen Adepten bekannt zu machen.

9) Warum das? Vermuthlich weil er nicht zu viel Licht auf einmahl in Lukassens Verstand fallen lassen wollte. Es war schon genug, dafs er sich ihm als einen Wundermann, als einen wahren Weisen und Adepten, gezeigt hatte: alles übrige mußte noch unter einem geheimnißvollen Schleier verborgen gehalten werden; denn es gehören ja Vorbereitungen, vermuthlich auch Prüfungen dazu, bis Paul Lukas zum Anschauen des vollen Lichtes zugelassen werden konnte.

Was jetzt folgt, verdient die größte Aufmerksamkeit, weil es uns vielleicht auf die Spur, und dem Geheimniß der Person des Usbeckischen Derwisch näher bringen wird.

„Unsrer Weisen, sprach er, sind zwar nur wenige in der Welt; aber sie finden sich unter allen Sekten, und haben in dieser Rücksicht wenig vor einander voraus. Zu Flamels Zeit war einer von ihnen der Jüdischen Religion zugethan. In seinen jüngern Jahren ¹⁰⁾ hatte er sich eine Angelegenheit daraus gemacht, die Abkömmlinge seiner Brüder nicht aus dem Gesichte zu verlieren; und da er wußte, daß die meisten sich in Frankreich niedergelassen hatten, so brachte ihn sein Verlangen sie zu besuchen dahin, daß er sich von uns trennte ¹¹⁾ um

¹⁰⁾ D. i. in den ersten Jahrhunderten seines Lebens.

¹¹⁾ Unser Usbeckischer Derwisch war also auch dabey? Wie sorgfältig er ist, das, was er nicht geradezu heraus sagen will, doch so handgreiflich zu verstehen zu geben, daß man ihm eine deutlichere Erklärung gern erläßt!

diese Reise zu machen. Wir thaten unser möglichstes ihn davon abzuhalten, ¹²⁾ und er stand verschiedene Mahle auf unsern Rath von seinem Vorhaben ab. Endlich aber gewann sein gar zu heftiges Verlangen nach dieser Reise dennoch die Oberhand, und er verließ uns, jedoch mit dem Versprechen, so bald als immer möglich wieder bey uns zu seyn. Er kam nach Paris, welches schon damahls, wie jetzt, die Hauptstadt des Reiches war. Er fand, daß die Nachkömmlinge seines Vaters unter der dortigen Judenschaft in großem Ansehen standen; und unter andern lernte er auch einen Rabiner seines Stammes kennen, der die wahre Philosophie suchte und an dem großen Werke (dem Stein der Weisen) arbeitete. Unser Freund ließ sich mit diesem Verwandten in eine vertraute

¹²⁾ Auch dieß ist nicht ohne Absicht. Da diese Reise (wie die Folge ausweist) übel für den Jüdischen Adepten ablief, so giebt das so ernstliche Abrathen seiner Ordensbrüder zu erkennen, daß ein gewisser hoher Grad der Divinationskraft mit zu den Vorrechten ihrer erhabenen Gesellschaft gehörte.

Freundschaft ein, und theilte ihm wichtige Aufschlüsse mit. Da aber die Verfertigung der *Materia prima* eine langwierige Operation erfordert, so begnügte er sich, die ganze Wissenschaft der Zubereitung des philosophischen Steins schriftlich für ihn aufzusetzen; und um ihn von der Wahrheit dessen was er geschrieben zu überzeugen, machte er in seiner Gegenwart eine Projektion von neunzig Pfund schlechtem Metall, die er in das reinste Gold verwandelte. Der Rabiner, den diese Operation mit Bewunderung für unsere Brüder erfüllte, that sein Äußerstes um ihn bey sich zu behalten: aber vergebens, weil dieser sein uns gegebenes Wort nicht brechen wollte. Da der Rabiner nichts über ihn gewinnen konnte, verwandelte sich seine bisherige Freundschaft in den tödtlichsten Haß. Er faßte den schwarzen Entschluß eines der Lichter der Welt auszulöschen, und fand Mittel ihn auszuführen. Kurz, es ermordete den Weisen, und bemächtigte sich seiner Tinkturen und seines ganzen Apparats. Allein er genoß der Früchte seiner Bosheit nicht lange; sein Verbrechen wurde entdeckt, und da deren noch mehrere auf ihn heraus kamen,

wurde er lebendig verbrannt. Kurz darauf nahm die Verfolgung der Juden zu Paris ihren Anfang, und sie wurden bekannter Massen alle ins Elend gejagt. Flamel, der besser dachte als seine meisten Mitbürger, hatte kein Bedenken getragen mit einigen Juden gute Freundschaft zu halten, und pasierte bey ihnen für einen Mann von ausgemachter Rechtschaffenheit. Diefs war die Ursache, daß ihm ein Jüdischer Kaufmann seine Handlungsbücher und sämmtlichen Papiere anvertraute, in der Überzeugung, daß er keinen schlimmen Gebrauch davon machen und sie vor dem allgemeinen Brande retten würde. Unter diesen Papieren waren auch die des vorbesagten Rabiners und die Bücher unsers Weisen. Vermuthlich hatte der Kaufmann, der den Kopf von seinen Handlungsgeschäften voll hatte, keine große Aufmerksamkeit darauf verwandt. Aber Flamel besah sie genauer; und da er Figuren von Schmelzöfen, Brennkolben und andern solchen Gefäßen darin fand, und mit Recht daraus schloß, daß das große Geheimniß der Weisen darin verborgen seyn könnte, ließ er sich das erste Blatt davon übersetzen, (denn die Bücher

waren Hebräisch) und wie er sich dadurch in seiner Meinung bestärkt fand, gab ihm seine Klugheit folgendes Mittel, um unentdeckt hinter das Geheimniß zu kommen, an die Hand. Er ging nach Spanien, wo es bey nahe überall Juden gab, und liefs sich an jedem Orte, wo er hinkam, von einem derselben ein Blatt übersetzen. Als er sich auf diese Art eine Übersetzung von dem ganzen Buche verschafft hatte, kehrte er nach Paris zurück. Auf der Rückreise machte er sich einen getreuen Freund, und nahm ihn mit, in der Absicht ihm sein Geheimniß zu entdecken, damit er ihm an dem grofsen Werke arbeiten helfe: aber eine Krankheit raubte ihm diesen Freund vor der Zeit. Wie er nun zu Paris wieder angekommen war, beschlofs er mit seiner Frau zu arbeiten. Es gelang ihnen; und da sie zu unermefslichem Reichthum gekommen waren, liefsen sie verschiedene grofse öffentliche Gebäude aufführen, und bereicherten mehrere Personen. Diefs erregte endlich die allgemeine Aufmerksamkeit. Flamel sah voraus, man werde sich seiner Person versichern, so bald man von ihm glaube, dafs er den Stein der Weisen besitze;

und es war nicht zu erwarten, daß man ihm, nach dem Aufsehen das seine großen Schenkungen gemacht hatten, diese Wissenschaft nicht sehr bald zutrauen werde. Er fand also, als ein wahrer Philosoph, dem nichts daran gelegen ist ob er in der Meinung der Menschen lebt oder todt ist, ein Mittel zu entfliehen, indem er seinen eigenen und seiner Frauen Tod unter die Leute brachte.“

Hier fährt der Derwisch fort, die ziemlich romanhafte Art, wie Flamel diesen Gedanken ins Werk gerichtet habe, mit allen den Umständen zu erzählen, die wir oben schon von Herrn G—e vernommen haben. „Und dieß, setzte er hinzu, ist Flamels wahre Geschichte, und nicht das, was du davon glaubst, noch das, was man thörichter Weise zu Paris davon denkt, wo einige Personen von der wahren Weisheit Kenntnifs haben.“ 13)

Bey Vergleichung dieser Erzählung des Derwisch mit derjenigen, die uns der Ungenannte aus Flamels eigener Beichte gemacht, wird man finden, daß sie der letztern nicht

13) Also doch einige?

nur in vielen wesentlichen Umständen widerspricht, sondern auch, daß sie in einem ganz andern Geiste und zu einer ganz andern Absicht gemacht, ist als die Flammellische. Der Pariser Bürger wollte sich (wie ich oben ausführlicher gezeigt habe) durch sein Märchen nur aus einer Verlegenheit helfen; er war so weit entfernt zu besorgen, daß ihm die Entdeckung seiner so wunderbar erlangten geheimen Wissenschaft böse Handel zuziehen werde, daß er sich vielmehr im Gegentheil dadurch sicher zu stellen hoffte. Mit dem Märchen des Derwisch hingegen hat es eine ganz andere Bewandtniß. Er fängt seine Ilias beym Ey der Leda an, und erzählt Flamel's Geschichte, die er im Grunde nur als Episode behandelt, wie es seinem System und seiner Absicht gemäß ist, unbekümmert ob sie mit den alten Urkunden, die zu Paris liegen, und ihm vermuthlich eben so unbekannt waren als dem Paul Lukas, zusammen treffen oder nicht.

Alles was der Usbeckische Derwisch in dieser zweyten Konversation mit unserm Reisebeschreiber von sich, von seinen Brüdern, von Flamel, und von der wahren File-

sofie überhaupt gesprochen hat, scheint mir so beschaffen zu seyn, daß auch Ungeweihte meines gleichen mit dem Geheimnisse seiner Person ziemlich bekannt dadurch werden.

Er ist mit noch sechs andern Adepten auf eine sehr enge Art verbunden, und der noch lebende Flamel ist keiner von diesen Sechsen, ungeachtet er einer seiner vertrautesten Freunde ist. Sollte dieß nicht sehr klüglich von dem Derwisch ausgedacht seyn, damit Lukas nicht auf den ganz natürlichen Einfall kommen könne, seine Ankunft abzuwarten? — Doch dem sey wie ihm wolle, es giebt also mehrere solche Weise unter allen Religionsparteyen; sie stehen (wie natürlich) in sehr enger Verbindung mit einander, sie sind Brüder. Das was sie zu den außerordentlichen Menschen macht, die sie sind, ist, daß sie sich im Besitze der wahren Philosophie befinden.

Diese Philosophie ist auf die kabbalistische Theorie vom Menschen, nemlich auf den Grundbegriff gebaut: Daß der Mensch in seiner ursprünglichen Vollkommenheit ganz etwas andres gewesen sey als er jetzt ist; daß er ein lebendiges Abbild des großen Adam

Kadmon oder urbildlichen Gottmenschen, (des ersten und reinsten Ausflusses aller göttlichen Kräfte und Eigenschaften) und daher im Genuß einer ewigen Jugend und Unsterblichkeit, ein vertrauter Freund der höhern Geister, ein Herr der ganzen sichtbaren Welt, und der Besitzer einer unendlichen Menge geheimer Wissenschaften und wundervoller Künste gewesen sey.

Die Wiederherstellung der menschlichen Natur in diese ihre ursprüngliche, oder wenigstens in eine derselben nahe kommende Vollkommenheit, ist das große Geheimniß jener wahren Philosophie, die, mit Einwilligung des allerhöchsten Urwesens, schon dem Vater aller Menschen, Adam, nach seinem Falle, und nach der langwierigen ernstlichen Buße die er deßwegen that, von höhern Geistern aus mitleidiger Freundschaft mitgetheilt worden ist, und sich von dieser Zeit an, durch Tradition und hieroglyphische oder andere geheime Schriften, unter einer kleinen Anzahl auserwählter Adamskinder erhalten und fortgepflanzt hat. Seth, Henoch, Noah,

Moses, Salomon, Elias, Hermes Trismegistus, Zoroaster, Orfeus, in den ältern, und König Geber, die Arabischen Ärtzte Adfar und Avicenna, der Einsiedler Morien, Artefius, ¹⁴⁾ Raymund Lullus, Nikolaus Flamel, Basilius Valentin, u. v. a. in neuern Zeiten, waren Glieder dieses wundervollen Ordens, der sich (wie unser Derwisch sehr richtig sagt) unter Juden, Christen, Muhamedanern und Heiden ausgebreitet, — und, da er verschmitzten und dreisten Betrügern so außerordentlich große Vorthelle über die schwächste Seite der Menschheit giebt, sich aller Aufklärung zu Trotz sogar mitten in Europa bis auf diesen Tag erhalten hat.

Das höchste Geheimniß dieses Ordens, das unter dem Nahmen des Steins der Weisen verborgen wird, begreift also unendliche Mahl mehr in sich, als die bloße Operazion,

¹⁴⁾ Es existiert ein geheimes Buch von diesem Adepten, worin er sagt, er habe es in einem Alter von tausend Jahren geschrieben.

geringere Metalle in Gold zu verwandeln. Diese sowohl, als das Geheimniß, tausend Jahre und noch länger im Genuß einer vollkommenen Gesundheit zu leben, ist nur ein kleiner Theil der wundervollen Wissenschaften und Vorrechte des wahren Weisen. Daher sprechen alle Adepten, d. i. diejenigen, die uns gern bereden möchten daß sie es seyen, von der Kunst Gold zu machen als einer armseligen Kleinigkeit, die in ihren Augen so verächtlich ist, daß sie sich nicht einmahl damit abzugeben würdigen; — eine sehr sinnreiche Art uns begreiflich zu machen, warum diese Herren meistens in ziemlich lumpiger Gestalt erscheinen, und alle ihre zeitliche Habe ganz bequem in einem Schweiftüchlein mit sich führen können.

Daß der Usbeckische Derwisch mit seinen sechs Freunden zu diesem Orden gehört habe, wird nun wohl, nach allem dem was uns Lukas aus seinem eigenen Munde erzählt hat, schwerlich einem meiner Leser zweifelhaft scheinen können. Denn wiewohl das, was er unserm ehrlichen Wanderer davon eröffnet, nur einzelne Lichtstrahlen

sind, die er nach und nach in seine Seele fallen läßt: so hat er doch, alles zusammen genommen, genug gesagt, um uns zu überzeugen, daß seine Philosophie und diejenige, die ich so eben nach ihren Hauptzügen skizziert habe, eine und eben dieselbe sey. — Lukas sagt am Ende seines Berichts von seiner Unterredung mit diesem Derwisch ausdrücklich: „Ich übergehe verschiedene andere noch weniger glaubliche Dinge, die er mir in einem eben so zuversichtlichen Ton erzählte.“ — Vielleicht betrafen gerade diese noch weniger glaublichen Dinge einen Punkt, worüber das Stillschweigen des Derwisch manchem unsrer Leser aufgefallen seyn mag: nemlich die Verbindung der Weisen mit der Geisterwelt, ihre Freundschaft mit den höhern Geistern, ihre Gewalt über die bösen, ihr Vermögen Verstorbene erscheinen zu lassen, und dergleichen. Gesetzt aber auch, der Derwisch hätte von diesem allen nichts erwähnt, so ist die Art, wie er sich selbst als einen wirklichen Adepten ankündigt, und wie er sich über die Natur und den Gebrauch des Steines der Weisen erklärt, vollkommen zureichend, ihn ganz unverkennbar als einen

Anhänger der mehr besagten schwärmerischen Morosofie zu charakterisieren.

Es gab also im Jahre 1705 eine geheime Gesellschaft solcher Adepten in dem Türkischen Reiche, die sich vermuthlich irgend eines besondern, des Geheimnisses bedürftigen Zweckes, worin er auch bestanden haben mag, bewußt waren, vielleicht auch (wie man aus ihrem beständigen Herumreisen und aus ihrer Kenntniß mehrerer Europäischer Sprachen natürlich schliessen muß) mit andern ihres Gelechters in Europa in Verbindung standen, und unsichtbarer Weise allerley Dinge wirkten, von deren wahren Triebrädern wir andern Profanen und unsre Vorfahren uns wenig träumen ließen. Aber, so wie allerdings zu glauben ist, daß diese geheime Bruderschaft zu Brussa (die aller Wahrscheinlichkeit nach ihre tausend Jahre noch nicht vollendet hat, und also noch gegenwärtig bey Leben ist) für die Fortpflanzung ihres Ordens gehörige Sorge tragen werde, so ist nicht weniger zu vermuthen, daß sie auch in den drey bis vier letzt verflossenen Jahrhunderten nicht immer so unsichtbar und unthätig geblieben seyn könne, daß sich nicht schon lange vor der zufälligen

Bekanntschaft, die der ehrliche Lukas mit ihnen gemacht, Spuren ihres Daseyns und ihrer Wirksamkeit finden sollten.

Ich müßte mich sehr betrügen, oder der gewaltige Lärm, den im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts das durch die ganze Christenheit in Europa ausgestreute Gerücht von der Gesellschaft des Rosenkreuzes verursachte, war nicht so ganz blinder Lärm, wie uns einige Gelehrte haben bere-den wollen. Immer mag in die Erzählung von dem angeblichen Stifter dieses geheimen Ordens, Christian Rosenkreuz, viel unrichtiges eingemischt seyn; vielleicht mit Absicht, vielleicht auch, weil die im Jahre 1610 in fünferley Sprachen ausgestreute Broschüre, *Fama Fraternitatis laudabilis Ordinis Roseae Crucis*, nicht aus der Quelle selbst, sondern wirklich aus bloßen Gerüchten, worin das Wahre immer mit falschen Zusätzen legiert zu seyn pflegt, entsprungen war: aber Etwas wahres, das mit unserm Usbeckischen Derwisch und seinen Brüdern in Beziehung steht, mag doch immer an der Sache seyn.

„Christian Rosenkreuz, heisst es, geboren im Jahre 1388, unternahm eine Wallfahrt zum heiligen Grabe, und wurde darauf zu Damas mit Chaldäischen Weisen bekannt, die ihn in den Geheimnissen der magischen und kabbalistischen Philosophie einweihten. Er erweiterte seine auf diesem Wege erworbenen Wissenschaften durch Reisen in Ägypten und Afrika, und wurde nach seiner Zurückkunft der Stifter einer durch die Bande der engsten Freundschaft, Treue und Verschwiegenheit verbundenen Brüderschaft, die nur aus wenigen Mitgliedern bestand, und in deren Schoofs er die Mysterien der erhabenen Weisheit, die er aus den Morgenländern mitgebracht hatte, vornehmlich den Stein der Weisen, und kraft dessen auch die Universalmedicin, und die Kunst die unedeln Metalle in Silber und Gold zu verwandeln, als ein ewiges und heiliges Fideikommiss, niederlegte. Nach seinem Tode, der in seinem hundert und zwanzigsten Jahre ohne Krankheit erfolgte, erhielt sich die von ihm gestiftete geheime Gesellschaft (als eine Schwester oder Tochter jener morgenländischen zu Damas) noch eine

geraume Zeit im Verborgenen, bis ihr Daseyn endlich, ohne dafs man sagen kann wie und durch wen, um vorbesagte Zeit entdeckt wurde.“

In dieser Erzählung ist das Falsche leicht vom Wahren abzusondern. Jedermann weifs, dafs es damahls keine eigentlich so genannten Chaldäer mehr gab. Unter den Chaldäischen Weisen, von welchen Rosenkreuz in der heiligen Magie und Kabbala unterrichtet wurde, können also keine andere, als Weise von dem Orden unsers Usbeckischen Derwisch, gemeint seyn: und was hindert uns zu glauben, dafs es eben dieselbe Gesellschaft war, mit welcher Paul Lukas im Jahre 1705 zu Brussa bekannt wurde, da wir wissen, dafs sie schon zu Flamel's Zeiten in voller Aktivität, und mit dem Jüdischen Kabbalisten, dem Verfasser des Buches, woraus Flamel das Geheimnifs des Steines der Weisen lernte, in Bündnifs stand? — Aber irrig und lächerlich ist es, wenn vorgegeben wird, Christian Rosenkreuz, der doch den Stein der Weisen besafs, sey in einem Alter von hundert und zwanzig Jahren gestorben. Wie? Ein Mann wie Er sollte so jung gestorben

seyn? Verschwunden, aus den Augen seiner Brüder von den geringern Graden verschwunden mag er seyn: gestorben ist er so wenig als Flamel; ganz gewiß lebt er noch, und regiert vermuthlich mit ihm und dem Usbeckischen Derwisch und seinen Brüdern, unsichtbarer und unbekannter Weise, die in diesem unserm Jahrhundert so weit ausgebreitete Brüderschaft des weisen Volkes, das an Magie und Kabbala, Geisterseherey, Goldmacherey und künstliche Verlängerung des Lebens glaubt; — eine Menschenklasse, die vermuthlich nicht aussterben wird, so lange das Verlangen nach den wundervollen Ringen, die sich Lucians Timolaus wünschte, die blinde Seite der Menschheit bleiben wird.

Sollte ich nach allem bisher gesagten nöthig haben, die Person, die Brüderschaft, das Geschäft und den grossen Zweck des Usbeckischen Derwisch noch mehr zu enthüllen, oder mich deutlicher über das, was ich von ihnen halte, zu erklären? Der muß wohl sehr blind seyn, der nicht durch ein Sieb sehen kann, sagt das Sprichwort. Wer Augen hat zu sehen, der sehe!

Paul Lukas hatte, wie es scheint, keine Augen zu sehen. Es ist beynahe unbegreiflich, wie er mit so vieler Neugier nicht noch mehr und gerade so viel hatte, als nöthig war um tiefer in das Geheimnifs einer so auſserordentlichen Person einzudringen; — eines Menschen, der wie ein Mann von dreyſsig Jahren aussah und wie einer von fünf hundert sprach, — der den Stein der Weisen zu haben vorgab, — der ihm sogar Hoffnung machte, ihm, nach gehöriger Vorbereitung, die erhabensten Kenntnisse mitzutheilen! Wie konnte er an einem Menschen, der solche Dinge vorgab, solche Märchen für Wahrheit erzählte, nichts andres als einen Mann von seltner Wissenschaft und ungewöhnlich großem Genie sehen? Wie konnte ihm an einem Menschen, an dem alles Verdacht erwecken mußte, nichts verdächtig vorkommen? Ich gestehe, beynahe wird er mir durch eine so unbegreifliche Arglosigkeit selbst verdächtig.

Herr G — e läßt ihn zwar sagen: er könne alles dieses (nehmlich was ihm der Derwisch bey Gelegenheit Flamels erzählt hatte) nicht glauben. Aber, mit Erlaub-

nifs, Lukas sagt nur: er übergehe viele andere noch weniger glaubliche Dinge, (*des choses encore moins croyables*) die er von ihm gehört habe. Und gesteht er nicht besser oben: er hätte ihm beynahe alles übrige (was er ihm gesagt hatte, ehe noch von Flammen die Rede war) geglaubt? und dieses übrige waren doch sehr wenig glaubliche Dinge! — Das Wahre von der Sache scheint: dafs der gute Lukas, wie so viele andre wackere Leute, selbst nicht recht wufste was er glaubte oder glauben sollte. Er scheint, nach seinem ganzen Buche zu urtheilen, ein Mann von ziemlich gesundem Menschenverstande, aber wenig Imaginazion, vielerley aber nichts weniger als tiefen Kenntnissen, ein Liebhaber kurioser Dinge, ohne alle Anlage zur Schwärmerey, wiewohl von den Vorurtheilen des grossen Haufens nicht ganz frey, gewesen zu seyn. Billig kommt auch etwas von den letztern auf Rechnung seiner Zeit. Überdies war er kein müfsiger Reisender: er hatte Aufträge von seinem Könige: sein Geschäft war alte Münzen und Manuskripte aufzusuchen und einzuhandeln; sein künftiges Glück hing an guter Ausrichtung dieses

Geschäftes, und er verlor es daher nie aus den Augen. Wirklich hatte er auch (wie es scheint) mit dem Usbeckischen Derwisch blofs deswegen Bekanntschaft gemacht, um ihm gewisse Handschriften, die er gekauft hatte, zu zeigen und sein Urtheil darüber einzuholen: alles übrige war zufällig. Das Außerordentliche in der Person und den Reden dieses Derwisch interessierte ihn, — er liefs sich also näher mit ihm ein: es interessierte ihn nicht so sehr, daß er Lust bekommen hätte sich tief einzulassen; dazu müßte er einen ganz anders organisierten Kopf und keine so weit von dergleichen Spekulationen abführende Geschäfte gehabt haben; aber es interessierte ihn doch genugsam, um dem Derwisch mit so viel Aufmerksamkeit, und mit einem Erstaunen, das so nahe an Glauben grenzte, zuzuhören, daß dieser, auch ohne eine andere Absicht, unvermerkt Lust bekommen mußte ihm recht viel vorzulügen.

Alles zusammen genommen, scheint mir Lukas bey dieser ganzen Sache aufrichtig und arglos zu Werke gegangen zu seyn; er erzählt sie in eben dem Tone, wie er von den zwanzig tausend Pyramiden spricht, die er zu Jur-

kup gesehen hat. „Ich habe (sagt er in seiner Zueignungsschrift an Ludwig den Vierzehnten) mehr als Einmahl Griechenland, Kleinasien, Persien, Syrien, Ägypten und Afrika durchwandert, und habe dort mit vielen Gefahren eine große Menge Münzen, geschnittne Steine, alte Handschriften, und andere nützliche Kuriositäten gesammelt, die im Kabinet und in der Bibliothek Ew. Majestät Platz gefunden haben. Aber, Sire, es giebt Raritäten, deren man nur mit dem Verstande habhaft werden, und die man andern nur durch die Rede mittheilen kann. Da diese nicht weniger kostbar sind als die andern, so habe ich große Sorge getragen, sie zu sammeln, um sie Ew. Majestät ebenfalls anzubieten: und diese sind in dem Buch enthalten, das ich Ihnen zu überreichen mir die Freyheit nehme.“ — Ganz gewiß dachte hier Lukas auch an seinen Derwisch von Brussa; denn der ist doch wohl die größte Rarität in seinem ganzen Buche.

Wenn ich nicht irre, so liegt in dem, was ich von dem Karakter des Paul Lukas gesagt habe, auch die Beantwortung der Frage: was für Bewegungsgründe der Derwisch haben

konnte, ihm so viel unsinniges Zeug aufheften zu wollen. — Ohne jemanden in seinem eigenen Urtheile über diese außerordentliche Person Mafs geben zu wollen, betrachte ich den mehr besagten Derwisch, offenherzig zu reden, als einen Menschen von der Klasse und Brüderschaft eines St. Germain, Schröpfer, Kagliostro, oder, was bey mir einerley ist, des Armeniers in Schillers Geisterseher, und des weisen Misfragmutosiris im Stein der Weisen. Diese Herren (deren Zweck bekannter Massen blofs die Veredlung der menschlichen Natur sowohl als der Steine und Metalle, und die schon von den Rosenkreuzern des vorigen Jahrhunderts angekündigte Beschleunigung des goldnen Weltalters ist) machen, wie es scheint, schon seit Jahrhunderten eine Art von unsichtbarer Kirche oder Republik aus: und wiewohl man eben nicht verbunden ist, das, was der Derwisch von ihrem langen Leben rühmt, im buchstäblichen Verstande zu nehmen; so glaube ich doch gern, dafs man in gewissem Sinne sagen könne, ihre Gesellschaft sterbe nicht, weil sie (so gut als die Mönche) dafür sorgen, dafs keine leer

gewordene Stelle unbesetzt bleibe. Es versteht sich also von selbst, daß sie immer bereit sind, ihrem Orden Proselyten, Gläubige und Beförderer anzuwerben, so bald ihnen Leute aufstossen, an welchen sie einige Kennzeichen der Empfänglichkeit für ihre Geheimnisse zu entdecken glauben. Findet sich dann schon, daß einer, mit dem man sich bis auf einen gewissen Punkt eingelassen hat, nicht zu einem wirklichen Ordensgliede taugt: so ist er doch vielleicht, auch ohne sein Wissen und Wollen, zu Beförderung irgend einer Absicht der erhabenen Adepten, die an der Spitze der löblichen Brüderschaft stehen, zu gebrauchen. Diefs scheint nun gerade bey Paul Lukas der Fall gewesen zu seyn. Es ist wohl möglich, daß die Disposition, die der hochwürdige Bruder Derwisch Anfangs an ihm wahrzunehmen glaubte, ihn bewogen haben könne, ihm solche historische Notizen von den Geheimnissen des Ordens zu geben, die seine Empfänglichkeit für das kabbalistische Licht auf die Probe stellen konnten. Da sichs aber zeigte, daß Lukas in den Grenzen einer kalten Bewunderung stehen blieb, und kein Verlangen bezeigte, in

das innere Heiligthum des mysteriösen Tempels, dessen Außenseite er anstaunte, eingeführt zu werden: so ließ es der Derwisch bey dem Gesagten bewenden; zufrieden, es einem Manne gesagt zu haben, der es wieder sagen und bey seiner Nachhausekunft nicht ermangeln würde, es durch seine Reisebeschreibung bekannt genug zu machen. Konnte Lukas nicht auf diese Weise, ohne sein Wissen, ein Werkzeug seyn, die *Famam fraternitatis* (die vielleicht damahls einen solchen Trompetenstoß nöthig hatte) von neuem durch alle Lande erschallen zu machen? Konnte dadurch nicht mancher schlummernde Bruder wieder erweckt, mancher *Homobonae voluntatis* aufmerksam gemacht und zum Suchen angetrieben, ja vielleicht dem ganzen Institut wieder neues Leben, neue Thätigkeit, auch wohl in der Folge eine bessere Form, ein bestimmterer Plan und unsern Zeiten angemessnere Zwecke gegeben werden?

Ich will diese Vermuthung für nichts mehr als was sie ist gehalten wissen, und unterwerfe sie, wie diesen ganzen Aufsatz, dem Urtheil der Leser, allenfalls auch der Berich-

tigung oder weitem Aufklärung derjenigen,
die mehr als ich von solchen Dingen wissen,
und begnüge mich zum Schlusse mit Oberon
zu sagen:

Nur wer das Licht nicht scheut, der ist mit
mir verbrüdet!

DER
STEIN DER WEISEN.

Eine Erzählung.

Als Zugabe zu Nikolas Flamel. 1786.

In den Zeiten, da Kornwall noch seine eigenen Fürsten hatte, regierte in dieser kleinen Halbinsel des grossen Britanniens ein junger König Namens Mark, ein Enkel desjenigen, der durch seine Gemahlin, die schöne Yselde, auch Yseult die Blonde genannt, und ihre Liebesgeschichte mit dem edeln und unglücklichen Tristan von Leonnois so berühmt worden ist.

Dieser König Mark hatte viel von seinem Großvater: er war hoffärtig ohne Ehrgeitz, wollüstig ohne Geschmack, und geitzig ohne ein guter Wirth zu seyn. So bald er zur Regierung kam, welches sehr früh geschah, fing er damit an, sich seinen Leidenschaften und Launen zu überlassen, und auf einem Fuß zu leben, der ein weit größeres und reicheres Land als das seinige hätte zu Grunde richten müssen. Als seine gewöhnlichen Einkünfte nicht mehr zureichen wollten, drückte er seine Unterthanen mit neuen Auflagen; und als sie nichts mehr zu geben hatten, machte er sie selbst zu Gelde, und verkaufte sie an seine Nachbarn.

Bey allem dem hielt König Mark einen glänzenden Hof, und wirthschaftete als ob er eine unerschöpfliche Goldquelle gefunden hätte. Nun hatte er sie zwar noch nicht gefunden, aber er suchte sie wenigstens sehr eifrig; und sobald dieß ruchtbar wurde, stellten sich allerley sonderbare Leute an seinem Hofe ein, die ihm suchen helfen wollten. Schätzgräber, Geisterbeschwörer, Alchymisten, und Beutelschneider die sich Schüler der drey-mahl grossen Hermes nannten, kamen von

allen Enden herzu, und wurden mit offenen Armen aufgenommen; denn der arme Mark hatte zu allen seinen übrigen Untugenden auch noch die, daß er der leichtgläubigste Mensch von der Welt war, und daß der erste beste Landstreicher, der mit geheimen Wissenschaften prahlte, alles aus ihm machen konnte was er wollte. Es wimmelte also an seinem Hofe von solchem Gesindel.

Der eine gab vor, er hätte eine naturliche Gabe alle Schätze zu wittern, die unter der Erde vergraben lägen; ein andrer wußte sie mit Hülfe der Wünschelruthe zu entdecken; ein dritter versicherte, daß das eine und das andere vergeblich sey, wenn man nicht das Geheimniß besitze, die Geister, die in Gestalt der Greifen, oder unter andern noch fürchterlichern Larven, die unterirdischen Schätze bewachten, einzuschläfern, zu gewinnen, oder sich unterwürfig zu machen; und er liefs sich auf eine bescheidene Art anmerken, daß er im Besitze dieser Geheimnisse sey.

Noch andere sahen auf alle magischen Künste mit Verachtung herab; bey ihnen ging alles natürlich zu. Sie verwarfen alle,

Talismane, Zauberworte, Kreise, Karaktere, und was in diese Rubrik gehört, als eitel Betrügerey und Blendwerk. Was jene durch übernatürliche Kräfte zu leisten vorgaben, das leisteten sie, wenn man ihnen glaubte, durch die bloßen Kräfte der Natur. Wer in das innerste Heiligthum derselben eingedrungen ist, sagten sie; wer in dieser ihrer geheimen Werkstätte die wahren Elemente der Dinge, ihre Verwandtschaften, Sympathien und Antipathien kennen gelernt hat; wer den allgestaltigen Naturgeist mit dem allauflösenden Natursalze zu vermählen weiß, und durch Hülfe des alldurchdringenden Astralfeuers diesen Proteus fest halten und in seiner eigenen Urgestalt zu erscheinen zwingen kann: der allein ist der wahre Weise. Er allein verdient den hohen Namen eines Adepten. Ihm ist nichts unmöglich, denn er gebietet der Natur, welcher alles möglich ist. Er kann die geringern Metalle in höhere verwandeln; er besitzt das allgemeine Mittel gegen alle Krankheiten; er kann, wenn es ihm und den Göttern gefällt, Todte ins Leben zurück rufen, und es steht in seiner Macht, selbst so lange zu leben, bis

es ihm angenehmer ist in eine andere Welt überzugehen.

König Mark fand dieß alles sehr nach seinem Geschmacke: aber weil er sich doch nicht entschließen konnte, nur Einen von seinen Wundermännern beyzubehalten und die übrigen fortzuschicken, so behielt er sie alle, und versuchte es mit einem nach dem andern. Der Tag wurde mit Laborieren, die Nacht mit Geisterbannen und Schatzgraben zugebracht; und wie die Betrüger sahen, daß er kein Freund von Monopoliën war, so vertrugen sie sich, zu seiner großen Freude, gar bald so gut zusammen, als ob alles in Einen Beutel ginge.

Verschiedene Jahre verstrichen auf diese Weise, ohne daß König Mark dem Ziele seiner Wünsche um einen Schritt näher kam. Er hatte die Hälfte seines kleinen Königreichs aufgraben lassen und keinen Schatz gefunden; und über der Hoffnung, alles Kupfer und Zinn seiner Bergwerke in Gold zu verwandeln, war alles Gold, das seine Vorfahrer daraus gezogen hatten, zum Schorstein hinaus geflogen.

Einem andern wären nach so vielen verunglückten Versuchen die Augen aufgegangen; aber Mark, dessen Augen immer trüber wurden, wurde desto hitziger auf den Stein der Weisen, je mehr er sich vor ihm zu verbergen schien. Seine Hoffnung, den allgestaltigen Proteus endlich einmahl fest zu halten, stieg in eben dem Verhältnisse, wie die Schale seines Verlustes sank: er glaubte dafs er nur noch nicht an den rechten Mann gerathen sey; und indem er zehn Betrüger fortjagte, war ihm der eilfte neu angelangte willkommen.

Endlich liess sich ein Ägyptischer Adept aus der ächten und geheimen Schule des grossen Hermes bey ihm anmelden. Er nannte sich Misfragmutosiris, trug einen Bart, der ihm bis an den Gürtel reichte, eine pyramidenförmige Mütze, auf deren Spitze ein goldner Sfinx befestigt war, einen langen mit Hieroglyphen gestickten Rock, und einen Gürtel von vergoldetem Blech, in welchen die zwölf Zeichen des Thierkreises gegraben waren. König Mark schätzte sich für den glücklichsten aller Menschen, einen Weisen von so viel versprechendem Ansehen an seinem Hofe

ankommen zu sehen; und wiewohl der Ägypter sehr zurückhaltend that, so wurden sie doch in kurzem ziemlich gute Freunde. Alles an ihm, Gestalt, Kleidung, Sprache, Manieren und Lebensart, kündigte einen außerordentlichen Mann an. Er aß immer allein und nichts was andere Menschen essen; er hatte einige große Schlangen und ein ausgestopftes Krokodill bey sich in seinem Zimmer, denen er mit großer Achtung begegnete, und mit welchen er von Zeit zu Zeit geheime Unterredungen zu halten schien. Er sprach die wunderbarsten und räthselhaftesten Dinge mit einer Offenheit und Gleichgültigkeit, als ob es die gemeinsten und bekanntesten Dinge von der Welt wären: aber auf Fragen antwortete er entweder gar nicht; oder wenn er es that, so geschah es in einem Tone, als ob nun weiter nichts zu fragen übrig wäre, wiewohl der Fragende jetzt noch weniger wußte als zuvor. Von Personen, die vor vielen hundert Jahren gelebt hatten, sprach er als ob er sie sehr genau gekannt habe; und überhaupt mußte man aus seinen Reden schließen, daß er wenigstens ein Zeitgenosse des Königs Amasis gewesen sey, wiewohl er sich nie

deutlich darüber erklärte. Was ihm bey Mark den meisten Kredit gab, war, daß er viel Gold und eine Menge seltner Sachen bey sich hatte, und von sehr großen Summen als von einer Kleinigkeit sprach. Alle diese Umstände schraubten nach und nach die Neugier des leichtgläubigen Königs von Cornwall so hoch hinauf, daß er es nicht länger aushalten konnte; und, wie er es nun auch angefangen haben mochte, genug, der weise Misfragmutosiris ließ sich endlich erbitten, oder sein Herz erlaubte ihm nicht länger undankbar gegen die Ehrenbezeugungen und Geschenke zu seyn, womit ihn der König überhäufte; und so entdeckte er ihm endlich — doch nicht eher als bis er ihn mittelst verschiedener Iniziaktionen durch einige höhere Grade des Hermetischen Ordens geführt hatte — das ganze Geheimniß seiner Person.

Die Götter, sagte Misfragmutosiris, geben ihre kostbarsten Gaben wem sie wollen. Ich war nichts weiter als ein Mensch wie andere; noch jung, doch nicht ganz unerfahren in den Mysterien der Ägyptischen Philosophie: als mich die Neugier anwandelte, in das Innere der großen Pyramide zu Memfis,

deren Alter den Ägyptern selbst ein Geheimniß ist, einzudringen. Eine gewisse hieroglyphische Aufschrift, die ich schon zuvor über dem Eingang des ersten Sahles entdeckt und abgeschrieben hatte, brachte mich, nach vieler Mühe ihren Sinn zu errathen, auf die Vermuthung, daß diese Pyramide das Grabmahl des großen Hermes sey. Ich beschloß, mich in einer Stunde hinein zu wagen, worin gewiß noch kein Sterblicher sich dessen unterfangen hat; und noch jetzt wäre mir meine Verwegenheit unbegreiflich, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß dieser Gedanke, dessen meine eigene Seele nicht fähig war, von einer höhern Macht in mir erschaffen wurde. Genug, ich stieg um Mitternacht, ohne Licht und mit gänzlicher Ergebung in die Führung desjenigen, der mir ein so kühnes Unternehmen eingegeben, in die Pyramide hinab. Ich war auf einem sanften Abhang eine Zeit lang abwärts, und dann wieder eben so unvermerkt empor gestiegen, als ich auf einmal ein helles Licht erblickte, das wie eine Kugel vom reinsten gediegenen Feuer vor mir her schwebte.

Hier hielt Misfragmutosiris einige Augenblicke ein. — Und ihr hattet den Muth diesem Lichte zu folgen? fragte König Mark, der in der Stellung eines versteinerten Horchers, den Leib schräg vorwärts gebogen, mit straff zurück gezogenen Füßen, beide Hände auf die Knie gestützt, ihm gegenüber saß, und furchtsam nur eine Sylbe von der Erzählung zu verlieren, wiewohl unter beständigem Schaudern vor dem was kommen würde, mit zurück gehaltenem Athem und weit offenen Augen zuhörte.

Ich folgte dem Lichte, fuhr der Ägypter fort, und kam durch einen immer niedriger und enger werdenden Gang in einen viereckigen Sahl von poliertem Marmor, dessen Ausgang mich in einen andern Gang leitete. Als ich ungefähr funfzig Schritte fortgekrochen war, fand ich zwey Wege vor mir. Der eine schien ziemlich steil in die Höhe zu führen, der andere, linker Hand, lief gerade fort. Ich folgte der Lichtkugel auf diesem letztern, bis ich an den Rand eines tiefen Brunnens gelangte. Bey dem sehr lebhaften Lichte, das die Kugel umher streute, wurde ich gewahr, daß eine Anzahl kurzer

eiserner Stangen, eine ungefähr zwey Spannen weit von der andern, von oben bis unten aus der Mauer hervorragten, eine gefährliche Art von Treppe, auf welcher man zur Noth in den Brunnen hinab steigen konnte. Ohne mich lange zu bedenken, schickte ich mich an, diese schwindlige Fahrt anzutreten, und war schon drey oder vier Stufen hinab gestiegen, als die Lichtkugel plötzlich verschwand und mich in der schrecklichsten Dunkelheit zurück liefs.

Ich begreife nicht, wie ich in diesem entsetzlichen Augenblicke nicht vor Schrecken in den Abgrund hinunter stürzte. Genug, ich fafste mich, und fuhr mit verdoppelter Behutsamkeit fort hinab zu klettern, indem ich mich mit Einer Hand an einer Stange über mir fest hielt, während ich eine andere unter mir mit den Füfsen suchte. Endlich merkte ich, dafs keine Stangen mehr folgten; ich hörte das Wasser unter mir rauschen; aber zugleich ward ich an der Seite, woran ich herunter gestiegen, einer Öffnung gewahr, aus welcher mir ein dämmernder Schein entgegen kam. Ich sprang in diese Öffnung hinein, und gelangte auf einem abschüssigen Weg in eine

ungeheure Höhle von glimmerndem Granit, die durch einen mitten aus der gewölbten Decke herab hangenden grossen Karfunkel erleuchtet war. Wie gross war meine Bestürzung, als ich mich auf einmahl an dem Rande eines reissenden Stromes sah, der sich mit entsetzlichem Geräusch aus einer Öffnung dieser Höhle über schroffe Felsenstücke herab stürzte! Indessen bedachte ich mich nur einen Augenblick was ich zu thun hätte. Ich war schon zu weit gegangen um wieder zurück zu gehen, und ein Genius schien mir zuzuflüstern, daß mir alle diese Schwierigkeiten nur, um meinen Muth zu prüfen, entgegen gestellt würden. Ich zog alle meine Kleider aus, band sie in einen Bündel über meinem Kopfe zusammen, und stürzte mich in den Strom. In wenigen Augenblicken wurde ich von der Gewalt desselben durch ein dunkles Gewölbe fortgerissen. Nun merkte ich, daß das Wasser unter mir seicht wurde; bald darauf verlor es sich gänzlich, und liefs mich in einer grossen Höhle auf einem moosigen Grunde sitzen. Eine ungewöhnliche Hitze, die ich hier verspürte, trocknete mich so schnell, daß ich mich sogleich wieder anzog, um zu sehen,

wohin mich eine ziemlich enge Öffnung führen würde, aus welcher ein lebhafter Schein in die Höhle eindrang. So wie ich der Öffnung näher kam, hörte ich ein zischendes Geprassel, wie von einem lodernden Feuer. Ich kroch hinein, die Öffnung erweiterte sich allmählich, und ich befand mich am Eingang eines weiten gewölbten Raumes, wo mein Fortschritt durch ein neues Hinderniß gehemmet wurde, das noch viel fürchterlicher als alle vorigen war.

Ich sah einen feurigen Abgrund vor mir, der beynahe den ganzen Raum erfüllte, und dessen wallende Flammen, wie aus einem Feuersee, über die Ufer von Granitfelsen, womit es rings um eingefast war, empor lodernten, und bis an meine Füße herauf zu zücken schienen. Statt einer Brücke war eine Art von Rost, aus vierfach neben einander liegenden schmalen Kupferblechen zusammengefügt, hinüber gelegt, der von einem Ufer zum andern reichte, aber kaum drey Palmen breit war. Ich gestehe aufrichtig, ungeachtet der großen Hitze dieses schrecklichen Ortes lief mirs eiskalt durchs Rückenmark auf und nieder: aber was war hier anders zu thun,

als auch dieses Abenteuer zu wagen, ohne mich lange über die Möglichkeit zu bedenken? Wie ich hinüber gekommen, weiß ich selbst nicht: genug ich kam hinüber; und ehe ich Zeit hatte wieder zu mir selbst zu kommen, fühlte ich mich von einem Wirbelwind ergriffen, und mit unbeschreiblicher Geschwindigkeit durch die grauenvollste Finsterniß fortgezogen. Ich verlor alle Besinnung, kam aber bald wieder zu mir selbst, indem ich mich etwas unsanft gegen eine Pforte geworfen fühlte. Sie sprang auf, und ich befand mich auf meinen Füßen stehend, in einem herrlich erleuchteten Saale, dessen gewölbte mit Azur überzogene Decke die Halbkugel des Himmels vorstellte, und mit einer unendlichen Menge von Karfunkeln, als eben so viel Sternbildern, eingelegt war. Sie ruhte auf zwey Reihen massiv goldener Säulen, an welchen unzählige Hieroglyphen aus Edelsteinen von allen möglichen Farben schimmerten. Ich stand etliche Minuten ganz verblendet und entzückt von der Herrlichkeit dieses Ortes.

Das glaub' ich, rief König Mark, und nach solchen ausgestandenen Fährlichkeiten!

Ich möchte da wohl an euerm Platze gewesen seyn!

Als ich mich wieder in etwas gefaßt hatte, (fuhr Misfragmutosiris in seiner Erzählung fort, ohne auf die lebhafteste Theilnehmung des Königs Acht zu geben) fiel mir eine hohe Pforte von Ebenholz in die Augen, vor welcher zwey Sfinxe von kolossalischer Gröfse einander gegenüber lagen. Sie waren aus Elfenbein geschnitzt, und von wunderbarer Schönheit: aber, zu meinem grofsen Bedauern, lagen sie so dicht an der Pforte und so nahe beysammen, dafs es schlechterdings für mich unmöglich schien, sie zu öffnen, und die Begierde zu befriedigen, welche mich in ein so gefahrvolles Abenteuer verwickelt hatte. Indem ich nun, der verbotenen Pforte gegenüber stehend, vergebens auf ein Mittel sann diese Schwierigkeit zu überwinden, erblickte ich über der Thür, in diamantnen Charakteren der heiligen Priesterschrift, die mir nicht unbekannt war, den Nahmen Hermes Trismegistos. Ich las ihn mit lauter Stimme, und kaum hatte ich ihn ausgesprochen, so öffnete sich die Pforte von selbst, die beiden Sfinxe belebten sich, sahen mich mit funkeln-

den Augen an, und wichen so weit zurück, daß ich zwischen ihnen durchgehen konnte. So bald ich über die Schwelle der Pforte von Ebenholz geschritten war, schlossen sich ihre Flügel, wie von einem inwohnenden Geiste bewegt, von sich selbst wieder zu, und ich befand mich in einem runden Dome von schwarzem Jaspis, dessen furchtbares Dunkel nur von Zeit zu Zeit, in Pausen von zehn bis zwölf Sekunden, durch eine Art von plötzlichem Wetterleuchten erhellt wurde, das an den schwarzen glatt geschliffnen Wänden herum zitterte, und eben so schnell verschwand als entstand.

Bey dieser majestätischen und geheimnißvollen Art von Beleuchtung erblickte ich in der Mitte des Doms ein großes Prachtbette von unbeschreiblichem Reichthum, worauf ein langer ehrwürdiger Greis, mit kahlem Haupte und einem schloßweißen Barte, die Hände auf die Brust gelegt, sanft zu schlummern schien. Zu seinen Häupten lagen zwey Drachen, von so seltsamer und schrecklicher Gestalt, daß ich sie noch jetzt, nach so viel Jahrhunderten, vor mir zu sehen glaube. Sie hatten einen flachen Kopf mit langen herab

hangenden Ohren, runde gläserne Augen, die weit aus ihren Kreisen hervorragten, einen Rachen gleich dem Krokodill, einen langen äußerst dünnen Schwanenhals, und ungeheure lederne Flügel, wie die Fledermäuse; der vordere Theil des Leibes war mit starren spiegelnden Schuppen bedeckt und mit Adlersfüßen bewaffnet, und der Hinterleib endigte sich in eine dicke siebenmahl um sich selbst gewundene Schlange. Ich bemerkte bald, daß das Wetterleuchten, das diesen Dom alle zehn Sekunden auf einen Augenblick erhellte, aus den Nasenlöchern dieser Drachen kam, und daß dieß ihre Art zu athmen war. Wie schauderhaft auch der Anblick dieser gräßlichen Ungeheuer war, so schienen sie doch nichts feindseliges gegen mich im Sinne zu haben, sondern erlaubten mir, den majestätischen Greis, der hier den langen Schlaf des Todes schlief, bey dem flüchtigen Lichte das sie von sich gaben, so lang' ich wollte zu betrachten. Ich bemerkte eine dicke Rolle von Ägyptischem Papier, die zu den Füßen des Greises lag, und mit Hieroglyphen und Charakteren beschrieben schien. Eine unsäglich Begierde, der Besitzer dieser Handschrift

zu seyn, bemächtigte sich meiner bey diesem Anblick; denn ich zweifelte nicht, daß sie die verborgensten Geheimnisse des großen Hermes enthalte. Zehnmahl streckte ich die Hand nach ihr aus, und zehnmahl zog ich sie wieder mit Schaudern zurück. Endlich wurde die Begierde Meister, und meine Hand berührte schon den heiligen Schatz, gegen welchen ich alle Schätze über und unter der Erde verachtete; als mich ein Blitz aus dem Munde eines der beiden Drachen plötzlich zu Boden warf, und alle meine Glieder dergestalt lähmte, daß ich unfähig war wieder aufzustehen. Sogleich fuhr eine kleine geflügelte und gekrönte Schlange, die den hellsten Sonnenglanz von sich warf, aus der Kuppel des Doms herab, und hauchte mich an: ich fühlte die Kraft dieses Anhauchs, gleich einer lieblich scharfen geistigen Flamme, alle meine Nerven dergestalt durchdringen, daß ich etliche Augenblicke wie betäubt davon war. Als ich mich aber wieder aufraffte, sah ich einen Knaben vor mir, der auf einem Lotusblatte saß, und indem er den Zeigefinger der rechten Hand auf den Mund drückte, mir mit der linken die Rolle darreichte, die ich zu

den Füßen des schlafenden Greises gesehen hatte. Ich erkannte den Gott des heiligen Stillschweigens, und warf mich vor ihm zur Erde: aber er war wieder verschwunden; und nun wurde ich erst gewahr, daß ich mich, ohne zu begreifen wie es damit zugegangen, anstatt in der großen Pyramide bey Memfis, in meinem Bette befand. —

Wunderbar! seltsam, bey meiner Ehre! rief König Mark, mit allen Zeichen des Erstaunens und der Überraschung auf dem gläubigsten Gesichte von der Welt.

So kam es mir auch vor, erwiederte Misfragmutosiris; und ich würde mich sicher selbst beredet haben, daß mir alle diese wunderbaren Dinge bloß geträumt hätten, wenn die geheimnißvolle Rolle in meiner Hand mich nicht von der Wirklichkeit derselben hätte überzeugen müssen. Ich betrachtete sie nun mit unbeschreiblichem Entzücken, ich betastete und beroch sie auf allen Seiten, und konnte es gleichwohl kaum meinen eignen Sinnen glauben, daß ein so unbedeutender Mensch als ich der Besitzer eines Schatzes sey, um welchen Könige ihre Kronen gegeben hätten. Das Papier war von der schönsten

Purpurfarbe, die Hieroglyphen gemahlt, und die Charaktere von dünn geschlagenem Golde.

Das muß ein schönes Buch seyn, sprach König Mark; ich weiß nicht was ich nicht darum gäbe, es nur eine Minute lang in meiner Hand zu haben. Dürft' ich bitten? —

Von Herzen gern, wenn es noch in meinen Händen wäre.

Wie? Es ist nicht mehr in euern Händen? rief Mark mit kläglichem Stimm.

Ich besaß es nur sieben Tage. Am achten erschien mir der Knabe auf dem Lotusblatte wieder, nahm die Rolle aus meiner Hand, und verschwand damit auf ewig. Aber diese sieben Tage waren für mich hinreichend, mich zum Meister von sieben Geheimnissen zu machen, deren geringstes von unschätzbarem Werth in meinen Augen ist. Seit dieser merkwürdigen Nacht sind nun über tausend Jahre verstrichen —

Über tausend Jahre? unterbrach ihn König Mark abermahl — Ists möglich? über tausend Jahre?

Alles ist möglich, antwortete der tausendjährige Schüler des großen Hermes, mit seinem gewöhnlichen Kaltsinne: dies ist

es kraft des siebenten Geheimnisses. Seit dem ich im Besitze desselben bin, ist der ganze Erdboden mein Vaterland, und ich sehe Königreiche und Geschlechter der Menschen um mich her fallen wie die Blätter von den Bäumen. Ich wohne bald hier bald da, bald in diesem bald in jenem Theile der Welt; ich rede alle Sprachen der Menschen, kenne alle ihre Angelegenheiten, und habe bey keiner zu gewinnen noch zu verlieren. Ich verlange über niemand zu herrschen und bin niemanden unterthan: aber wenn ich (was mir selten begegnet) einen guten König antreffe, so habe ich mein Vergnügen daran, sein Vermögen Gutes zu thun zu vermehren.

König Mark versicherte, er wünsche und hoffe einer von den guten Königen zu seyn; wenigstens habe er immer seine Lust daran gehabt Gutes zu thun; und bloß, um unendlich viel Gutes thun zu können, habe er sich immer gewünscht, den Stein der Weisen in seine Gewalt zu bekommen.

Misfragmutosiris gab ihm zu verstehen, dazu könne wohl noch Rath werden; er schien die Sache als eine Kleinigkeit zu

betrachten, wollte sich aber dießsmahl nicht näher darüber erklären.

König Mark, der einen Mann, dem nichts unmöglich war, zu Freunde hatte, glaubte den Stein der Weisen schon in seiner Tasche zu fühlen, und gab, auf Abschlag der Goldberge, in welche er seine Kupferberge bald zu verwandeln hoffte, alle Tage glänzendere Feste; denn der Wundermann mit dem goldenen Sfinx auf der Mütze, der schon tausend Jahre alt war, alle Krankheiten heilen konnte, und einen Krokodill zum *Spiritus familiaris* hatte, war bereits im ganzen Land erschollen, und mit der hohen Meinung, die das Volk von ihm gefaßt hatte, war auch der gesunkene Kredit des Königs wieder höher gestiegen. Die Königin Mabilje mit ihren Damen und Jungfrauen trug nicht wenig bey, diese Hoflustbarkeiten lebhafter und schimmernder zu machen. Es war zwar schon lange, daß König Mark, der die Veränderung liebte, seiner Gemahlin einige Ursachen gab, sich von ihm für vernachlässiget zu halten; und die Eifersucht, womit sie ihm ihre Zärtlichkeit zu beweisen sich verbunden hielt, war ihm so beschwerlich gefallen, daß ihm

zuweilen der Wunsch entfahren war, daß sie (ihrer Tugend unbeschadet) irgend ein anderes Mittel, sich die lange Weile zu vertreiben, ausfündig machen möchte, als das Vergnügen, das sie daran zu finden schien, wenn sie ihm seine kleinen Zeitkürzungen verkümmern konnte. Er schien es daher entweder nicht zu bemerken, oder (wie einige Hofleute wissen wollten) es heimlich ganz gern zu sehen, daß ein schöner junger Ritter, der seit kurzem unter dem Nahmen Floribell von Nikomedien an seinem Hoflager erschienen war, sich auf eine sehr in die Augen fallende Art um die Gunst der Königin bewarb, und alle Tage grössere Fortschritte in derselben machte. In der That war es schon so weit gekommen, daß Mabillje ihre Parteylichkeit für den schönen Floribell sich selbst nicht länger läugnen konnte: da sie aber fest entschlossen war einen tapfern Widerstand zu thun, so nahmen ihr die Angelegenheiten ihres eigenen Herzens so viel Zeit weg, daß sie keine hatte, den König in den seinigem zu beunruhigen.

Wie lebhaft auch König Mark seine Geschäfte anf dieser Seite treiben mochte, so

verlor er doch das Ziel seiner Hauptleidenschaft keinen Augenblick aus dem Gesichte. Es waren nun bereits einige Monate verstrichen, seit der Erbe des grossen Trismegistos an seinem Hofe wie ein König bewirthet wurde, und Mark glaubte, sich einiges Recht an seine Freundschaft erworben zu haben. Misfragmutosiris hatte sich zwar bey aller Gelegenheit gegen Belohnungen und grosse Geschenke erklärt; aber kleine Geschenke, pflegte er zu sagen, die ihren Werth bloß von der Freundschaft erhalten, deren Symbole sie sind, kann sich kein Freund weigern von dem andern anzunehmen. Weil aber die Begriffe von klein und gross relativ sind, und unser Adept von Sachen, die nach der gemeinen Schätzung einen grossen Werth haben, als von sehr unbedeutenden Dingen sprach: so hatten die kleinen Geschenke, die er nach und nach von seinem Freunde Mark anzunehmen die Güte gehabt hatte, die Schatzkammer des armen Königs ziemlich erschöpft, und es war hohe Zeit ihr durch neue und ergiebige Zuflüsse wieder aufzuhelfen. Der Ägypter schien die Billigkeit hiervon selbst zu fühlen; und bey der ersten Anregung,

welche der König von den sieben Geheimnissen that, trug er kein Bedenken mehr, ihm zu gestehen, daß das erste und geringste derselben die Kunst, den Stein der Weisen zu bereiten, sey. Mark betheuerte, daß er mit diesem geringsten gern fürlieb nehmen wolle, und der Adept machte sich ein Vergnügen daraus, ihm ein Geheimniß zu entdecken, worauf er selbst zwar keinen großen Werth legte, das aber gleichwohl, wie er weislich sagte, um des Mißbrauchs willen allen Profanen ewig verborgen bleiben müsse.

Der wahre Hermetische Stein der Weisen, sagte er, kann aus keiner andern Materie als aus den feinsten Edelsteinen, Diamanten, Smaragden, Rubinen, Saffiren und Opalen gezogen werden. Die Zubereitung desselben, mittelst Beymischung eines großen Theils Zinnober, und einiger Tropfen von einem aus verdickten Sonnenstrahlen gezogenen flüchtigen Öhle, ist weniger kostbar oder verwickelt, als mühsam, und erfordert bey nahe nichts als einen ungewöhnlichen Grad von Aufmerksamkeit und Geduld; und dieß ist die Ursache, warum es der Mühe nicht

werth wäre, einen Versuch im Kleinen zu machen. Das Resultat der Operazion, welche unter meinen Händen nicht länger als drey-mahl sieben Tage dauert, ist eine Art von purpurrother Masse, die sehr schwer ins Gewicht fällt, und sich zu einem feinen Mehle schaben läßt, wovon eines halben Gerstenkorns schwer hinreichend ist, zwey Pfund Bley zu eben so viel Gold zu veredeln: und dieß ist, was man den Stein der Weisen zu nennen pflegt.

König Mark brannte vor Begierde, so bald nur immer möglich einige Pfund dieser herrlichen Komposizion zu seinen Diensten zu haben. Er fragte also, ein wenig furchtsam; ob wohl eine sehr grose Quantität Edelsteine vonnöthen wäre, um ein Pfund des philosophischen Steines zu gewinnen?

O, sagte Misfragmutosiris, ich merke wo die Schwierigkeit liegt. An Edelsteinen soll es uns nicht fehlen; denn ich besitze auch das Geheimniß die feinsten und ächtesten Edelsteine zu machen. Ich muß gestehen, die Operazion ist etwas langweilig; sie erfordert gerade so viel Monate als der Stein der Weisen Tage: aber —

Nein, fiel ihm Mark in die Rede, so lange kann ich unmöglich warten! Lieber will ich meine Kronen und mein ganzes übriges Geschmeide dazu hergeben! Ein und zwanzig Monate sind eine Ewigkeit! Wenn wir nur erst den Stein aller Steine haben, so soll es uns an den übrigen nicht fehlen. Für Gold ist alles zu bekommen; und allenfalls habe ich nichts dagegen, wenn ihr bey guter Musse auch Edelsteine machen wollt.

Wie es beliebig ist, sagte der Adept. Von zwey Unzen Diamanten und zweymahl so viel Rubinen, Smaragden, und dergleichen, erhalten wir genau einen Stein von zwölf tausend Gran an Gewicht, und damit läßt sich schon was machen. Ich für meinen Theil brauche in hundert Jahren nicht so viel.

Kleinigkeit, rief König Mark; ich wette, an meiner schlechtesten Hauskrone müssen mehr Steine seyn als ihr verlangt: aber, wenn wir einmahl an die Arbeit gehen, so muß es auch der Mühe werth seyn. Laßt mich dafür sorgen! Wir müssen einen Stein von vier und zwanzig tausend Gran bekommen, oder ich heiße nicht König Mark!

Das beste ist, sagte der Adept, daß ich mit dem Sonnenöhl schon versehen bin, welches von allen Ingredienzien das kostbarste ist, und dessen Zubereitung ein und zwanzig Jahre dauert. Ich bin immer besorgt, einige Fiolen davon vorrätzig zu haben; denn, aufser dem daß es bey Verfertigung des Steins die Hauptsache ist, so ist es auch die Materie, woraus, vermittelt einer Koncentrazion welche dreymahl ein und zwanzig Jahre erfordert, das Hermetische Öhl der Unsterblichkeit bereitet wird, von dessen wunderbaren Kräften ich dir künftig so viel entdecken werde als mir erlaubt seyn wird.

König Mark war vor Freude aufser sich, einen Freund zu besitzen der solche Entdeckungen zu machen hatte, und eilte was er konnte, alles nöthige zu dem grofsen Werke veranstalten zu helfen. An Öfen und allen Arten chymischer Werkzeuge konnte es an einem Hofe, wo schon so lange laboriert wurde, nicht fehlen: aber Misfragnutosis erklärte sich, daß er aufser einem kleinen Herde, den er in einem Kabinette seines Zimmers bauen liefs, und einem Sacke voll Kohlen, nichts vonnöthen habe, weil er alles,

was zur Operazion erforderlich sey, bey sich führe. Als man mit den Zurüstungen fertig war, zog er die Gestirne zu Rathe, und setzte den Anfang der geheimen Arbeiten auf einen gewissen Tag um die erste Stunde nach Mitternacht fest. Vorher aber iniziirte er den König in einem neuen Grade der Hermetischen Mysterien, welcher ihn fähig machte, ein Augenzeuge aller zu dem großen Werke gehörigen Arbeiten zu seyn. Eine einzige höchst geheimnißvolle war hiervon ausgenommen, bey welcher der Geist des dreymahl großen Hermes selbst erscheinen mußte, um zu dem vorhabenden Werke seinen Beyfall zu geben. Die Gegenwart dieses Geistes ertragen zu können, war ein Vorrecht der Eingeweihten des höchsten Grades; und Misfragmutosiris gab dem Könige zu verstehen, daß er selbst unter allen Lebendigen der einzige, der sich dieses Vorrechtes rühmen könne, und kraft desselben das unsichtbare Oberhaupt des ganzen Hermetischen Ordens sey.

Endlich, als die sehnlich erwartete Mitternacht heran nahte, übergab König Mark dem Adepten eigenhändig ein goldenes Kästchen, mit

Dicksteinen, Smaragden, Rubinen, Saffiren und morgenländischen Opalen angefüllt, die er aus zwey oder drey von seinen Vorfahren geerbten Kronen hatte ausbrechen lassen. Bey dieser Gelegenheit wurde er zum ersten Mahle in das geheime Kabinet eingelassen, welches bisher, aufser dem Adepten, kein sterblicher Fuß hatte betreten dürfen. Es war um und um mit Ägyptischen Götterbildern und Hieroglyphen ausgeziert, und nur von einer einzigen Lampe, die von der Decke herab hing, beleuchtet; in der Mitte stand ein kleiner runder Herd vom schwarzem Marmor, in Form eines Altars, auf welchem das große Werk zu Stande kommen sollte. Misfragmutosis, in der Kleidung eines alten Ägyptischen Oberpriesters, fing die Ceremonie damit an, daß er den König mit einem angenehm betäubenden Rauchwerk beräucherte. Er zog hierauf einen großen Hermetisch - magischen Kreis um den Altar, und in denselben einen kleinern, den er mit sieben, wie jenen mit neun, hieroglyphischen Charakteren bezeichnete. Er befahl dem Könige in dem äußern Kreise stehen zu bleiben: er selbst aber trat in den innern Kreis vor den Altar, warf etliche

Körner Weihrauch in die Gluthpfanne, und murmelte einige dem Könige unverständliche Worte. So wie der Rauch in die Höhe stieg, erschien über dem Altar ein langöhriger Knabe auf einem Lotusblatte sitzend, den Zeigefinger der rechten Hand an den Mund gelegt, und in der linken eine brennende Fackel tragend. Mark wurde bey dieser Erscheinung leichenblafs und konnte sich kaum auf den Beinen erhalten: aber der Adept näherte seinen Mund dem rechten Ohre des Knaben, und flüsterte ihm etwas zu, worauf dieser mit einem bejahenden Kopfnicken antwortete, und verschwand. Misfragmutosiris hiefs den König gutes Muthes seyn, gab ihm, um seine Lebensgeister wieder zu stärken, einen Löffel voll von einem Elixier von grofser Tugend, und empfahl ihm morgen in der siebenten Stunde sich wieder einzufinden; indessen aber sich zur Ruhe zu begeben, während er selbst wachen werde, um der Erscheinung des grofsen Hermes, welche ihm angekündigt worden, abzuwarten, und die Mysterien zu vollziehen, womit das grofse Werk angefangen werden müsse, wenn man sich eines glücklichen Ausgangs versichern wolle.

König Mark begab sich voll Glauben und Erwartung in sein eigenes Gemach; und weil das, was ihm der Adept gegeben hatte, ein Schlaftrunk gewesen war, so schlief er hart und ununterbrochen zwey Stunden länger als die Zeit, auf welche er bestellt war. Endlich erwachte er, warf sich in seine Kleider und eilte dem geheimen Zimmer zu. Er fand alles in eben dem Stande wie er es verlassen hatte: nur der weise Misfragmutosiris und das goldne Kästchen mit den Edelsteinen waren unsichtbar geworden.

Es giebt keine Worte, um die Bestürzung des Königs zu schildern, wie er seine sanguinischen Hoffnungen und sein grenzenloses Vertrauen auf das Haupt des Hermetischen Ordens so grausam betrogen sah. Auf die erste Betäubung des Erstaunens folgte Unwillen über sich selbst, und dieser brach endlich in Verwünschungen und wüthende Drohungen gegen den Betrüger aus, der in einer sichern Freystätte seiner Leichtgläubigkeit spottete. Er war im Begriff in die Halle herunter zu steigen, und alle seine Reisigen und Knechte aufsitzen zu lassen, um dem Flüchtling auf allen Seiten nachzusetzen; als auf einmahl ein

wunderschöner Jüngling, in einem hell glänzenden Gewande, mit einer goldnen Krone auf dem Haupte und einem Lilienstängel in der Hand vor ihm stand, und ihn anredete. Ich kenne den Unfall, sprach der Jüngling, der dich beunruhiget, und bringe dir Entschädigung. Du suchest den Stein der Weisen. Nimm diesen Stein, bestreiche dreymahl mit ihm deine Stirne und deine Brust hin und wieder, und du wirst die Erfüllung deines Wunsches sehen. Mit diesen Worten gab ihm der Jüngling einen purpurrothen Stein in die Hand und verschwand.

König Mark sank aus einer Bestürzung in die andre. Er betrachtete den Stein, den er auf eine so wunderbare und unverhoffte Art empfangen hatte, von allen Seiten: und wiewohl er nicht begriff, wie die Erfüllung seiner Wünsche und das Bestreichen seiner Stirne und seiner Brust mit diesem Steine zusammen hange; so war er doch zu sehr gewohnt, Dinge, von denen er nichts begriff zu glauben und zu thun, als daß er hätte Anstand nehmen sollen, dem Befehle des Genius Folge zu leisten. Er bestrich sich also Stirne und Brust dreymahl mit dem

magischen Steine hin und wieder, und stand beym dritten Mahl — in einen Esel verwandelt da.

Während dafs dieses mit dem Könige vorging, erhob sich auf einem andern Flügel des Schlosses, wo die Königin wohnte, auf einmal ein entsetzlicher Lärm. Der junge schöne Ritter Floribell (der, wie wir nicht läugnen können, im Verdacht stand, die Nacht im Schlafzimmer der Königin zugebracht zu haben) hatte sich mit dem besten Theile ihrer Juwelen diesen Morgen unsichtbar gemacht. Mabillje war die erste Person am Hofe die es gewahr wurde. Sie war im Begriff vor Scham und Ärger sich ihre schönen Haare aus dem Kopfe zu raufen; als eine Dame von unbeschreiblicher Schönheit, in rosenfarbnem Gewand und mit einer Krone von Rosen auf dem Haupte, vor ihr stand und zu ihr sagte: Ich kenne dein Anliegen, schöne Königin, und komme dir zu helfen. Nimm diese Rose und stecke sie an deine Brust, so wirst du glücklicher werden als du jemahls gewesen bist. Mit diesen Worten reichte sie ihr eine Rose aus ihrer Krone und verschwand. Die Königin wufste nichts besseres zu thun als zu

gehorchen: sie steckte die Rose an ihren Busen, und sah sich in dem nehmlichen Augenblick in eine rosenfarbne Ziege verwandelt, und in eine unbekannte wilde Einöde versetzt.

Als die Kammerfrauen des Morgens um die gewöhnliche Stunde herein kamen, und weder die Königin, noch ihre Juwelen, noch den schönen Floribell fanden, war die Bestürzung und der Lärm so arg als man sich vorstellen kann. Man konnte nicht zweifeln, daß sie sich von dem jungen Ritter habe entführen lassen, und man ging, es dem König anzuzeigen. Aber wie groß ward erst der Schrecken und die Verwirrung, da auch der König und sein neuer Günstling, der Mann mit dem großen weißen Barte, nirgends zu finden waren! Sich vorzustellen, daß König Mark sich von dem alten Graubart habe entführen lassen, war keine Möglichkeit. Man stellte sich also gar nichts vor, wiewohl acht Tage lang in ganz Kornwall von nichts anderm gesprochen wurde. Die Ritter und Knappen setzten sich alle zu Pferde, und suchten den König und die Königin vier Monate lang in allen Winkeln von Britannien. Aber alles Suchen war umsonst. Sie kamen

wieder so klug nach Hause wie sie ausgezogen waren; und das einzige, womit sich das Volk tröstete, war die Überzeugung, daß es ihnen leicht seyn werde wieder einen König zu finden, wenn sie keinen weisen haben wollten als König Mark.

Der königliche Esel hatte sich indessen mit vieler Behutsamkeit, um nicht entdeckt zu werden, aus seiner Burg ins Freye hinaus gemacht, und war, mißmuthig und mit gesenkten Ohren, schon einige Stunden lang durch Wälder und Felder daher getrabt, als er in einem Hohlwege eine junge mit einem Quersack beladene Bäuerin antraf, deren Wohlgestalt, frische Farbe, und schönen blonden Haare ihm beym ersten Anblick etwas einflößten, das sich besser für seinen vorigen als gegenwärtigen Zustand schickte. Er blieb stehen um das junge Weib anzugaffen, die sich ganz außer Athem gelaufen hatte, und vor Müdigkeit nicht weiter konnte. Die Theilnehmung, die sie diesem allem Ansehen nach herrenlosen Thiere einzuflößen schien, erregte ihre Aufmerksamkeit: sie näherte sich ihm, streichelte ihn mit einer sehr weissen atlaßweichen Hand; und, da er ganz ruhig

und (zum Zeichen dafs es ihm wohl behage von einer so weichen Hand gekrabbelt zu werden) die Zähne blökte und beide Ohren Ellen lang vorstreckte, so bekam sie auf einmal Lust, ihn in ihre Dienste zu nehmen, und schwang sich auf seinen Rücken. Der Esel bequeme sich zu dem ungewohnten Dienste mit einer Gefälligkeit, von deren geheimem Beweggrunde die schöne Bäuerin sich wenig träumen liefs; er schien stolz auf die angenehme Bürde zu seyn, und trabte so munter mit ihr davon, wie der beste Maulesel aus Andalusien. Wiewohl sie nichts hatte womit sie ihn lenken konnte, als seine kurze Mähne, schien er doch die Bewegungen ihrer Hände, ja sogar den Sinn ihrer Worte zu verstehen; und so brachte er sie, durch eine Menge Abwege die sie ihm andeutete, gegen Einbruch der Nacht in eine wilde Gegend an der Seeküste, die von Felsen und Gehölz eingeschlossen und nur gegen die benachbarte See ein wenig offen war.

Sie hielten vor einer mit Kiefern und wildem Gebüsche umwachsenen Höhle still, wo die junge Bäuerin kaum mit etwas heller Stimme zwey- oder dreymahl Kasilde rief,

als ein feiner wohl gewachsner Mann von dreyßig bis vierzig Jahren, in Matrosenkleidung, aus der Höhle hervor eilte, und, mit großer Freude über ihre Ankunft, ihr von dem lastbaren Thier herunter half. Dank sey dem Himmel, rief er, sie umarmend, daß du da bist, liebe Kasilde; mir war schon herzlich bang, es möchte dir ein Unfall zugestossen seyn. — Sage lieber, Dank diesem guten Esel, versetzte die Bäuerin lachend; denn ohne ihn würdest du mich schwerlich so bald, vielleicht gar nicht wieder gesehen haben. — Dafür soll er nun auch ausrasten, und so viel Gras oder Disteln fressen als er in dieser hungrigen Gegend finden kann, sagte jener: ich bin unendlich in seiner Schuld, daß er dich, und, wie ich sehe, auch den lieben Quersack so glücklich in meine Arme geliefert hat.

Der König - Esel stutzte mächtig, da er eine Stimme hörte, die ihm nur gar zu wohl bekannt war. Er betrachtete die beiden Personen (denen er unvermerkt in die Höhle gefolgt war) beym Schein einer Lampe, die aus dem Felsen herab hing, und es kam ihm vor, als ob ihm die Züge des Matrosen und der

jungen Bäuerin nicht ganz fremde wären. Er schaute dem ersten schärfer ins Gesicht; die Ähnlichkeit schien immer gröfser zu werden; und, wie er von ungefähr nach einer Art von steinernem Tische sah, der aus einer von den Felsenwänden hervorragte, fiel ihm ein langer weißer Bart in die Augen, der auf einmahl ein verhafstes Licht in seinen dumpfen Schädel warf.

Ha, ha, rief die Bäuerin lachend; da ist ja auch der Hermetische Bart! — Ich weiß wahrlich nicht, sagte der Mann im nehmlichen Tone, warum ich ihn nicht unterwegs in eine Hecke geworfen habe; er hat nun seine Dienste gethan, und wir werden ihn schwerlich wieder nöthig haben. — Dafür ist gesorgt, versetzte jene, indem sie auf den Quersack klopfte. Sieh einmahl, und sage, ob ich nicht würdig bin die Geliebte eines Zeitgenossen des Königs Amasis zu seyn.

O gewiß, rief der weise Mifsfragmutosiris, und des dreymahl großen Hermes selbst, wenn du willst. Aber, fuhr er fort, indem er den Sack ausleerte, wo hast du deine schimmernde Hofritter-Kleidung gelassen, Kasilde? — „Wie du siehst, hab' ich sie mit

der ersten hübschen Bäuerin, die ich nach der Stadt zu Markte gehen sah, vertauscht.“ — Der Schade ist zu verschmerzen, sagte das unsichtbare Haupt des Hermetischen Ordens, indem er den kostbaren Inhalt des Quersackes durchmusterte: aber, damit du mir nicht gar zu stolz auf deine Talente wirst, Mädchen, — sieh einmahl her, ob ich mir die Abenteuer in der großen Pyramide zu Memphis, und den Schrecken, den mir die wetterleuchtenden Drachen am Prachtbette des großen Hermes eingejagt, nicht theuer genug habe bezahlen lassen.

Man stelle sich vor, wie des armen Esels Majestät dabey zu Muthe war, da er alle die Geschenke, die der schelmische Adept nach und nach von ihm erhalten hatte, mit den gesammten Edelsteinen seiner Kronen und dem größten Theile des Schmuckes der Königin, in funkelnder Pracht auf dem steinernen Tisch ausgebreitet sah. Wär' ihm nicht die unbegrenzte Duldsamkeit zu Statten gekommen, die als eine charakteristische Tugend der Gattung, zu welcher er seit kurzem gehörte, von jeher gepriesen worden ist, er würde sich unmöglich haben halten können, die Wuth, die in seinem Busen kochte, auf die fürchter-

lichste Art ausbrechen zu lassen. O warum mußte ich nun auch gerade in einen Esel verwandelt werden? dacht' er: wär' ich ein Leopard, ein Tieger, ein Nashorn, wie wollte ich! — Aber wozu kann das helfen? Mit einem Esel würden sie bald fertig werden. — So sprach der arme König Mark zu sich selbst, und lag in seinem Winkel so still und in einen so kleinen Raum zusammen geschmiegt, als ihm nur immer möglich war, um wenigstens seine Neugier zu befriedigen, indem er dem vertraulichen Gespräche dieser zu seinem Unglück verschwornen Schlauköpfe zuhörte.

Nachdem sie ihre Augen an der kostbaren Beute satt geweidet hatten, regte sich ein Bedürfnis von einer dringendern Art; denn sie hatten beide den ganzen Tag nichts gegessen. Der Adept, der immer an alles dachte, hatte, da ihm in der Burg noch alles zu Gebote stand, sich aus der königlichen Küche mit Vorrath auf etliche Tage reichlich versehen lassen. Er zog einen Theil davon nebst einer Flasche köstlichen Weins aus seinem Sacke, und, während sie sichs trefflich schmecken ließen, vergaßen sie nicht, sich durch tausend leichtfertige Einfälle über die Leicht-

gläubigkeit des Königs von Kornwall und die Schwachheit seiner tugendreichen Gemahlin lustig zu machen. Nun muß ich dir doch erzählen, lieber G a b l i t o n e, sagte die schöne Spitzbübin, wie ich es anfang, um die Tugend der guten Königin so kirre zu machen, daß ich Gelegenheit bekam, unsern Anschlag auszuführen.

„Wie du das anfangst, Kasilde? So wie du in deiner Hofritter - Kleidung aussahest, und bey allen deinen übrigen Gaben, welche Königin in der Welt hätte sich nicht von dir fangen lassen?“

Schmeichler! Die meinige zappelte noch im Garne so heftig, daß sie es beynahe zerrissen hätte. Meinen Verführungskünsten würde sie vielleicht widerstanden haben: aber die Eifersucht über die Buhlereyen des Königs, die lange Weile, die Gelegenheit, eine gereizte Einbildungskraft und unbefriedigte Sinne kämpften für mich, und sie wurde endlich überwältigt, indem sie sich bis auf den letzten Augenblick wehrte. Das Fest, das der König am Tage vor unsrer Entweichung gab, beförderte mein Glück nicht wenig. Ich verdoppelte die Lebhaftigkeit meiner Anfälle auf ihr Herz; Tanz

und Griechische Weine hatten ihr Blut erhitzt; eine gewisse Fröhlichkeit, der sie sich überliefs, machte sie sorglos und zuversichtlich; sie that, was sie noch nie gethan hatte, sie machte sich ein Spiel aus meiner Leidenschaft, und verwickelte sich unvermerkt immer stärker, je weniger sie Gefahr zu sehen schien. Endlich wirkte das Opiat, das ich zu gehöriger Zeit in ihren Wein hinein prakticiert hatte. Eine angenehme Mattigkeit überfiel ihre Sinne, ihre Augen funkelten lebhafter, aber ihre Knie erschlafften; sie schrieb es der Müdigkeit vom Tanze zu, und begab sich in ihr Schlafgemach. So bald ihre Jungfrauen sie zu Bette gebracht hatten, kamen sie in den Tanzsahl zurück, und ich schlich mich davon. Mabilje erschrak nicht wenig, da sie, schon halb eingeschlummert, mich vor ihrem Bette sah. Gleichwohl merkte ich, daß ich nicht ganz unerwartet kam, und daß ein anderer an meinem Platze klüger gethan hätte, etwas später zu kommen. Genug, die Delikatesse, womit ich, vermöge der Vortheile meines Geschlechts, meine vorgebliche Leidenschaft in diesen kritischen Augenblicken zu mäfsigen wufste, ohne darum weniger zärt-

lich und feurig zu scheinen, gewann unvermerkt so viel über die gute Dame, daß ich mich, wenn der Schlaftrunk nicht so wirksam gewesen wäre, in keiner geringen Verlegenheit befunden haben würde. Aber er überwältigte sie gar bald unter so zärtlichen Liebkosungen, daß sie beym Erwachen sich vermuthlich für viel strafbarer halten wird als ich sie machen konnte; und dieses Kästchen von Ambra mit dem besten Theil ihres Geschmeides ist der Beweis, daß ich meine Zeit nicht mit Betrachtung ihrer schlummernden Reitze verlor, wie vielleicht der weise Misfragmutosiris selbst an meinem Platze gethan haben möchte.

Spitzbübin, sagte Gablitone, indem er sie auf die Schulter klopfte: jedes von uns war auf seinem gehörigen Posten. Du hast deine Rolle wie eine Meisterin gespielt; und weniger konnte ich auch nicht von dir erwarten, als ich dich beredete das Theater zu Alexandria zu verlassen, und mir den Plan ausführen zu helfen, der uns so glücklich gelungen ist. Wir haben nun genug, um künftig bloß unsre eigenen Personen zu spielen. Morgen soll uns ein Fischerboot nach

Kleinbritannien hinüber bringen, und von dort wird es uns nicht an Gelegenheit fehlen in unser Vaterland zurückzukehren. Inzwischen, schöne Kasilde, laß uns dem guten Beyspiel unsers Esels folgen, der dort im Winkel eingeschlafen ist. Wir sind hier vor allen Nachsetzern sicher, und bedürfen der Ruhe.

Der königliche Esel war nichts weniger als eingeschlafen, wiewohl er sich so gestellt hatte. Der Verdrufs, sich so schändlich hintergangen zu sehen, ein Augen- und Ohrenzeuge der Ränke und des glücklichen Erfolges der Betrüger, und (was noch das ärgste war) aus einem König in einen Esel verwandelt zu seyn, seine Feinde vor Augen zu sehen und sich nicht an ihnen rächen zu können, ja in seiner Eselsgestalt noch sogar selbst ein Werkzeug ihres Glückes gewesen zu seyn, alles das schnürte ihm die Kehle so zusammen, daß er kaum noch athmen konnte. Aber eine andre Scene, die in alle Leidenschaften, welche in seinem Busen kochten, noch das Furiengift des Neides goß, setzte ihn auf einmahl in solche Wuth, daß er nicht länger von seinen Bewegungen Meister war. Er sprang mit einem gräßlichen Geschrey von

seinem Lager auf, und über die beiden Glücklichen her, die sich einer solchen Ungezogenheit zu ihrem Esel so wenig versehen hatten, daß sie etliche tüchtige Hufschläge davon trugen ehe sie sich seiner erwehren konnten. Aber der Handel fiel doch zuletzt, wie natürlich, zum Nachtheil des unglücklichen Königs aus; denn der ergrimnte Adept fand bald einen Knüttel, womit er einen so dichten Hagel von Schlägen auf den Kopf und Rücken des langöhrigen Geschöpfes regnen liefs, daß es halb todt zu Boden fiel, und zuletzt, nachdem jener auf inständiges Bitten der mitleidigen Kasilde seiner Rache endlich Grenzen setzte, in einem höchst kläglichen Zustande zur Höhle hinaus geschleppt wurde.

Der arme Mark war nunmehr auf einen Grad von Elend gebracht, wo der Tod das einzige zu seyn scheint, was einem, der ein Mensch und ein König gewesen war, in einer solchen Lage noch zu wünschen übrig ist. Aber der mächtige Trieb der Selbserhaltung ringt in jedem lebenden Wesen dem Tode bis zum letzten Hauch entgegen. Der gemifshandelte Esel kroch so weit er konnte von der verhafsten Höhle ins Gebüsche, und ein paar

Stunden Ruhe, die freye Luft, und etwas frische Weide, die er auf einem offnen Platze des Waldes fand, brachten ihn so weit, daß er mit Anbruch des Tages seine Beine wieder ziemlich munter heben konnte. Er lief den ganzen Tag in der Wildniß herum, ohne einen andern Zweck, als sich von den Wohnungen der Menschen zu entfernen, in deren Dienstbarkeit zu gerathen er nun für das einzige Unglück hielt, das ihm noch begegnen konnte; denn von Wölfen und andern reißenden Thieren war das Land ziemlich gereinigt. So trabte er den ganzen Tag auf ungebahnten Pfaden daher, stillte seinen Hunger so gut er konnte, trank, wenn er Durst hatte, aus einer Quelle oder Pfütze, und schlief des Nachts in irgend einem dicken Gebüsche, obwohl ihn die Erinnerung an seinen vorigen Zustand wenig schlafen liefs. Das seltsamste bey dem allen war, daß er die unselige Grille, die ihm so theuer zu stehen kam, das Verlangen nach dem Besitze des Steins der Weisen, auch in seinem Eselsstande nicht aus dem Kopfe kriegen konnte. Den Tag über dachte er an nichts andres, und des Nachts träumte ihm von nichts anderm.

Der wohlthätige Genius, der den Entschluß gefaßt hatte, ihn von dieser Thorheit zu heilen, machte sich diese Disposition seines Gehirnes zu Nutze, und wirkte durch einen Traum, was vielleicht die Vorstellungen und Gründe aller Weisen des Erdbodens wachend nicht bey ihm bewirkt haben würden.

Ihm träumte, er sey noch König von Cornwall, wie ehemahls, und stehe voll Unmuth über einen mißlungnen Versuch an seinem chemischen Herde. Auf einmahl sah er den schönen Jüngling wieder vor sich stehen, von welchem er den purpurrothen Stein empfangen zu haben sich sehr wohl erinnerte. König Mark, sprach der Genius mit einer Stirne voll Ernstes zu ihm, ich sehe, daß das Mittel, wodurch ich dich von deinem Wahnsinne zu heilen hoffte, nicht angeschlagen hat. Du verdienst, durch die Gewährung deiner Wünsche bestraft zu werden. Vergeblich würdest du bis ans Ende der Tage den Stein der Weisen suchen, denn es giebt keinen solchen Stein; aber nimm diese Lilie, und alles was du mit ihr berührst wird zu Golde werden. Mit diesen Worten reichte ihm der Jüngling die Lilie dar und verschwand.

König Mark stand einen Augenblick zweifelhaft, ob er dem Geschenke trauen sollte; aber seine Neugier und sein Durst nach Golde überwogen bald alle Bedenklichkeiten: er berührte einen Klumpen Bley, der vor ihm lag, mit der Lilie, und das Bley wurde zum feinsten Golde. Er wiederholte den Versuch an allem Bley und Kupfer, womit das Gewölbe angefüllt war, und immer mit dem nehmlichen Erfolge. Er berührte endlich einen großen Haufen Kohlen: auch dieser wurde in einen eben so großen Haufen Gold verwandelt. Die Wonnetrunkenheit des bethörten Königs war unaussprechlich. Er liefs unverzüglich zwölf neue Münzhäuser errichten, wo man Tag und Nacht genug zu thun hatte, alles Gold, das er mit seiner Lilie machte, in Münzen aller Arten auszuprägen. Da in Träumen alles sehr schnell von Statten geht, so befanden sich in kurzem alle Gewölbe seiner Burg mit mehr barem Gelde angefüllt, als jemahls auf dem ganzen Erdboden im Umlauf gewesen ist. Nun, dachte Mark, ist die Welt mein. Er fragte sich selbst was ihn gelüstete, und sein Gold verschaffte es ihm, es mochte noch so kostbar oder aus-

schweifend seyn. Mit der Willkühr über eine unerschöpfliche Goldquelle zu gebieten, gerieth er sehr natürlicher Weise in den Wahn, daß er alles vermöge: er wollte also auch seine Wünsche eben so schleunig ausgeführt wissen als sie in ihm entstanden, und was er gebot, sollte auf den Sturz da stehen. Seine Unterthanen zogen daher wenig Vorthail von dem unermesslichen Aufwande, den er machte; denn er liefs ihnen keine Zeit, weder die zu seinen Unternehmungen nöthigen Materialien herbey zu schaffen, noch sie zu verarbeiten. Zudem fehlte es auch in seinem Lande an Künstlern; und zu warten, bis er durch seine Unterstützung welche erzogen hätte, konnte ihm gar nicht einfallen. Wozu hätte er das auch nöthig gehabt? Es fanden sich Künstler und Arbeiter aus allen Enden der Welt bey ihm ein, und alle nur ersinnliche Produkte und Waaren wurden ihm aus Italien, Griechenland und Ägypten in unendlichem Überflusse zugeführt. Er liefs Berge abtragen, Thäler ausfüllen, Seen austrocknen, schiffbare Kanäle graben; er führte herrliche Paläste auf, legte zauberische Gärten an, erfüllte diese und jene mit allen Reichthümern

der Natur, mit allen Wundern der Künste, und das alles, so zu sagen, wie man eine Hand umwendet. Die schönsten Weiber, die vollkommensten Virtuosen, die sinnreichsten Erfinder neuer Wollüste, alles was jede seiner Leidenschaften, Gelüste und Launen reitzen und befriedigen konnte, stand zu seinem Gebot. Er gab Turniere, Schauspiele und Gastmähler, wie man noch keine gesehen hatte, und verschwendete oft in einem Tage mehr Gold, als die reichsten Könige im ganzen Jahre einzunehmen hatten.

Bey allem diesem zog die ungeheure Menge Gold, die er auf einmahl in die Welt ergoß, einige sehr beträchtliche Unbequemlichkeiten nach sich. Die erste war, daß die Fremden, die aus allen Ländern der Welt herbey strömten, ihm ihre Waaren, ihre Köpfe, Hände oder Füße anzubieten, so bald sie von der Unerschöpflichkeit seiner Goldquelle benachrichtigt waren, ihre Preise in kurzer Zeit erst um hundert, dann um tausend, zuletzt um zehn tausend pro Cent steigerten. Alle Produkte des Kunstfleisses wurden so theuer, das Gold hingegen wegen seines Überflusses so wohlfeil, daß es endlich ganz unfähig ward

als ein Zeichen des Werthes der Dinge im Handel und Wandel gebraucht zu werden. Aber bevor es so weit kam, zeigte sich eine noch weit schlimmere Folge der magischen Lilie, die in den Händen des Königs die Stelle des Steins der Weisen vertrat: denn während seine grenzenlose Hoffart, Üppigkeit und Verschwendung die halbe Welt mit Gold überschwemmte, verhungerte der größte Theil seiner eigenen Unterthanen, weil ihnen beynahe alle Gelegenheit etwas zu verdienen abgeschnitten war. Ackerbau und Gewerbe lagen darnieder; denn wer hätte sich im Lande noch damit abgeben sollen, da man alle Nothwendigkeiten und Überflüssigkeiten des Lebens in allen Häfen des Königreiches zu allen Zeiten in größrer Güte und Vollkommenheit haben konnte, und da überdies alle hübschen jungen Leute vom Lande nur nach der Hauptstadt zu gehen brauchten, um tausend Gelegenheiten zu finden, durch Müßiggehen dort ein ganz anderes Glück zu machen, als sie an ihrem Orte durch Arbeit und Wirthschaft zu machen hoffen konnten?

König Mark, so bald er von der Noth des Volkes Bericht erhielt, glaubte ein unfehl-

bares Mittel dagegen zu besitzen, und säumte nicht, in allen Städten, Flecken und Dörfern des Landes so viel Gold austheilen zu lassen, daß sich der ärmste Tagelöhner auf einmahl reicher sah, als es vormahls sein Edelmann gewesen war. Mark glaubte dadurch dem Übel abgeholfen zu haben: aber er hatte aus übel ärger gemacht. Denn nun hörte vollends aller Fleiß und alle häusliche Tugend auf: jedermann wollte sich nur gute Tage machen, und in kurzem waren alle diese Reichthümer, die so wenig gekostet hatten, in Saus und Braus und unter den zügellosesten Ausschweifungen durchgebracht. Der König konnte nicht Gold genug machen; und, wie es endlich seinen Werth gänzlich verlor, so stellte sich wieder der vorige Mangel ein, der aber nun durch die Erinnerung der goldenen Tage des Wohllebens desto unerträglicher fiel, und unter einem Volke, das alles sittliche Gefühl und alle Scheu vor den Gesetzen verloren hatte, ein allgemeines Signal zu Raub, Mord und Aufruhr wurde. Der König, der sich und sein Volk vor lauter Reichthum in Bettler verwandelt sah, wußte sich nicht zu helfen: aber er hatte noch nicht alle Früchte

seines wahnsinnigen Wunsches gekostet. Sie blieben nicht lange aus. Sein von allen Arten der Schwelgerey erschöpfter und zerrütteter Körper erlag endlich den übermäßigen Anstrengungen der Lüste; sein Magen hörte auf zu verdauen, seine Kräfte waren dahin, seine abgenützten Sinne taub für jeden Reitz des Vergnügens; scheußliche Krankheiten, von den empfindlichsten Schmerzen begleitet, rächeten die gemißbrauchte Natur, und ließen ihn in den besten Jahren seines Lebens alle Qualen einer langsamen Vernichtung fühlen.

In diesem Zustande merkte König Mark, daß es noch ein elenderes Geschöpf gebe als einen halb todt geprügelten Esel, und daß dieses elendeste aller Geschöpfe ein König sey, dem irgend ein feindseliger Dämon die Gabe Gold zu machen gegeben, und der unsinnig genug habe seyn können, ein so verderbliches Geschenk anzunehmen. Aber wie unbeschreiblich war dafür auch seine Freude, da er mitten in diesem peinvollen Zustand erwachte, und im nehmlichen Augenblicke fühlte, daß alles nur ein Traum, und er selbst glücklicher Weise der nehmliche Esel sey, wie zuvor. Er stellte jetzt, in der lebhaften Spannung,

die dieser Traum seinem Gehirne gegeben hatte, Betrachtungen an, wie sie vermuthlich noch kein Geschöpf seiner Gattung vor ihm angestellt hat; und das Resultat davon war, daß er aus voller Überzeugung bey sich selbst festsetzte, lieber ewig ein Esel zu bleiben, als ein König ohne Kopf und ein Mensch ohne Herz zu seyn.

Während der Nutzanwendung, welche der königliche Esel aus seinem Traume zog, war der Morgen angebrochen, und wie er sich aufmachte, um die Gegend, in die er gerathen war, ein wenig auszukundschaften, ward er am Fuß eines mit Tannen und Kiefern bewachsenen Felsens eine Art von Einsiedeley gewahr, um welche einige Ziegen herumkletterten, und hier und da, wo sich zwischen den Spalten oder auf den flächern Theilen des Felsens etwas Erde angesetzt hatte, ihre Nahrung suchten. Vor der Einsiedeley zog sich ein schmaler sanft an den Felsen angelegter Hügel hin, wovon der Fleiß des Menschen, der auch die wildeste Gegend zu bezähmen weiß, einen Theil zu einem Küchengarten angebaut, und den andern mit allerley Arten von Obstbäumen bepflanzt hatte, die

unter dem Schirme der benachbarten Berge sehr wohl zu gedeihen schienen, und das romantische Ansehen dieser Wildniss vermehrten. Indem der gute Mark ziemlich nahe, aber von einem dünnen Gesträuche bedeckt, alles dieß mit einigem Vergnügen betrachtete, sah er eine Magd mit einem großen Krug auf dem Kopf aus der Hütte hervor gehen, um an einer Quelle, welche funfzig Schritte davon aus dem Felsen hervor sprudelte, Wasser zu hohlen. Sie schien eine Person von vier und zwanzig Jahren zu seyn, wohl gebildet, schlank, etwas bräunlich, aber dem Ansehen nach von blühender Gesundheit und munterm gutlaunigem Wesen, wie Mark, der jetzt seine Menschheit wieder fühlte, aus ihrem leichten Gange und einem Liedchen, das sie vor sich her trallerte, zu erkennen glaubte. Sie ging in einem leichten aber reinlichen bürgerlichen Anzuge daher, ohne Halstuch, die Haare in einen Wulst zusammen gebunden, und, indem sie sich im Vorbeygehen bückte, um eine frisch aufgeblühte Rose zu brechen und vorzustecken, hatte er einen Augenblick Gelegenheit eine Bemerkung zu machen, die den Hofbusen, an die er gewöhnt war, wenig

schmeichelte. Das Wenige was ihm ein nicht allzu langer Rock von ihrem Fusse sehen liefs, bestärkte ihn vollends in der günstigen Meinung, die er nach diesem Muster von den Töchtern der kunstlosen Natur zu fassen anfang. Aber mit allen diesen Bemerkungen ward auch der Verdrufs über seine gegenwärtige Gestalt wieder so lebhaft, dafs er Kopf und Ohren voll Verzweiflung sinken liefs, und (was noch nie ein Esel gethan hat noch jemahls thun wird) mit dem Gedanken umging, sich von einem der benachbarten Felsen in die Schlucht herab zu stürzen. Er entfernte sich mit einem schweren Seufzer von dem Orte, wo er ein so schmerzliches Gefühl seiner zur Hälfte verlornen Menschheit bekommen hatte, und war im Begriff den Gedanken der Verzweiflung auszuführen, als ihm unversehens eine aus dem Grase empor prangende Lilie in die Augen fiel. Ihm schauderte vor ihrem Anblick; aber zu gleicher Zeit wandelte ihn eine so starke Begierde an, diese Lilie aufzuessen, dafs er sich dessen nicht enthalten konnte. Kaum hatte er sie mit Blume und Stängel hinab geschlungen, o Wunder! so verschwand seine

verhafste Eselsgestalt, und er fand sich in einen wohl gewachsenen, nervigen, von Kraft und Gesundheit strotzenden Bauerkerl von dreyßig Jahren verwandelt, der (außer dem was in der menschlichen Bildung allen gemein ist, mit dem, was er sich erinnerte vor seiner ersten Verwandlung gewesen zu seyn, wenig ähnliches hatte. Das sonderbarste dabey war, daß er mit dem völligsten Bewußtseyn, noch vor wenig Tagen Mark, König von Kornwall gewesen zu seyn, und mit deutlicher Erinnerung aller Thorheiten, die er in dieser Periode seines Lebens begangen, eine ganz andere Vorstellungsart in seinem Gehirn eingerichtet fand, eine ganz andre Art von Herz in seinem Busen schlagen fühlte, und an Leib und Seele bey diesem Tausche stark gewonnen zu haben glaubte.

Man kann sich einbilden, wie groß seine Freude über eine so unverhoffte Veränderung war. Er dachte mit Schaudern daran, was sein Schicksal hätte seyn können, wenn er wieder König Mark geworden wäre; und so lebhaft war der Eindruck, den er von seinem Traume noch in seiner Seele fand, daß ihn däuchte, wenn er wählen müßte, er wollte

lieber wieder zum Esel als zum König Mark von Kornwall werden.

Unter diesen Gedanken befand er sich unvermerkt wieder vor der Hütte, aus welcher er die Frauensperson mit dem Krug auf dem Kopfe hatte hervor gehen sehen. Ihm war als ob ihn eine unsichtbare Gewalt nach der Hütte hinzöge. Er ging hinein, und fand einen steinalten Mann mit einem eisgrauen Bart in einem Lehnstuhle, und gegenüber ein zusammen geschrumpftes Mütterchen an einem Spinnrocken sitzen. Beym Anblick des eisgrauen Bartes wandelte ihn eine Erinnerung an, die ihn einen Schritt zurück warf: aber alles übrige in dem Gesichte des alten Mannes paßte so gut zu diesem ehrwürdigen Barte, und flößte zugleich so viel Ehrfurcht und Liebe ein, daß er sich augenblicklich wieder faßte, und die ehrwürdigen Bewohner dieser einsamen Hütte um Vergebung bat, daß er ohne Erlaubniß sich bey ihnen eingedrungen habe. Ich irre, sprach er, durch einen Zufall, der mich aus meinem Wege warf, schon zwey Tage in dieser wilden Gegend herum, und meine Freude, endlich eine Spur von Menschen darin anzutreffen, war so groß,

dafs es mir unmöglich gewesen wäre vorbey zu gehen, ohne die Bewohner dieser Hütte zu grüßen, wenn mich auch kein anderes Bedürfnis dazu getrieben hätte. Die beiden alten Leuten hiefsen ihn freundlich willkommen, und da die Magd inzwischen ihr Frühstück herein gebracht hatte, nöthigten sie ihn sich zu ihnen zu setzen, und mitzuessen. In kurzem wurden sie so gute Freunde, dafs Mark, der sich den Namen Sylvester gab, sich aufgemuntert fühlte, ihnen seine Dienste anzubieten. Ich bin, sprach er, ein rüstiger junger Mann, wie ihr seht; ihr seyd alt, und die junge Frauensperson hier mag doch wohl einen Gehülfen zu Beschickung dessen, was das Haus erfordert, nöthig haben, wiewohl sie flink und von gutem Willen scheint. Ich habe Lust und Kräfte zum Arbeiten, wenn ihr mich annehmen wollt, so will ich alle Arbeit, die einen männlichen Arm erfordert, übernehmen, und euch in Ehren halten wie meine leiblichen Ältern.

Die Magd, die inzwischen ab- und zugegangen war, und den Fremden seitwärts, wenn sie nicht bemerkt zu werden glaubte, mit Aufmerksamkeit betrachtet hatte, erröthete bey

dieser Erklärung, schien aber vergnügt darüber zu seyn, wiewohl sie that als ob sie nicht zugehört hätte, und ungesäumt wieder an ihre Arbeit ging.

Die Alten nahmen das Erbieten des jungen Mannes mit Vergnügen an, und Sylvester, der unter einer Schuppe neben der Wohnung das nöthige Feld - und Gartengeräthe fand, installierte sich noch an demselben Tage in seinem neuen Amte, indem er rings um die Wohnung alle noch unbepflanzten Plätze auszustocken und umzugraben anfang, um sie theils zu Kohl - und Rübenland, theils zum Anbau des nöthigen Getreides zuzurichten. Diese Arbeit beschäftigte ihn mehrere Wochen; und wie er damit fertig war, fing er an einen Keller in den Felsen zu hauen, und brachte alle Zeit damit zu, die ihm die Garten - und Feldarbeit übrig liefs. Das alte Paar gewann ihn so lieb, als ob er ihr leiblicher Sohn gewesen wäre, und er fühlte sich alle Tage glücklicher bey einer Lebensart, die ihm so leicht und bekannt vorkam, als ob er dazu geboren und erzogen gewesen wäre. Nie hatte ihm als König Essen und Trinken so gut geschmeckt, denn ihn hatte nie gehungert

noch gedürstet; nie hatte er so wohl geschlafen, denn er hatte sich nie müde gearbeitet, noch mit so ruhigem Herzen niedergelegt; nie war er zu den Lustbarkeiten des Tages so fröhlich aufgestanden, als jetzt zu mühsamer Arbeit; nie hatte er das angenehme Gefühl nützlich zu seyn gekannt: kurz, nie hatte er solche Freude an seinem Daseyn, solche Ruhe in seinem Gemüth, und so viel Wohlwollen und Theilnehmung an den Menschen, mit denen er lebte, empfunden; denn nun war er selbst ein Mensch, und nichts als ein Mensch; und wie hätte er das seyn können, als er König, und, was noch ärger ist, ein thörichter und lasterhafter König war?

Mittlerweile hatten Sylvester und die junge Frauensperson, die sich Rosine nannte, täglich so manche Gelegenheit sich zu sehen, daß es in ihrer Lage ein gewaltiger Bruch in die Naturgesetze gewesen wäre, wenn die Sympathie, welche sich schon in der ersten Stunde bey ihnen zu regen anfang, nicht zu einer gegenseitigen Freundschaft hätte werden sollen, die in kurzem alle Kennzeichen der Liebe hatte, und, ungeachtet sie einander noch

kein Wort davon gesagt, sich auf so vielfältige Art verrieth, daß das Einverständniß ihrer Herzen und Sinne keinem von beiden ein Geheimniß war. Endlich kam es an einem schönen Sommerabend zur Sprache, da sie im Walde, Er, bey der Beschäftigung dörres Reisholz zusammen zu binden, Sie, indem sie junges Laub für ihre Ziegen abstreifte, wie von ungefähr zusammen kamen. Anfangs war der Kreis, innerhalb dessen sie in der Entfernung eines ganzen Durchmessers arbeiteten, ziemlich groß, aber er wurde unvermerkt immer kleiner und kleiner; und so geschah es zuletzt, daß sie, ohne daß es eben ihre Absicht zu seyn schien, sich nahe genug bey-sammen fanden, um während der Arbeit ein freundliches Wort zusammen zu schwatzen. Die Wärme des Tages und die Bewegung hatte Rosinens bräunlichen Wangen eine so lebhafte Röthe, und ich weiß nicht was andres, das ihren Busen aus seinen Windeln zu drängen schien, ihren Augen einen so lieblichen Glanz gegeben, daß Sylvester sich nicht erwehren konnte, vor ihr stehen zu bleiben, und sie mit einer Sehnsucht zu betrachten, die den beredtesten Liebesantrag

werth war. Rosine war vier und zwanzig Jahr alt und eine unverfälschte Tochter der Natur. Sie stellte sich nicht, als ob sie nicht merke was in ihm vorging, noch fiel es ihr ein, ihm verbergen zu wollen, daß sie eben so gerührt war wie er. Sie sah ihm freundlich ins Gesicht, erröthete, schlug die Augen nieder und seufzte. Liebe Rosine! sagte Sylvester, indem er sie bey der Hand nahm, und konnte kein Wort weiter heraus bringen, so voll war ihm das Herz.

Ich merke schon lange, sagte Rosine, nach einer ziemlichen Pause, mit leiserer Stimme, daß du — mir gut bist, Sylvester.

Ob ich dir gut bin, Rosine? Was in der Welt wollt' ich nicht für dich thun und für dich leiden, um dir zu zeigen wie gut ich dir bin! — rief Sylvester, und drückte ihr die Hand stark genug an sein Herz, daß sie sein Schlagen fühlen konnte.

So ist mirs auch, versetzte Rosine, aber —

„Aber was? Warum dieß Aber, wenn ich dir nicht zuwider bin, wie du sagst?“

Ich weiß nicht was ich dir antworten soll, Sylvester: ich bin dir herzlich gut; ich

wollte lieber dein seyn als die vornehmste Frau in der Welt heißen — aber — mir ist es werde nicht angehen können.

„Und warum sollte es nicht angehen können, da wir uns beide gut sind?“

Weil es — eine gar besondere Sache mit mir ist, sagte Rosine stockend.

„Wie so, Rosine?“ fragte Sylvester, indem er ihre Hand erschrocken fahren liefs.

Du wirst mirs nicht glauben, wenn ich dirs sage.

„Ich will dir alles glauben, liebe Rosine, rede nur!“

Ich bin nur zwey Tage, eh' ich dich zum ersten Mahle sah, eine — rosenfarbne Ziege gewesen.

„Eine rosenfarbne Ziege? — Doch, wenns nichts weiter ist als diefs, so haben wir einander nichts vorzuwerfen, liebes Mädchen; denn um eben dieselbe Zeit war ich, mit Respekt, ein Esel.“

Ein Esel? rief Rosine eben so erstaunt wie er; das ist sonderbar! Aber wie ging es zu, dafs du es wurdest, und dafs du nun wieder Mensch bist?

„Mir erschien in einem Augenblicke, da ich mir aus Verzweiflung das Leben nehmen wollte, ein wunderschöner Jüngling mit einer Lilie in der Hand, gab mir einen Stein mit welchem ich mich bestreichen sollte, und sagte mir, dieß würde mich glücklich machen. Ich bestrich mich mit dem Stein, und wurde zum Esel.“

Erstaunlich! sprach Rosine. Mir erschien, da ich mir eben vor Herzleid alle Haare aus dem Kopfe raufen wollte, eine wunderschöne Dame mit einer Rosenkrone auf der Stirne. Sie gab mir eine von diesen Rosen. Stecke sie vor den Busen, sagte sie, so wirst du glücklicher werden als du jemahls gewesen bist. Ich gehorchte ihr, und wurde stracks in eine rosenfarbne Ziege verwandelt.

„Wunderbar! Aber wie kam es dafs du wieder Rosine wurdest?“

Ich irrte beynahe einen ganzen Tag in Wäldern und Gebirgen herum, bis ich von ungefähr in diese Wildnifs und an diese Hütte der beiden Alten kam. Nicht weit davon, am Fufssteige der nach der Quelle führt, erblickte ich einen grossen Rosenbusch. Da wandelte mich eine unwiderstehliche Begierde

an von diesen Rosen zu essen; und kaum hatte ich das erste Blatt hinab geschluckt, so war ich wie du mich hier siehest, aber nicht was ich zuvor gewesen war.

Mit mir gings gerade eben so, erwiederte Sylvester. Ich fand eine Lilie dort im Walde; mich kam eine unwiderstehliche Begierde an sie zu verschlingen; und da ward ich was du siehest, und was ich vorher nicht gewesen war. Es ist eine wunderbare Ähnlichkeit in unsrer Geschichte, liebe Rosine. Aber was warst du denn vorher ehe du in eine Ziege verwandelt wurdest?

„Die unglücklichste Person von der Welt. Ein Betrüger, der sich durch die feinste Verstellung in meine Gunst eingeschlichen hatte, fand, ich weiß nicht wie, ein Mittel, sich in mein Schlafzimmer zu schleichen, und machte sich mit allen meinen Juwelen aus dem Staube.“

Immer wunderbarer, rief Sylvester. Ein andrer Betrüger spielte ungefähr die nehmliche Geschichte mit mir. Er machte mir weiß, er besitze ein Geheimniß, mich zum reichsten Mann in der Welt zu machen; aber es war ein Mittel, mich um den Werth einiger Tonnen

Goldes zu prellen und damit unsichtbar zu werden. Aber diesernach müssen wir, wie es scheint, alle beide sehr vornehme Leute gewesen seyn?

„Du magst mirs glauben oder nicht, aber ich war wirklich eine Königin.“

Desto besser, liebste Rosine! rief Sylvester, so kannst du mich ohne Bedenken heirathen; denn ich selbst war auch nichts geringers als ein König.

„Seltsam genug, wenn es dein Ernst ist! — Aber —“

Wie, Rosine? schon wieder ein Aber, da ichs mir am wenigsten versehen hätte?

„Du kannst mich nicht heirathen, denn mein Gemahl ist noch am Leben.“

Die Wahrheit zu sagen, ich fürchte dieß ist auch bey mir der Fall.

„Du liebtest also deine Gemahlin nicht?“

Sie war eine ganz hübsche Frau, wiewohl bey weitem nicht so hübsch wie du. Aber, was willst du? ich war ein König, und in der That keiner von den besten. Ich liebte die Veränderung; meine Gemahlin war mir

zu einförmig, zu zärtlich, zu tugendhaft, und zu eifersüchtig. Du kannst dir nicht vorstellen, wie sehr sie mir mit allen diesen Eigenschaften zur Last war.

„So warst du ja um kein Haar besser als der König, dessen Gemahlin ich war, als ich noch die Königin Mabillje hiefs.“

• Wie, Rosine? dein Gemahl war der König Mark von Kornwall?

„Nicht anders.“

Und der schöne junge Ritter, der sich in dein Schlafzimmer schlich und dir deine Juwelen stahl, nannte sich Floribell von Nikomedien?

Himmel! rief Rosine bestürzt, wie kannst du das alles wissen, wenn du nicht —

Mein Mann selber bist? fiel ihr Sylvester ins Wort, indem er ihr zugleich um den Hals fiel. Das bin ich, liebste Rosine, oder Mabillje, wenn du dich lieber so nennen hörst: und wenn du mir als Sylvester nur halb so gut seyn kannst wie ich dir als Rosine bin, so haben der Jüngling mit dem Lilienstängel und die Dame mit der Rosenkrone ihr Wort treulich gehalten.

„O wie gern wollt' ich nichts als Rosine für dich seyn! Aber, armer Sylvester! sprach sie weinend, indem sie sich aus seinen Armen wand, ich fürchte ich bin deiner nicht mehr werth. Zwar mit meinem Willen geschah es nicht; aber der Bösewicht muß Zauberey gebraucht haben. Denn es überfiel mich ein übernatürlicher Schlaf, leider! gerade da ich aller meiner Kräfte am nöthigsten hatte um mich von ihm los zu machen; und was kann ich besorgen, als dafs er sich —“

Über diesen Punkt kannst du ruhig seyn, sagte Sylvester lachend; dein Bösewicht war ein verkleidetes Mädchen, eine Tänzerin von Alexandrien, die sich mit dem Goldmacher Misfragmutosiris heimlich verbunden hatte, uns in Gesellschaft zu bestehlen. Ein glücklicher Zufall brachte mich, da ich noch ein Esel war, in die Höhle, wohin sie sich mit ihrer Beute flüchteten, und ich hörte alles aus ihrem eigenen Munde.

Wenn dieß ist, sprach Rosine, indem sie sich in seine Arme warf, so bin ich das glücklichste Geschöpf, so lange du Sylvester bleibst —

Und ich der glücklichste aller Männer, wenn du nie aufhörst Rosine zu seyn.

Seyd ihr das? hörten sie zwey bekannte Stimmen sagen; und als sie sich umsahen, wie erschracken sie, den Greis mit dem eisgrauen Bart und das gute alte Mütterchen vor sich zu sehen!

Sylvester wollte eben eine Entschuldigung vorbringen: aber bevor er noch zu Worte kommen konnte, verwandelte sich der Greis in den Jüngling mit dem Lilienstängel und das Mütterchen in die Dame mit der Rosenkrone. Ihr sehet, sprach der schöne Jüngling, diejenigen wieder, die es auf sich nahmen, euch glücklich zu machen, als ihr euch für die unglücklichsten aller Wesen hieltet, und ihr seht uns zum letzten Mahle. Noch steht es in eurer Willkühr, ob ihr wieder werden wollt was ihr vor eurer Verwandlung waret, oder ob ihr Sylvester und Rosine bleiben wollt. Wählet!

Lafst uns bleiben was wir sind, riefen sie aus Einem Munde, indem sie sich den himmlischen Wesen zu Füßen warfen; der Himmel bewahre uns einen andern Wunsch zu haben!

So haben Wir unser Wort gehalten, sprach die Dame, und Ihr habt in dieser Wildniss den Stein der Weisen gefunden!

Mit diesen Worten verschwanden die beiden Geister, und Sylvester und Rosine eilten beym lieblichen Schein des Mondes Arm in Arm nach ihrer Hütte zurück.

DIE SALAMANDRIN

UND

DIE BILDSÄULE.

Eine Erzählung.

Als Gegenstück der Vorgehenden. 1787.

Es war an einem schwülen Sommertage, da die Sonne sich bereits zu neigen anfang, als ein plötzlich einbrechendes Ungewitter einen wandernden Fremdling, dessen äußerliches Ansehen eher Dürftigkeit als Wohlstand ankündigte, in einer ziemlich wilden und ihm gänzlich unbekannten Gegend überfiel, und ihn nöthigte sich nach irgend einem Orte umzusehen, wo er Schirm gegen den daher

brausenden Sturm finden könnte. Die natürliche Dunkelheit eines finstern Tannenwaldes, durch die Schwärze der Gewitterwolken, womit der ganze Horizont umzogen war, verdoppelt, hüllte ihn auf einmahl in eine so grauenvolle Nacht ein, daß er ohne das blendende Licht der Blitze nicht zwanzig Schritte vor sich hätte sehen können. Glücklicher Weise entdeckte er bey dieser furchtbaren Art von Beleuchtung einen alten halb verfallenen Thurm, der auf einer kleinen Anhöhe aus wildem Buschwerk hervorragte, und ihm, wenn er ihn erreichen könnte, eine erwünschte Zuflucht anzubieten schien.

Bey diesem Anblick fiel ein Strahl von Freude in die Seele des Wanderers: eine Freude, die sich in Entzücken verwandelte, da ein neuer sehr heller Strahl ihn wahrnehmen liefs, daß unter den zerfallenen Zinnen dieses Thurms noch drey ganz unbeschädigt waren.

Endlich, rief er, hab' ich gefunden, was ich schon so lange vergebens suche; denn es ist unmöglich, daß mich Kalasiris betrügen könnte. Ganz gewiß ist dieß der Thurm, wo ich das Ziel meiner Wünsche finden soll.

Indem erblickte er einen schmalen Fußpfad, der sich durch das Gebüsche zu dem Thurm hinauf zu winden schien. Eine gute Vorbedeutung! dacht' er; und wirklich führte ihn dieser Pfad einen so kurzen Weg, daß er in wenigen Minuten bey dem Thurm anlangte, dem einzigen Überbleibsel eines dem Ansehen nach uralten zerstörten Schlosses, dessen majestätische Ruinen, mit Buschwerk und Farnkraut durchwachsen, in wilden seltsamen Gestalten umher lagen.

Der Fremdling, dem der einfallende Platzregen keine Zeit liefs diese rauhen Schönheiten zu betrachten, eilte was er konnte das Innere des Thurms zu gewinnen, dessen Eingang offen stand; und er befand sich nun in einer großen gewölbten Halle, die durch den Eingang und von oben herab durch eine schmale Öffnung in der dicken Mauer nur gerade so viel Licht empfing, daß er eine Wendeltreppe gewahr werden konnte, die in den obern Theil des Gebäudes führte. Ungeachtet des freudigen Ausgangs, den sich seine Seele weisagte, überfiel ihn eine Art von Grauen, und das Herz klopfte ihm, wie einem der zwischen Furcht und Hoffnung der Entschei-

dung seines Schicksals entgegen geht, indem er, mit beiden Händen um sich tappend, die finstre Treppe hinauf stieg. Er fand, daß sie ohne Stufen sich in ziemlich sanfter Erhebung dreymahl um den Thurm herum wand, bis sie ihn zu einem kleinen Vorsahl führte, der so schwach beleuchtet war, daß er nichts darin erkennen konnte, als eine steinerne Bank an der einen Seitenwand, und den schmalen Eingang in ein anderes Gemach, aus welchem das wenige Licht hervor brach, das in dem kleinen Sahle dämmerte. Er blickte durch diesen Eingang hinein, und was er auf den ersten Blick entdeckte, gab seiner Erwartung auf einmahl eine solche Gewißheit, daß er zurück bebte, und, um einen ruhigern Schlag seines Herzens abzuwarten, sich auf die mit Matten belegte Bank im Vorsahl niedersetzte. Er betrachtete seinen Aufzug, und schämte sich zum ersten Mahl der armseligen Figur, die er darin machte. In der That sah er keiner Person gleich, die zum Eintritt in ein so prächtiges Gemach berechtigt war. Ein brauner Leibrock von grober Leinwand, der ihm bis an die Knöchel reichte, und ein sehr abgetragener, an den Enden zerrissener Man-

tel von blauem Tuche, mit einem ledernen Gürtel um den Leib, machte seine ganze Kleidung aus. Er trug eine Art von Halbstiefeln, denen man es nur zu sehr ansah, daß sie durch lange Dienste mitgenommen waren; und den Kopf hatte er in einer großen Mütze von braunem Tuche stecken, die von seinem schwarzbraunen, runzligen und abgezehrten Gesichte nur so viel sehen liefs, als nöthig war, seinen Anblick widerlicher zu machen. Diefs alles, mit einem auf die Brust herabhängenden rothen Bart, machte ein Ganzes aus, das jedermann beym ersten Anblick für — einen Bettler halten mußte, und war nicht sehr geschickt weder das Auge noch das Herz für ihn einzunehmen. Indessen, da er mit dieser nehmlichen Figur schon über ein ganzes Jahr durch die Welt gekommen war, raffte er sich zusammen, und entschlofs sich es darauf ankommen zu lassen, wie er in dem schimmernden Zimmer würde aufgenommen werden.

Er ging hinein, und es däuchte ihn, er trete in das Schlafgemach einer Göttin. Der Fußboden war mit einer Decke von goldnem Stoffe belegt; die Wände mit blafsgrünen

atlasnen Tapeten beschlagen, und ringsum mit Kränzen von vergoldetem Schnitzwerk eingefasst, woran große Ketten von frischen natürlichen Blumen herab hingen. Mit eben dergleichen waren auch die rosenfarbnen Vorhänge eines prächtigen zeltförmigen Ruhebettes aufgebunden, welches nebst einigen an den Wänden aufgeschichteten Polstern von blasfgelbem Atlas, mit Silber durchwirkt, alle Geräthschaft in diesem Zimmer ausmachte. Das Ganze empfing durch die bunt bemahlten Glasscheiben eines einzigen großen eyrunden Fensters eine Art von gebrochnem Lichte, das die angenehmste Wirkung that, und diesen Ort zum unbelauchten Genuß eines geheimnißvollen Glückes zu bestimmen schien.

So unerwartet alles dieß unserm Wanderer in dem halb verfallnen Thurm eines alten zertrümmerten Schlosses war, so war ihm doch noch unerwarteter, daß er, anstatt dessen was er hier zu finden hoffte, einen jungen Menschen auf dem Ruhebette liegen sah, der bey seiner Annäherung sich aufrichtete, und einen finstern aber ruhigen Blick auf ihn warf, ohne das mindeste Zeichen von Furcht oder Verlegenheit über die plötzliche Erschei-

nurg einer Gestalt von so schlimmer Vorbedeutung von sich zu geben.

Der Jüngling war in einen abgenutzten Mantel von Scharlach gehüllt; seine Haare (die schönsten gelben Haare die man sehen konnte) hingen nachlässig in langen natürlichen Locken um seine Schultern; seine Augen lagen tief im Kopfe, seine Gesichtsfarbe war blaß und kränklich, und über sein ganzes Wesen war ein Ausdruck von Schwermuth ausgegossen, der den Resten einer welkenden, aber noch immer seltenen Schönheit etwas unwiderstehlich rührendes gab.

Der Fremde fühlte sich beym ersten Blick so stark zu dem lebenswürdigen Unbekannten hingezogen und mit so viel Theilnehmung für ihn erfüllt, daß er verlegen war, Worte für das zu finden, was er ihm auf einmahl hätte sagen mögen. Er fing an eine Entschuldigung hervor zu stottern, die ihn der Jüngling nicht zu Ende bringen liefs. Du scheinst, sagte er, nach deinem Ansehen zu urtheilen, dem Glücke wenig schuldig zu seyn. Wenn du unglücklich bist, so bist du mein Bruder, und mir willkommen, wer du auch seyn magst.

Ich bin ein Fremdling, antwortete der Wanderer; ein Ungewitter, das mich in diesem Walde überfiel, trieb mich hierher. Ich erblickte, indem ich nach einem Schirmort mich umsah, diesen Thurm; und das Wunderbarste ist, daß es gerade der war, den ich schon seit fünf bis sechs Monaten in diesem Lande suche.

Bey diesen Worten richtete der schöne Jüngling sich noch mehr in die Höhe, um den Fremden mit verdoppelter Aufmerksamkeit zu betrachten. Wie abschreckend auch das Äußerliche desselben war, so glaubte er doch den Klang seiner Stimme im Innersten seines Herzens wiederhallen zu hören; und bloß um dieses Klanges willen, der auf einmal die süßesten und schmerzlichsten Erinnerungen in ihm rege machte, fühlte er sein Herz gegen den Unbekannten aufgehen, der ihm, ohne daß er sich sagen konnte warum, ganz etwas andres zu seyn schien, als seine Außenseite zu erkennen gab. Kurz, sie wurden in wenig Minuten so gute Freunde, als ob sie sich schon eben so viele Jahre gekannt hätten. Der schöne Jüngling hiefs den Alten neben sich auf das Ruhebett setzen, und

stand auf, um aus einem verborgenen Schrank in der Mauer einige Früchte, etwas Brot und eine Flasche Cyprischen Wein zu hohlen. Diese Flasche, sprach er, steht schon einige Tage unerbrochen hier; ich kann sie nicht besser anwenden als dich damit zu erfrischen. Du scheinst dessen zu bedürfen, Freund; ich nähre mich seit mehr als einem Monat von bloßem Brot und Wasser.

Der Alte dankte ihm mit einem Blick der zärtlichsten Theilnehmung für seine Güte; und, um dir wenigstens meinen Willen, dankbar zu seyn, zu beweisen, sprach er, will ich damit anfangen, mich dir in meiner eigenen Gestalt zu zeigen. Mit diesen Worten lösete er eine unter seinem Bart verborgene Schnur auf, nahm seine Mütze und sein schwarzbraunes runzliges Mumiengesicht mit dem langen rothen Barte (welches nichts weiter als eine sehr künstlich gearbeitete Larve war) ab, warf seinen Mantel von sich, und zeigte dem schönen Jüngling einen schwarzlockigen jungen Menschen von seinem Alter, der an Schönheit nur ihm allein weichen konnte; wiewohl er, so wie er selbst, von irgend einem geheimen Grame noch mehr als von

ausgestandenen Mühseligkeiten gelitten zu haben schien.

Der Unbekannte war bey den Worten — „ich will mich dir in meiner eigenen Gestalt zeigen“ — in eine Bewegung gerathen, die er nicht verbergen konnte: aber, wiewohl er sich einen Augenblick darauf in der seltsamen Hoffnung, die sie in ihm entzündet hatten, betrogen sah, so fand er doch etwas so besonderes und anziehendes in der Gesichtsbildung des schönen Fremden, dafs er nicht satt werden konnte ihn anzusehen. Endlich hielt er sich nicht länger; er sprang auf, fiel ihm um den Hals, drückte ihn mit feuriger Wärme an seine Brust, und überschwemmte seine Wangen mit einem Strome von Thränen.

Der Fremde, wie gerührt er sich auch von einem so plötzlichen und sonderbaren Ausbruch von Zärtlichkeit fühlte, konnte sich doch nicht enthalten, ein Erstaunen darüber in seinem Gesichte zu zeigen, welches dem Jüngling vom Thurme nicht unbemerkt blieb. Du sollst alles erfahren, sprach dieser, indem er ihn von neuem umarmte; aber vorher schwöre mir, wenn du anders willst dafs ich das Leben wieder lieb gewinne, schwöre

mir dafs du mich nie wieder verlassen willst, und dafs uns von nun an nichts als der Tod trennen soll! — Ich schwöre dirs, antwortete der Fremde mit halb erstickter Stimme und thränenden Augen, ich schwöre dirs bey dem Leben derjenigen, für die ich selbst athme, die ich so lange schon suche, und die ich hier zu finden hoffte.

Hier in diesem Thurme? rief der andere mit einer sichtbaren Bewegung. — Doch, ich denke das hast du mir schon gesagt. Es ist etwas geheimnißvolles in deinen Reden, in deinen Gesichtszügen, und in unserm Zusammentreffen in diesem Thurme. Sage mir, ich beschwöre dich, wer du bist und wen du hier suchest; und ich will deine Offenherzigkeit erwidern, und deinem Busen ein Geheimniß anvertrauen, das noch niemahls aus dem meinigen gekommen ist, und woran das Schicksal meines Lebens hängt.

Eine unfreywillige Sympathie zieht mich zu dir seitdem meine Augen den deinigen begegneten, antwortete der Fremde; was könnte ich dir vorenthalten wollen, da ich alle Augenblicke bereit bin, dir die Stärke der Zuneigung die du mir einflößest, mit Darsetzung meines

Lebens zu beweisen? Aber mache dich auf eine seltsame Geschichte gefasst!

Sie kann schwerlich seltsamer seyn, erwiederte jener, als diejenige, die ich dir zu erzählen habe, wenn du erst so gefällig gewesen seyn wirst meine Ungeduld zu befriedigen.

Während diese beiden Jünglinge, zu sehr mit einander und mit sich selbst beschäftigt um auf etwas andres aufmerksam zu seyn, in diesem Gespräche begriffen waren, langten zwey bis an die Augen eingehüllte Reiter an, welche der noch fortdauernde Sturm hier ebenfalls Schirm zu suchen nöthigte. Sie ließen einen Knecht bey ihren Pferden, und stiegen die Wendeltreppe hinauf. Aber bevor sie den Vorsahl erreichten, merkten sie dafs sie hier nicht allein seyen, und dafs in dem daran stoßenden Zimmer ziemlich laut gesprochen werde. Bescheidenheit oder Vorwitz, oder was es sonst war, hielt sie ab, die Unbekannten in ihrer Unterredung zu stören. Sie setzten sich also, ohne von jenen bemerkt worden zu seyn, auf die steinerne Bank, nahe bey dem Eingang in das offne Zimmer, wickelten sich aufs neue in ihre Mäntel ein,

und horchten mit hingerecktem Ohre und zurück gehaltnem Athem, um, wo möglich, kein Wort von dem was gesprochen wurde zu verlieren.

Der Ort wo ich geboren bin, fing der Fremde an, ist Memfis in Ägypten, wo Kalasiris, mein Vater, Oberpriester und Statthalter des Königs ist.

Was hör' ich? unterbrach ihn der Jüngling vom Thurme: Kalasiris dein Vater? und du sein Sohn Osmandyas? —

Wie? rief der Ägypter erstaunt, du kennest uns also?

Vergieb mir, Osmandyas, versetzte der andere, ich werde dich nicht wieder unterbrechen. Du sollst alles wissen — aber jetzt fahre fort!

Die Nahmen Osmandyas und Kalasiris setzten auch die beiden Vermummten im Vorsahl in eine so sonderbare Bewegung, daß ihre Gegenwart dadurch hätte verrathen werden müssen, wenn die beiden Jünglinge nicht im nehmlichen Augenblick unfähig gewesen wären zu hören was aufser ihnen vorging. Sie faßten sich aber bald wieder, winkten einander zu, ruhig zu seyn, und rückten noch

ein wenig näher, um mit allen ihren Ohren aufzuhorchen.

Da du mit Ägypten nicht unbekannt zu seyn scheinst, fuhr der Fremde fort, so wär' es überflüssig, dir zu sagen wie die Söhne unsrer Oberpriester erzogen werden. Als ich das sechzehnte Jahr zurück gelegt hatte, schickte mein Vater, um meine Erziehung zu vollenden, mich unter der Aufsicht eines alten Priesters nach Griechenland, um in den Kabischen, Orfischen und Eleusinischen Mysterien eingeweiht zu werden, und dadurch meine zu Memphis und Sais erlangte Einsicht in die Geheimnisse der Urwelt, welche seiner Meinung nach alle Wissenschaften der spätern Zeiten weit hinter sich lassen, vollständig zu machen. Ich brachte über zwey Jahre mit diesen Reisen zu, und kehrte, nachdem ich in Samothraze, in Kreta, zu Lemnos, zu Eleusis und andrer Orten alles erfahren hatte was mir die Mystagogen sagen konnten, mit der Überzeugung nach Hause, dafs ich von allem, was ich zu wissen am begierigsten war, gerade so viel wufste als zuvor.

Bey meiner Zurückkunft wurde ich von meinem Vater sehr gütig empfangen; und da er fand, dafs der Zweck meiner Reisen nicht verfehlt war, so machte er sich (vermuthlich um mich vor dem Eigendünkel junger Leute die viel zu wissen glauben zu verwahren) ein eigenes Geschäft daraus, mich von dem wenigen Werth aller meiner erworbenen Kenntnisse zu überzeugen. — „Was, sagte er mir, kannst du nun mit allen diesen vorgeblichen Geheimnissen wirken? Der wahre Weise ist nicht der, der schwatzen kann was wenige wissen und niemand zu wissen verlangt noch braucht, sondern der Mann, der ein vollkommneres Leben lebt als die gemeinen Menschen, der die Kräfte der Natur zu seinen eigenen zu machen weifs, und der durch sie Dinge thun kann, die in den Augen der Unwissenden Zauberey und Wunderwerke sind. Die wahren Mysterien, zu welchen dich nur langwieriger Fleifs und unermüdetes Forschen vorbereiten kann, sind der Treue und Weisheit einer kleinen Anzahl von Günstlingen des Schicksals anvertraut; und selbst diese Geheimnisse sind nur schwache Überreste dessen, was die Menschen ehemahls wußten und konn-

ren, ehe die letzte Katastrophe unsers Planeten dieser edlern Menschengattung ein Ende machte. Du selbst wirst davon Proben sehen, die dich in Erstaunen setzen werden — und die doch nur ein geringer Theil dessen sind, was der Mensch hervorzubringen vermag, der im wirklichen Besitz aller seiner Kräfte ist.“

„Durch dergleichen Reden suchte Kalasiris, wie ich glaube, meine Wifsbegierde zu entflammen, und mich zu einem Fleiße anzu-spornen, ohne welchen ich (wie er sagte) keine Empfänglichkeit für die Geheimnisse haben könnte, die allein diesen Nahmen verdienen. Aber das Schicksal scheint mich nicht zum Erben seiner Weisheit bestimmt zu haben. Eine Leidenschaft, die er mit aller seiner Philosophie nicht verhindern konnte, (die seltsamste und unsinnigste, wenn du willst, die vielleicht jemahls die Einbildung eines Sterblichen überwältigt hat) bemächtigte sich meines ganzen Wesens, und vernichtete alle Plane meines vorigen Lebens, alle Bestrebungen mich des Unterrichts von Kalasiris würdig zu machen, indem sie mich — an die Füße einer Bildsäule anheftete.“

Einer Bildsäule? rief der Jüngling vom Thurme lächelnd und erstaunt.

„Höre mich an, sagte Osmandyas, und entschuldige oder verdamme mich alsdann, wie dein Herz dirs eingeben wird. Denn von Sachen des Herzens kann nur das Herz urtheilen. Seit meiner Zurückkunft nach Memfis hatte mir Kalasiris den freyen Zutritt in sein Zimmer verstattet, welches ich zuvor nie anders, als wenn er mich rufen liefs, betreten durfte. An dieses Zimmer stiefs ein Kabinet, das niemand in seinem Hause um irgend einen Preis zu öffnen sich unterstanden hätte, wiewohl es gewöhnlich unverschlossen war; denn man machte sich eine sehr fürchterliche Vorstellung von diesem Kabinette. Man war fest überzeugt, dafs die Thür von einem Geiste bewacht werde, welcher aufser dem Oberpriester jeden andern, der sich erkühnen wollte sie zu öffnen, auf der Stelle tödten würde. Auf mich hätte ein blofses Verbot meines Vaters stärker gewirkt als die Furcht vor diesem Geiste; denn ich war von Kindheit an gewohnt, alle seine Befehle oder Verbote als unverletzbare Gesetze anzusehen. Aber da er mir über diesen Punkt gar nichts gesagt hatte,

so überwog endlich der Vorwitz, was in diesem geheimnißvollen Kabinette zu sehen seyn möchte, jede andere Betrachtung; und ich benutzte dazu die erste Stunde, wo ich gewiß war nicht von ihm überfallen zu werden.

„Ich gestehe, daß ich an allen Gliedern zitterte, als ich den Riegel zurück zog. Aber der furchtbare Geist war so gefällig mich einzulassen; und, so bald ich mich wieder gefaßt hatte, war das erste, was mir unter einer Menge sonderbarer Sachen in die Augen fiel, ein alter Mann in priesterlicher Kleidung, dessen majestätisches Ansehen und sanft ernster Blick mich so sehr überraschte, daß ich im Begriff war mich zu seinen Füßen niederzuwerfen, wenn seine Unbeweglichkeit, die mir nicht ganz natürlich vorkam, mich nicht zurück gehalten hätte. Sollte es, dachte ich, eine bloße Bildsäule seyn? Ich hatte aller meiner Herzhaftigkeit nöthig, um mich von der Wahrheit dieser Vermuthung zu überzeugen; aber es blieb mir unbegreiflich, wie die Kunst ein so vollkommenes Werk zu bilden, einer todten Masse diesen Schein von athmendem Leben und die-

sen Ausdruck eines inwohnenden Geistes zu geben vermocht hätte.

Ich war noch mit dieser Betrachtung beschäftigt, als mir in einer andern Ecke des Kabinets ein wunderschönes junges Mädchen in die Augen fiel, das auf einem Ruhebettchen sitzend mit einer Taube spielte, die etwas aus ihrer schönen Hand zu picken schien. Sie war in eine lange Tunika von feinem Byssus mit goldenen Streifen gekleidet, die oben auf den Schultern mit einem Knopfe befestigt und dicht unter dem leicht bedeckten Busen mit einem goldenen Bande umschlungen war; Arme und Schultern waren bloß, und das leichte Gewand, wiewohl es sie nach morgenländischer Weise sehr anständig bekleidete, bezeichnete doch auf die ungewungenste und reizendste Art alle schönen Formen ihres mit vollkommenstem Ebenmaße gebauten Körpers. Ich erstaunte, eine so reizende Person in dem geheimen Kabinette des Kalasiris zu finden, den seine Weisheit, sein Alter und seine Würde über allen Verdacht von dieser Seite weit erhob; und wiewohl ich so eben gesehen hatte, wie weit es die Kunst im Nachahmen der Natur bringen kann,

so täuschte mich doch der erste Anblick zum zweyten Mahle, und der Gedanke, dafs auch dieses lebenswürdige Mädchen eine blofse Bildsäule sey, kam mir nicht eher, bis mich ihre gänzliche Unbeweglichkeit davon überzeugte.

„Ich bin unvermögend dir zu beschreiben was in diesen Augenblicken in mir vorging; man müfste selbst durch meinen damahligen Zustand gegangen seyn, um etwas davon zu begreifen. Ich konnte nicht zweifeln, dafs es ein bloßes lebloses Bild sey; und doch bestand mein Herz hartnäckig darauf, es lebe und athme und höre was ich ihm sage. Meine Fantasie half die Täuschung unterhalten; und diese Täuschung war so stark, dafs ich eine halbe Stunde auf den Knien vor ihr lag, und ihr alles sagte was der zärtlichste und ehrerbietigste Liebhaber der Geliebten seines Herzens sagen kann, ohne dafs ich gewagt hätte sie anzurühren, um mich zu überzeugen, dafs sie nichts als eine Masse ohne Leben sey. Unfehlbar, dachte ich, ist sie bloß bezaubert; sie lebt, wiewohl sie nicht athmet; sie hört mich, wiewohl sie mir nicht antworten kann; ganz gewifs wird sie gegen die

unbegrenzte Liebe, womit sie auch mich bezaubert hat, nicht immer unempfindlich bleiben; ich werde sie durch die Beständigkeit meiner Leidenschaft rühren, und vielleicht ist es mir aufbehalten, den Zauber, der ihre Sinne gebunden hält, aufzulösen, und zur Belohnung in ihren Armen der glücklichste aller Sterblichen zu seyn.

„Ich begreife dafs dir eine solche Leidenschaft unsinnig vorkommen mufs, und ich habe nichts zu ihrer Rechtfertigung zu sagen, als dafs ich (wie es auch damit zugegangen seyn mag) von dem Augenblick an, da ich dieses himmlischen Mädchens ansichtig wurde, meiner selbst nicht mehr mächtig war. Ich war es so wenig, dafs ich endlich ihre nicht widerstehende, aber leider! auch nicht führende Hand ergriff, und sie mit eben so schüchterner und eben so inniger Inbrunst an meinen Mund drückte, als ob sie lebendig gewesen wäre.

„In dem nehmlichen Augenblicke trat mein Vater in das Kabinet, und überraschte mich, auf meinen Knien vor dem leblosen Mädchen liegend, und mein Gesicht über eine ihrer Hände gebückt. Ich fuhr über seinen Anblick

zusammen, und erwartete hart von ihm angelassen zu werden: aber ich irrte mich glücklicher Weise; seine Miene hatte nichts strenges. Du bist, wie ich sehe, bey den Griechen ein großer Bewunderer der Kunst geworden, Osmandyas? sagte er lächelnd. — Ich habe in meinem Leben nicht so liebenswürdiges gesehen, antwortete ich erröthend. — Liebenswürdig? versetzte Kalasiris, indem er mir mit Aufmerksamkeit in die Augen sah. — So vollkommnes wollt' ich sagen, mein Vater. — Das kann seyn erwiederte er; es ist das Werk eines großen Meisters. — Und hiermit brach er die Unterredung ab. Wie gern ich auch eine Menge Fragen an ihn gethan hätte, so wagte ichs doch nicht eine einzige laut werden zu lassen; so groß war die Ehrfurcht, an die ich von Kindheit an gegen ihn gewöhnt war. Es war mir nie erlaubt gewesen, durch Fragen mehr über eine Sache von ihm erfahren zu wollen, als er mir von freyen Stücken zu sagen für gut befand.

„Ich entfernte mich aus dem Kabinet, aber mein Herz blieb bey der schönen Bildsäule zurück, der es einen ganz andern Namen gab. Ich bestärkte mich immer mehr in dem

Wahne, daß es eine wirkliche Person in einem sonderbaren Zustande von Bezauberung sey. Dieser Wahn schmeichelte meiner Leidenschaft, und erhöhte sie in wenigen Tagen auf einen solchen Grad, daß ich an nichts andres dachte, und, weil ich sonst nichts, das sich auf sie bezog, thun konnte, im eigentlichsten Verstande gar nichts that.

„Mein Vater unterließ einige Wochen lang dieser Sache nur mit einem Worte zu erwähnen. Er schien sogar nicht zu bemerken, daß ich allen meinen gewohnten Arbeiten und Ergetzungen entsagte, und unvermerkt in eine Art von Schwermuth verfiel, die mich die einsamsten Orte suchen und allen Umgang mit Menschen fliehen machte. Indessen däuchte es mir sein Werk zu seyn, (wiewohl keine besondere Veranstaltung von seiner Seite dabey in die Augen fiel) daß ich in dieser ganzen Zeit keine Gelegenheit fand in sein Kabinet zu kommen. Die Folgen davon wurden endlich so sichtbar, daß sie seiner Aufmerksamkeit nicht entgehen konnten: ich wurde niedergeschlagen und traurig, verlor Eßlust und Schlaf, bekam Ringe um die Augen, und veränderte mich, mit Einem Worte, so sehr,

dafs ich mir selbst unkenntlich wurde. Kalasiris allein schien es nicht gewahr zu werden: aber auf einmahl erhielt ich wieder Gelegenheit, ganze Stunden unbeobachtet in seinem Kabinette zuzubringen.

„Die Entzückung, mit welcher ich das erste Mahl, da mir dieses Glück wieder zu Theil wurde, dem geliebten Mädchen zu Füfsen fiel, wie ich ihre Knie umarmte, was ich ihr sagte, und wie glücklich ich war, kannst du dir nur vorstellen, wenn du jemahls wahrhaftig geliebt hast.“

O gewifs kann ichs, rief der Jüngling vom Thurme mit einem tiefen Seufzer.

„Dieses erste Wiedersehn wirkte so stark auf mein Gemüth und auf meine Gesundheit, dafs ich auf einmahl wieder ein ganz anderer Mensch zu seyn scheinen mußte. Kalasiris bemerkte immer nichts; aber ich fand acht bis zehn Tage lang täglich eine Stunde, die ich zu den Füfsen meines bis zum Wahnsinn geliebten Bildes zubringen konnte. Es gab Augenblicke, wo meine Bethörung so weit ging, dafs ich mir einbildete sie von meinen Thränen gerührt zu sehen, und als ob ihre Lippen sich bewegen wollten mir etwas

gütiges zu sagen. Meine Überredung, daß sie kein lebloses Bild sondern nur bezaubert sey, bekam, wie natürlich, neue Stärke dadurch; und ich konnte mich endlich nicht länger zurückhalten, diese Hypothese meinem Vater als eine Sache vorzutragen, die mir keinem Zweifel unterworfen zu seyn scheine.

„Kalasiris hörte mich ruhig an; aber als ich fertig war, warf er einen ernsten Blick auf mich und sagte: Allerdings ist hier jemand bezaubert, wie ich sehe; und dieß ist sonst niemand als du selbst. Es ist hohe Zeit, Osmandyas, einem so lächerlichen Spiel ein Ende zu machen; oder, wohin glaubst du daß dich deine Liebe für eine Bildsäule endlich führen werde?

„So hart mir diese auf einmahl angenommene Strenge meines Vaters auffiel, so war ich doch froh, daß er mir selbst Gelegenheit gab, ihm den Zustand meines Herzens zu entdecken. Die Stärke meiner Leidenschaft durchbrach jetzt auf einmahl den Damm, in welchen die Ehrfurcht vor ihm sie bisher eingezwängt hatte; ich warf mich zu seinen Füßen, bat ihn um Mitleiden, und erklärte ihm zugleich in den stärksten Ausdrücken,

dass diese Liebe, wie unsinnig sie auch immer scheinen möge, das Glück oder Unglück meines Lebens entscheiden werde.

„Die Leidenschaft pflegt in solchen Fällen wortreich zu seyn; gleichwohl hörte mich Kalasiris mit grosser Geduld an, ohne von dem Feuer womit ich sprach beleidiget zu scheinen. Aber er sagte mir dem ungeachtet alles, was ein so weiser Mann nur immer aufbringen konnte, um einen einzigen geliebten Sohn von einer in seinen (und ohne Zweifel in eines jeden andern) Augen so widersinnigen Verirrung des Verstandes und Herzens zurück zu bringen. Er brachte mich endlich zum Stillschweigen, aber ohne mich überzeugt zu haben; und entliess mich auf eine gütige Art, jedoch mit einigem Ausdruck von Missvergnügen, dass ich mir (wie er sagte) so wenig Mühe gäbe, meiner Vernunft den Sieg über eine unwürdige und abenteuerliche Schwachheit zu verschaffen.

„Von dieser Zeit an verflossen mehrere Wochen, ohne dass es dieser Sache halben wieder zwischen uns zur Sprache kam. Die Gelegenheiten den Gegenstand meiner Leidenschaft zu sehen wurden seltner, und Kala-

siris machte dagegen täglich andere entstehen, wodurch er meine Sinne zu zerstreuen und meiner Fantasie eine andere Richtung zu geben hoffte. Bald waren es Aufträge oder kleine Verschickungen, bald Lustfahrten auf dem Nil, bald andere meinem Alter angemessene Vergnügungen. Aber alle diese vermeinten Heilmittel bewirkten gerade das Gegenteil. Wo mein Leib auch immer seyn mochte, meine Seele war bey dem was ich liebte; und ich ertrug den Verdruss, mich oft viele Tage lang davon getrennt zu sehen, bloß darum mit einiger Gelassenheit, weil eine einzige Viertelstunde, die ich wieder im Anschauen meiner lieben Bildsäule zubachte, mir alles vergütete, und ein Glück war, das ich mit noch viel größern Leiden willig erkaufte haben würde.

„Es schien als ob Kalasiris ein besonderes Augenmerk darauf habe, keine Gelegenheit zu verabsäumen, wo ich die schönsten jungen Personen in Memfis zu sehen bekommen könnte. Das Fest der Isis kam ihm dazu ganz erwünscht. Eine feierliche Prozession führte alle junge Mädchen aus Memfis und der umliegenden Gegend, unverschleiert und

in ihrem schönsten Putze, vor meinen Augen vorbey. Ich sah einige, die als außerordentliche Schönheiten gerühmt wurden, wiewohl ich sie unter den übrigen entweder übersehen oder nichts besonderes an ihnen gefunden hatte. Mein Vater ergriff diese Gelegenheit. Er fragte mich in einem scherzenden Tone, der mir an ihm ungewöhnlich war: ob ich unter dieser Menge von schönen Personen keine gesehen hätte, die mir das Original meiner Bildsäule zu seyn schiene? — Keine, (antwortete ich eben dem Tone) die mir schön genug vorgekommen wäre ihre Aufwärterin zu seyn. — Das thut mir leid, versetzte Kalasiris etwas ernsthafter; denn du hast unter diesen Jungfrauen diejenige gesehen, die ich dir zur Gemahlin bestimmt habe. — Mir, mein Vater? rief ich, bestürzt über einen Antrag, auf den ich gar nicht vorbereitet war. — Sie ist die lebenswürdigste unter allen, (fuhr er fort) und, wenn meine Augen mich nicht sehr betrügen, auch die schönste; wenigstens gewiß schöner als diese Dame von emailliertem Thon, an der du einen so sonderbaren Geschmack findest. — Das ist unmöglich, rief ich. — Wenn es auch wäre,

sagte Kalasiris, so ist Schönheit nicht das, was die Wahl einer Gattin bey einem verständigen Menschen entscheidet. Aber da du selbst nicht im Stande bist eine vernünftige Wahl zu treffen, fuhr er mit grossem Ernste fort, so habe ich für dich gewählt. Ich bin meiner Sinne mächtig, ich weifs was sich für dich und mich schickt, und du kannst keine Einwendung gegen meine Wahl zu machen haben.

„Diese Rede stürzte mich wie ein Blitz zu meines Vaters Füßen. — Wenn du dir vorstellst, dafs ich meine Bildsäule über alles liebte, dafs meine Leidenschaft, ihrer Ungeheimtheit ungeachtet, alle Eigenschaften der wahrsten, zärtlichsten und entschiedensten Liebe hatte, die jemahls eines Menschen Brust entflammte: so kannst du auch leicht ermessen, was ich sagte und that, um das Herz meines Vaters zu rühren, und ihn von dem Vorhaben, das er mir mit einer so auffallenden Härte angekündigt hatte, zurück zu bringen. — Er hörte mich lange an, und da er mich zu heftig bewegt sah, um durch Vernunftgründe etwas auszurichten, stand er auf, und liefs mich allein, mit dem Bedeuten:

mich zu fassen, damit ich ihm, wenn er wieder käme, mein letztes Wort über diese Sache sagen könnte.

„Kaum hatte er das Kabinet verlassen, so warf ich mich meiner geliebten Bildsäule zu Füßen, und schwor ihr, in einer Begeisterung die ich noch nie in diesem Grade gefühlt hatte, ewige Treue, und wenn auch das Unglück meines Lebens oder ein grausamer Tod die Folge davon seyn sollte. Zum ersten Mahl überwältigte in diesem Augenblick die Heftigkeit meiner Empfindungen die zärtlich ehrerbietige Zurückhaltung, die mir bisher nie etwas mehr erlaubt hatte, als ihre Füße zu umfassen, oder meinen Mund auf ihre Hand zu drücken. Ich umarmte sie mit der feurigsten Inbrunst, ich drückte mein Herz an ihren unelastischen Busen, ich überdeckte ihr holdseliges Gesicht mit Thränen und Küssen, und mein Wahnsinn ging so weit, daß ich mir auf einen Augenblick einbildete, sie umarmte unter meinen Umarmungen.

„Die Täuschung konnte nicht lange dauern, und es war ein Glück für meinen Kopf daß ich sie so bald gewahr wurde. Aber wie unzufrieden auch mein Herz darüber war, so

veränderte es doch nichts an meiner schwärmerischen Liebe, und als Kalasiris zurück kam, fand er mich entschlossener als jemahls, ihr alles, wenn es seyn müßte, aufzuopfern. Mit dieser Entschliesung in meinem Blick und Tone ging ich ihm entgegen. Mein Vater, sprach ich, ich bin überzeugt, daß etwas außerordentliches in dieser Bildsäule, und in den Gesinnungen die sie mir einflößt, ist. Sie ist entweder durch Zauberey in diesen Zustand versetzt worden; oder sollte sie ja nichts als eine todte Masse seyn, so lebt ganz gewiß eine Person, die das Urbild dieses bis zur Täuschung der Sinne und der Vernunft vollkommenen Nachbildes ist. In beiden Fällen hängt das Schicksal meines Lebens von dieser Person ab; sie wird bis zum letzten Athemzug der Gegenstand meiner feurigsten Liebe bleiben, und es ist vergebens das Unmögliche von mir zu fordern. Ich kann nur mit meinem Leben aufhören sie zu lieben, und wer das Verlangen sie zu besitzen aus meiner Seele verbannen will, muß mir zuvor dieß Herz aus meinem Busen reißen. Laß mich, mein Vater, deiner Güte das Glück des Lebens, das du mir gabst, zu danken haben!

Ich bin gewiß, das Geheimniß dieser wundervollen Bildsäule, die, eben so wie jener ehrwürdige Greis, zu leben und zu athmen scheint, ist kein Geheimniß für dich. Ich kann diesen Zustand der Ungewissheit und des Schmachts nicht länger ertragen! Du, mein Vater, ich bin es gewiß, kannst ihm ein Ende machen. Sage mir, ich beschwöre dich bey den ehrwürdigen Geistern unsrer Vorältern, was ich thun muß um meiner Liebe zu genießen, oder sage mir daß es unmöglich ist, und gieb mir den Tod!

„Ist dieß dein letztes Wort, mein Sohn?“ sagte mein Vater mit einem furchtbar ruhigen Ernst in seinem Blicke. — Mein letztes, antwortete ich unerschrocken und mit fester Stimme. — So komm morgen mit Anbruch der Sonne wieder hierher, und vernimm was ich dir sagen werde, sprach er mit einem Blick, worin ich mehr Theilnehmung als Strenge zu fühlen glaubte, und winkte mir mich zu entfernen.

„Ich verließ ihn mit Ehrerbietung, aber in einem Gemüthszustande, den ich dir nicht zu schildern versuchen will. Die Erwartung verschlang alle meine Gedanken, und jede Minute,

bis die Sonne unter- und bis sie wieder aufgegangen war, schien mich an einer ausdehnenden Folter langsam aufzuschrauben.

„Kaum fing der Himmel an zu dämmern, so fand ich mich schon in dem Vorzimmer meines Vaters ein; aber ich mußte noch eine äonenlange Stunde warten. Ich zählte meine Pulsschläge, indem ich dabey unverwandt nach dem Punkte des Himmels sah, wo die Entscheidung meines Schicksals im Anbruch war. Endlich ging die Sonne auf, die Thür meines Vaters öffnete sich, ich trat hinein, und fand ihn vor dem majestätischen Alten stehend, in einer Stellung, als ob er in einer geheimen Unterredung mit ihm begriffen sey. Weil er mir den Rücken zukehrte und nicht auf mich Acht zu geben schien, so bediente ich mich dessen, um mich meiner geliebten Bildsäule zu nähern. Sie schien mich gütiger als jemahls anzublicken, und da ich meine Lippen auf ihre Hand drückte, fühlte ich ganz deutlich einen sanften Gegendruck.

„In diesem Augenblicke wandte sich mein Vater gegen mich. Du willst es so, mein Sohn! (sprach er ruhig und in einem Tone der mir Gutes vorzubedeuten schien) wir müs-

sen uns trennen. Eine so wunderbare Liebe wie die deinige muß jede Probe aushalten können, oder sie würde nur Zauberwerk und Täuschung seyn. Hier, Osmandyas, lege diese Kleider an, und verbirg dein Gesicht in dieser Larve! Beide werden dir das Ansehen eines dürftigen Greises geben, dem niemand nachstellen und der im Nothfall überall Mitleiden finden wird. Hier ist dein Wanderstab, und hier ein Beutel, worin so viel Drachmen sind als du Tage deiner Wanderschaft zählen wirst. Geh, mein Sohn, und der Genius deiner Liebe geleite dich! Wandre so lange nordwestwärts, bis du nach Gallien kommst; und wenn du die Grenze von Armorica erreicht haben wirst, so suche darin einen alten Thurm, an welchem nur noch drey Zinnen unbeschädigt sind. Dort wirst du das Ende deiner Wanderschaft und das Ziel deiner Wünsche finden.“

Indem der junge Ägypter diese Worte sprach, schien der Jüngling vom Thurm auf einmahl in ein tiefes Nachdenken zu fallen, und Osmandyas hielt ein. Aber jener bemerkte es in wenig Augenblicken, erheiterte sich

plötzlich wieder, und bat ihn seine Erzählung zu vollenden.

„Kalasiris half mich ankleiden, und band mir mit eigner Hand die Larve um, die so künstlich gemacht war und sich so genau an mein Gesicht anschmiegte, daß sie bey jedermann für das meinige gelten konnte, zumahl da sich niemand versucht fühlte mir lange und scharf ins Gesicht zu schauen. — Ich sehe Fragen auf deiner Zunge schweben, mein Sohn, sagte Kalasiris, indem er mich so ausrüstete: aber frage mich nichts, und unterwirf dich deinem Schicksal. Verlaß dich nie selbst, so wird dich auch dein Genius nicht verlassen. Mein Herz weissagt mir Gutes. Lebe wohl, Osmandyas, wir werden uns wieder sehen!

„Bey diesen Worten umarmte er mich mit vieler Liebe, küßte mich auf die Stirne, und hiefs mich mit diesem Schritte meine Wanderschaft antreten.

„Es sind nun zehn Monden seit ich Memfis verließ. Die Beschwerden meiner langen Pilgrimschaft würden mich vielleicht mehr als Einmahl zu Boden gedrückt, oder den Gedanken zurückzukehren in mir hervorgebracht

haben, wenn ich mit der Hoffnung ausgegangen wäre eine Krone zu finden. Aber was ich suchte, konnte nach der Schätzung meines Herzens um keinen Preis zu theuer erkaufte werden. Ich sollte die Belohnung meiner Beharrlichkeit in den Armen meiner geliebten Bildsäule finden! Ich hatte das Wort eines Mannes dafür, dessen Worte mir immer Göttersprüche gewesen waren; und ich hielt mich des glücklichen Erfolges gewiss, wiewohl mir die Mittel dunkel und unbegreiflich waren. Diesen Morgen hatte ich meine letzte Drachme ausgegeben, und der Thurm, den ich suchte, entzog sich noch immer meinen Augen. Unverhofft mußte ich ihn mit Hülfe eines Sturmes finden, und in ihm einen Freund, den ich nicht suchte: aber ach! das Ziel meiner Wünsche —“

Ist dir vielleicht näher als du glaubst, fiel ihm der Jüngling vom Thurm ins Wort. Wenigstens hast du Ursache so zu denken, da die übrigen Umstände mit deines ehrwürdigen Vaters Vorhersagung so genau zugetroffen haben. Wollte der Himmel ich hätte nicht mehr Ursache zur Verzweiflung als du! Du selbst, Osmandyas, in den neu belebten

Armen deiner wieder liebenden Bildsäule würdest nicht glücklicher seyn, als ich war, als ich noch wäre und immer hätte seyn können, wenn ich nicht aus eigener Schuld — denn wozu hälft es mir das Schicksal anzuklagen? — durch den unwiederbringlichen Verlust dessen was ich einzig liebe der elendeste aller Menschen geworden wäre!

Der Jüngling vom Thurm, indem er dies mit halb erstickter Stimme sagte, sank mit dem Gesichte auf ein Polster, das neben ihm gegen die Mauer angelehnt war, um eine Flut von Thränen zu verbergen, deren eindringende Gewalt er nicht zurück zu halten vermochte. Osmandyas wurde von dem Schmerz seines jungen Freundes so gerührt, daß er seines eigenen darüber vergaß. Er näherte sich ihm, nahm seine herab hängende Hand, drückte sie mit theilnehmender Wärme, und blieb so eine gute Weile stillschweigend neben ihm stehen.

Der schöne Jüngling blieb nicht lange unempfindlich gegen das Mitgefühl seines neuen Freundes; er schien sich seiner übermäßigen Weichheit zu schämen, und raffte sich zusammen, um etwas mehr Gewalt über seine Lei-

denschaft zu zeigen. Endlich, als Osmandyas ihn wieder ruhiger sah, sprach er: Es ist zuweilen wohlthätig für ein gepresstes Herz, sich in den Busen eines Freundes erleichtern zu können. Glaubst du, daß dies Mittel dir gegenwärtig zuträglich seyn könne, so entdecke mir, wenn meine Bitte nicht unbescheiden ist, die Ursache des Kammers, wovon ich dich verzehrt sehe. Vielleicht ist dein Zustand nicht so verzweifelt, als eine von Schmerz und Gram verdüsterte Fantasie ihn darstellt. Vielleicht sieht das ruhigere Auge der Freundschaft einen Ausweg, wo du selbst keinen sehen kannst.

Höre meine Geschichte, antwortete ihm der Jüngling, und urtheile dann ob ich noch etwas hoffen kann. Ich habe sie dir versprochen, ich bin sie deiner Offenherzigkeit schuldig; auch ist es, selbst für den, der das Glück seines Herzens auf ewig verloren hat, noch immer Wonne, mit einem mitfühlenden Wesen von seiner ehemahligen Glückseligkeit zu reden.

Die Natur hat mich mit einem weichen Herzen begabt, und mit einem Hang, lieber in einer Welt von schönen Ideen als in dem Gedränge der gewöhnlichen Men-

schen, und in dem unreinen Dunstkreis ihrer so widerlich zusammen gährenden Leidenschaften zu leben. Meine Erziehung nährte diesen Hang, wiewohl ich von edler Herkunft bin; denn ich wuchs in einer sehr einsamen Lebensart auf; und so erzeugte sich, unter andern Folgen derselben, als ich die Jahre der Mannbarkeit erreichte, eine seltsame Abneigung gegen die Weiber und Töchter der Menschen, die ich zu sehen Gelegenheit hatte; desto seltsamer, weil schwerlich jemahls ein Sterblicher mit einem zärtlichem Gefühl für das Schöne, und mit mehr Empfänglichkeit für die reinste und erhabenste Art zu lieben auf die Welt gekommen ist als ich.

In einer solchen Gemüthsstimmung fielen mir aus einer Sammlung von seltnen Handschriften, welche mein Vater (der das Haupt der Druiden dieses Landes ist) zusammen gebracht hatte, einige in die Hände, woraus ich die Einwohner der reinen Elemente kennen lernte: eine Art von Mittelwesen zwischen Geistern und Menschen, die, so bald ich durch diese Schriften mit ihnen bekannt wurde, einen ganz andern Reitz für mich hatten, als die aus gröbern Thon

gebildeten rohen Einwohner von Armorika. Urtheile selbst, ob das, was ich aus diesen Quellen von der hohen Schönheit und Vollkommenheit der elementarischen Nymfen erfuhr, geschickt war, meine Abneigung gegen die Töchter meines Landes zu vermindern; und ob, nachdem ich von der Möglichkeit, zur Gemeinschaft und sogar zu den innigsten Verbindungen mit diesem herrlichen Wesen zu gelangen, versichert war, etwas natürlicher seyn konnte, als die Entschliessung, die ich von meinem vierzehnten Jahr an faßte, allem Umgang mit den Töchtern der Menschen zu entsagen, um durch die pünktlichste Beobachtung aller Vorschriften der Weisen mich des hohen Glückes, vielleicht dereinst von einer Sylfide oder Salamandrin geliebt zu werden, fähig und würdig zu machen.

Meine Mutter, eine Frau von großer Schönheit und Tugend, und meine einzige Schwester, ein junges Mädchen, die ein Abdruck ihrer Mutter schien, waren ganz allein von diesem Gelübde ausgenommen: die erste, weil ich mich überredete, daß sie selbst eines dieser höhern Wesen sey; als woran mich

ihre großen Vorzüge vor allen Weibern, die ich je gesehen hatte, und die außerordentliche Achtung, die ihr ein so großer Weiser als mein Vater bezeugte, gar nicht zweifeln ließen. Da mir die Erziehung, die ich in einem einsamen Druidenhaus erhielt, das Vergnügen sie zu sehen nur selten und auf kurze Zeit erlaubte, so befestigte sich diese Meinung um so mehr in meinem Gemüthe; und indem ich in dieser in gleichem Grade majestätischen und liebreitzenden Frau eine Sylfide sah, erhielten die Ideen, die sich in meiner Fantasie von diesen geistigen Schönheiten bildeten, mehr Bestimmtheit und Leben, und wirkten um so viel stärker auf mein Herz, als sie ohne dieß hätten thun können. Die Kenntnisse, die ich aus der Geschichte von den verderbten Sitten der Weiber in den Hauptstädten der Welt bekam, trugen nicht wenig dazu bey, meine Abneigung von den Erdetöchtern zu unterhalten. Diese wurde endlich zu einem beynahe körperlichen Ekel; so daß es, als ich siebzehn bis achtzehn Jahre hatte, unmöglich war, mich dahin zu bringen, nur eine Viertelstunde in einer Frauenzimmersgesellschaft auszudauern.

Mein Vater schien diese seltsame Wendung meiner Fantasie (wie er es nannte) so bald er sie gewahr wurde, zu mißbilligen, und mit allerley Gründen zu bestreiten; und meine Schwester erlaubte sich bey allen Gelegenheiten über meine Unempfindlichkeit zu scherzen, und mir mit der Rache ihres Geschlechts zu drohen: aber beides wirkte keine Veränderung in meiner Denkungsart. Von meinem Vater glaubte ich, daß er mich bloß auf die Probe stellen wolle: und meine Schwester, wiewohl ich sie zärtlich liebte, vermochte wenig über mich, weil sie durch ihre Verbindungen mit verschiedenen Erdetöchtern alles Recht an mein engeres Vertrauen verwirkt hatte.

Es sind nun ungefähr acht oder neun Wochen, als mich auf einem der einsamen Spaziergänge, die ich zuweilen in diesen Gegenden mache, eine nahe bey mir im Gebüsch aufliegende Taube von ungewöhnlicher Schönheit verleitete, ihr nachzugehen, indem sie so zahm schien, so niedrige und kurze Sätze machte, und sich so oft wieder ganz nahe vor mir niederliefs, daß ich hoffte, sie würde sich von mir fangen lassen. Sie schien sich

eine Lust daraus zu machen, mich in einem Umfang von zwey bis drey tausend Schritten im Kreise herum zu führen, bis ich sie endlich, da die Nacht herein brach, ganz aus den Augen verlor.

Ich befand mich in einer so wilden Einöde, daß ich, ungeachtet sie nicht sehr weit von dem Schlosse des Druiden, meines Vaters, entfernt seyn konnte, mich nicht erinnerte, jemahls so tief in den Wald eingedrungen zu seyn. Es war schon zu dunkel, um mich wieder heraus zu finden, und ich sah mich bloß nach irgend einem Obdach oder einer Höhle um, wo ich die Nacht, die um diese Zeit sehr kurz war, zubringen könnte; als ich auf einmal dem Eingang dieses nehmlichen Thurmes, worin wir uns jetzt befinden, gegenüber stand. Ich glaubte einen hellen Schein in dem mittlern Theile des Thurmes zu sehen; und wiewohl die öde Stille, die in und um denselben herrschte, mir einiges Grauen erweckte, so gewann doch die Neugier die Oberhand. Ich ging hinein; eine über dem Eingang der Treppe hangende Lampe wies mir den Weg; ich stieg hinauf, und kam endlich in dieses Gemach, welches ich von einer Art von Mor-

genröthe beleuchtet fand, ohne zu sehen, wodurch dieser Glanz hervorgebracht wurde. In der That hatte ich keine Zeit mich darnach umzusehen: denn eine junge Dame, die auf diesem Ruhebette schlummerte, fesselte meinen Blick beym ersten Eintritt. Ein langes feuerfarbnes Gewand von dünner Seide hüllte sie bis zu den Füßen ein. Es war nach Griechischer Weise gefaltet, und mit einem schimmernden Gürtel unter dem Busen zusammen gehalten, dessen Schönheit ein purpurfarbner Schleier, der ihr Gesicht bedeckte, mehr errathen als sehen liefs. —

Eine der ver mummt en Personen im Vorsa hl flüsterte bey diesen Worten der andern zu: nun ists hohe Zeit unsers Weges zu gehen. — Hiermit stand sie leise auf, schlich sich mit einer kleinen Flasche, die sie unter ihrem Mantel hervor zog, in den obern Theil des Thurmes, kam aber bald wieder zurück, und stahl sich mit der andern ver mummt en Person eben so unvermerkt wieder weg als sie gekommen waren.

Ein Grieche (fuhr der Jüngling vom Thurme fort) würde geglaubt haben in das Schlafgemach der Aurora gekommen zu seyn; in mir

liefs das was ich sah und fühlte keinen andern Gedanken entstehen, als das ich eine dieser himmlischen Nymfen vor mir sähe, deren bloße Idee seit mehrern Jahren hinlänglich gewesen war jedem Eindruck, welchen irdische Schönheiten auf meine Sinne hätten machen können, das Gegengewicht zu halten. Die unbeschreiblichen Empfindungen, die ihr Anblick mir einflöste, erhöhten diesen Gedanken gar bald zur Gewissheit. Es war ein süßes verwirrtes Gemisch von ganz neuen nie gefühlten Regungen, ein blitzschnelles Abwechseln von Gluth und Frost, von Grauen und Entzücken, wofür die menschliche Natur keine Bilder und die Sprache keine Worte hat. Es würde also vergebens seyn, lieber Osmandyas, wenn ich versuchen wollte dir zu beschreiben, —

„Und unnöthig dazu, fiel ihm Osmandyas ein; denn was du fühltest, kann nicht außerordentlicher, nicht reiner noch stärker gewesen seyn, als was ich beym ersten Anblick meiner bezaubernden Bildsäule empfand.“

Der Jüngling vom Thurme war im Begriff etwas hierauf zu sagen, als eine plötzliche Besinnung es auf seinen Lippen zurück hielt. —

Du hast Recht, fuhr er nach einer kleinen Pause fort; solche Erfahrungen lassen sich weder beschreiben noch vergleichen. Wer sie beschreiben will, setzt seinen Zuhörer in den Fall, entweder gar nichts zu denken, oder das, was er selbst in dieser Art erfahren hat, zum Bild und Masse dessen, was der andere erfuhr, zu machen. Du müsstest nicht nur an meinem Platze, du müsstest ich selbst gewesen seyn, um die unbeschreibliche Leidenschaft zu begreifen, die diese göttliche Schöne, sogar in ihrem Schlummer, und in einer Verhüllung, die den größten Theil ihrer Reitzungen verbarg, in mir zu erschaffen fähig war.

Osmandyas, der (mit aller seiner Schwärmerey für eine Bildsäule) mehr Philosoph war als man ihm zutrauen sollte, lächelte dem Jüngling vom Thurme stillen Beyfall zu, und dieser fuhr in seiner Erzählung folgender Massen fort.

Es giebt Gefühle, die so rein und einfach sind und die Seele so ganz erfüllen, daß sie allen Begriff von Zeit ausschliessen. Dasjenige, in welches die meinige zerfloß, indem ich, allmählich kühner, mit leisem Tritt und

zurück gehaltnem Athem der schlummernden Göttin mich näherte und in wonnevollem Anschauen unbeweglich vor ihr stand, war ohne Zweifel von dieser Art: denn ich kann nicht sagen, ob ich eine oder zwey Stunden oder noch länger in dieser Entzückung verharrte; aber als die himmlische Erscheinung wieder verschwunden war, schien es mir nur ein Augenblick gewesen zu seyn.

Armer Freund! rief Osmandyas: so war es nur ein Traum?

Du irrest weit, mein Lieber, antwortete der andere; aber sie erwachte, richtete sich auf, betrachtete mich einige Augenblicke mit Verwunderung, und, indem sie mit der linken Hand eine Bewegung machte, die zu schnell war als dafs ich sie deutlich hätte sehen können, schwand sie aus meinen Augen. Ich stand von der dichtesten Finsterniß umgeben, und würde vor Schrecken zu Boden gesunken seyn, wenn ich nicht, eben da ich die Besinnung zu verlieren anfing, von unsichtbaren Armen aufgehalten worden wäre. Als ich wieder zu mir selbst kam, fand ich mich auf eben dem Ruhebette, wo ich die Dame liegen gesehen hatte; der anbrechende Tag

warf eine schwache Helle durch das gefärbte Glasfenster; ich sah mich voll Erstaunen um, und erkannte den Ort; aber von ihr war keine Spur mehr übrig, als ihr Bild das ich in meiner Seele fand, und das neue Wesen das sie mir gegeben hatte.

Ich verließ den Thurm, und kehrte nach Hause, wo mein Ausenbleiben einige Unruhe verursacht hatte. Ich erzählte, wie ich mich verspätet, und endlich von ungefähr einen Thurm im Walde gefunden, wo ich die Nacht wenigstens bequemer als im Walde zugebracht hätte: aber von dem, was mir darin begegnet war, ließ ich mir nichts merken. Niemand wußte etwas von einem solchen Thurme; aber jedermann wollte eine seltsame Veränderung in meinem Gesichte wahrnehmen, und beunruhigte mich mit der Vermuthung, daß mir etwas außerordentliches zugestossen seyn müsse.

Ich machte mich los so gut ich konnte, und brachte den Tag in Betrachtungen über mein wundervolles Abenteuer zu. Die Meinung, worin man war, daß ich die vergangene Nacht schlecht geruhet hätte, gab mir einen Vorwand, mich früher als gewöhnlich

schlafen zu legen. Ich fand Mittel mich heimlich davon zu machen, eilte dem Walde zu, und suchte, so gut es in der Dämmerung möglich war, den Weg, der mich gestern zum Thurme geführt hatte: aber, da die Dunkelheit immer zunahm, würde mir schwerlich gelungen seyn ihn zu finden, wenn ich nicht ein paar hundert Schritte vor mir ein Licht wahrgenommen hätte, dem ich zu folgen beschloß. Es bewegte sich immer vor mir her, und brachte mich auf einem viel kürzern Weg so nahe an meinen Thurm, daß ich ihn, wiewohl das Licht verschwand, um so weniger verfehlen konnte, weil der Mond inzwischen aufgegangen war, und durch eine Öffnung im Gebüsch einen hellen Glanz auf einen Theil der Ruinen warf, woraus der Thurm hervorragte.

Stelle dir vor, wie mir ward, als ich, in einer Entfernung von zwanzig bis dreyßig Schritten, auf einem Stück einer umgestürzten Säule die nehmliche Dame sitzend fand, die ich in der vorigen Nacht auf dem Ruhebette gesehen hatte. Ihr Anzug war eben derselbe, außer daß ihr zurück geschlagener Schleier, wiewohl ich noch zu fern war ihre

Gesichtszüge deutlich zu erkennen, mir den schönsten Kopf zeigte, den ich jemahls gesehen zu haben glaubte. Sie saß auf ihren linken Arm gestützt, und sah nach dem Mond, als ob sie das Bild eines Geliebten darin suche. Der unwiderstehliche Reitz, den ihr diese Stellung gab, würde mich in fliegender Eile zu ihren Füßen hingeworfen haben, wenn nicht zu gleicher Zeit die Majestät ihrer Gestalt, nebst dem Gedanken an das was sie war, mich zurück geschreckt und in ehrfurchtsvoller Entfernung gehalten hätte.

So bald sie mich gewahr wurde, hüllte sie sich ein, und stand auf, mir entgegen zu gehen. — Suchest du hier jemand, Klodion? fragte sie mit einer Stimme, die in meiner Seele wiederklang. — Wen könnte ich hier suchen als dich selbst? antwortete ich. — Ist dieß Schmeicheley oder Empfindung deines Herzens? erwiederte sie lächelnd. — Ein Blick in meine Seele, versetzte ich, würde dir diese Frage am besten beantworten; denn seit dem gestrigen Abend, der mir die Wonne dich zu sehen verschaffte, hat dein Bild alle Spuren anderer Eindrücke in ihr ausgelöscht. — Das ist viel, sprach sie, für eine Bekannt-

schaft, die wenigstens von deiner Seite noch so jung und unvollständig ist. Denn, was mich betrifft, so muß ich gestehen, der Zufall war mir günstiger als dir: ich kenne dich schon lange; und wenn du dich mit meinen Augen sehen könntest, so würdest du in dieser Versicherung die Antwort auf die deinige finden.

Ich warf mich zu ihren Füßen, und küßte ihre dargebotne wunderschöne Hand in einem Taumel von Liebe und Entzücken. Was ich ihr in diesem Zustande sagte, weiß ich selbst nicht: aber sie fand für gut, mich baldmöglichst wieder zu mir selbst zu bringen. Sie hieß mich aufstehen, und führte mich, weil die Nacht ungewöhnlich schön und warm war, in die Gegend hinter den Ruinen, die, bey aller ihrer Anmuth und scheinbaren Freyheit der Natur, zu viel Geschmack und Harmonie in den mannigfaltigen Theilen, woraus sie zusammen gesetzt war, verrieth, um die verschönernde Hand der Kunst verbergen zu können. Wir irrten durch Lustgänge von wohlriechenden Gebüsch, die uns bald zu grossen mit Blumenrändern eingefassten Rasenplätzen, bald auf einem sanft steigenden Pfade

zu hohen mit Bäumen und Strauchwerk bewachsenen Felsenwänden führten, wo wir uns unvermerkt eingeschlossen fanden, bald in kleine Thäler, wo murmelnde Quellen sich zwischen zerstreuten Bäumen und leichten Gebüschen schlängelten, und zuletzt in einen Kanal zusammen flossen, welcher dem Ganzen die Gestalt einer Halbinsel gab, die mit allen ihren abwechselnden Schönheiten, in der magischen Beleuchtung des Mondscheins, bey der heitersten Luft und am Arme der Göttin meines Herzens, so sonderbare Eindrücke auf meine Sinne machte, daß ich mich in eine Gegend des Feenlandes versetzt glaubte: ein Gedanke, der in dieser Lage um so natürlicher war, weil ich mir nicht erklären konnte, wie ein so reizender Ort, der so nahe an dem Schlosse meines Vaters zu liegen schien, mir bis zu dieser Stunde hätte verborgen bleiben können.

Meine schöne Unbekannte unterhielt mich, indessen wir in diesen Zaubergärten bald umher irrten, bald auf eine Moosbank oder unter eine lieblich dämmernde Laube uns setzten, mit tausend angenehmen Dingen, auf eine Art, die mir von der Schönheit ihres

Geistes und von dem Umfang ihrer Kenntnisse die größte Meinung gab, und mit einer so einnehmenden Offenheit und Vertraulichkeit, als ob wir uns immer gekannt hätten. Endlich kamen wir mittelst einer über den Kanal geworfenen Brücke in den Wald zurück, und auf einmahl fand ich mich wieder den Trümmern und dem Thurm gegenüber, wo ich sie angetroffen hatte. Die Morgenröthe war nun im Anbruch. Wir müssen uns trennen, sagte die Unbekannte; aber, wenn dir meine Gesellschaft angenehm gewesen ist, so steht es bey dir, mich so oft du willst um die nehmliche Stunde wie heute in diesem Thurme zu finden. Und hiermit führte sie mich von einer andern Seite an den Eingang eines durch den Wald gehauenen Weges, der durch einige Krümmungen mich in weniger als einer Viertelstunde nach meiner Wohnung zurück brachte. Sie begleitete mich eine Zeit lang, und verschwand so unvermerkt, daß ich einige Schritte fortging, eh' ich gewahr wurde daß sie mich verlassen hatte.

Ich brauche dir nicht zu sagen, lieber Osmandyas, ob ich von der Erlaubniß, die mir meine wundervolle Unbekannte gab,

Gebrauch machte. Glücklicher Weise schien weder mein Vater noch sonst jemand von unserm Hause auf mein Thun und Lassen Acht zu haben. Ich schützte bald Spaziergänge, bald die Jagd, bald Besuche in der Nachbarschaft vor, um mein nächtliches Ausenbleiben zu beschönigen; und man beruhigte sich damit, ohne genauer nachzufragen, oder sich darüber zu wundern, daß ich gewöhnlich die erste Hälfte des Tages verschlief, und alle Nächte abwesend war.

Auf diese Weise brachte ich etliche Wochen lang in dem geheimen Umgang mit meiner Unbekannten wahre Götternächte zu. Ich durfte ihr alles sagen was ich für sie empfand; sie ließ mich hinwieder in ihrer Seele lesen: und wiewohl meine Ehrfurcht und ihre majestätische Sittsamkeit meine Begierden in so engen Schranken hielten, daß eine Vestalin über das was sie mir bewilligte nicht hätte erröthen dürfen; so wußte sie doch den kleinsten Gunstbezeugungen so viel Werth und Bedeutung zu geben, und war so unerschöpflich an Unterhaltung, Witz und guter Laune, daß ich mich für den glücklichsten aller Sterblichen hielt.

Sie entdeckte mir in diesen Stunden der zärtlichen Vertraulichkeit, daß sie von dem ersten Augenblicke, da sie mich gesehen, beschlossen habe, mich zum Meister ihres Herzens und ihrer Person zu machen, wofern sie mich dessen bey näherer Erforschung meines Karakters würdig fände. Sie gestand, daß meine Abneigung von den Erdetöchtern und meine Parteylichkeit für die elementarischen Schönen mir kein kleines Verdienst in ihren Augen gegeben habe: indessen beharrte sie doch darauf, mir aus ihrem Nahmen und Stande ein Geheimniß zu machen, bis sie genugsame Ursache hätte, von der Aufrichtigkeit und Beständigkeit meiner Liebe eine bessere Meinung zu fassen, als die Liebe der Männer gewöhnlich verdiene.

Da ich sie wirklich über alles liebte, so war es mir leicht, mich zu jeder Probe zu erbiehen, auf welche sie meine Treue stellen wollte: aber so groß war meine Ehrerbietung für sie, und meine Furcht durch allzu feurige Begierden die zarte Empfindlichkeit eines Wesens ihrer Gattung zu erschrecken, daß ich es nicht wagte, sie um Abkürzung einer Probezeit, die mir eben so unnöthig als beschwer-

lich vorkam, zu bitten. Sogar des verhafsten Schleiers, der mir noch immer mehr als die Hälfte ihres Gesichtes verbarg, wurde nur mit großer Behutsamkeit erwähnt. Denn da sie sich über die Proben, auf welche sie meine Zärtlichkeit stellen wollte, nicht deutlich erklärte: wer sagte mir, ob nicht gerade dieß eine Probe war, woraus sie sehen wollte, wie weit ich meine Gefälligkeit gegen ihre kleinen Grillen oder Eigenheiten zu treiben fähig wäre?

Es waren nun ungefähr vier bis fünf Wochen verflossen, seitdem meine Liebe zu der schönen Unbekannten, wiewohl beynahe bloß mit geistiger Speise genährt, täglich zugenommen und endlich die ganze Stärke der feurigsten Leidenschaft gewonnen hatte; als ich sie einmahls, gegen ihre bisherige Gewohnheit, weder unter den Trümmern, noch in irgend einer Laube oder einem kleinen Tempel des Zaubergartens, sondern im Thurm auf dem nemlichen Ruhebette fand, wo ich sie zum ersten Mahl gesehen hatte. Ein kleiner Regen, der diesen Abend gefallen war, hatte sie (wie sie sagte) befürchten lassen, daß mir die Luft im Freyen nach-

theilig seyn könnte; und sie schien übrigens hier eben so wenig von meiner Leidenschaft zu besorgen, als an den Orten, wo wir bisher alle Nächte einige Stunden beysammen gewesen waren.

Mein ehrerbietiges Betragen rechtfertigte ihr Vertrauen: indess wurde doch unsere Unterredung unvermerkt zärtlicher als sie jemahls gewesen war. Sie selbst schien es mir mehr als gewöhnlich zu seyn; ihr Ton war die Stimme der Liebe, und das schöne Feuer ihrer Augen blitzte durch den doppelten Schleier, der von ihrer Stirne auf ihren Busen herab hing. Ich sprach mit Entzücken von der Wonne der Liebe und von den Hoffnungen, zu welchen sie mich aufgemuntert hatte; und zum ersten Mahl wagte ichs, ihr in den zärtlichen Ausdrücken eine Ungeduld zu zeigen, von welcher sie nicht beleidigt zu werden schien. Nur noch sieben Tage, sagte sie — Sieben Jahrhunderte! rief ich, indem ich zu ihren Füßen fiel.

Sie liefs sich endlich erbitten, die sieben Tage auf drey zu vermindern. Schenke, sagte sie mit einem gerührten bittenden Tone, noch diese drey Tage meiner Furcht einen Unbeständigen glücklich zu machen. Du selbst,

fuhr sie fort, wende diese Zeit dazu an, dein Herz zu prüfen, ob du einer so reinen, so getreuen, so standhaften Liebe fähig bist, als die Wesen meiner Gattung von ihren Liebhabern fordern. Denke nicht, daß diese Prüfung überflüssig sey, und rechne nicht auf die Zärtlichkeit meines Herzens, wenn du jemahls fähig wärest mir ungetreu zu werden. Sie würde mir zwar keine grausame Rache erlauben; aber niemahls würdest du mich wieder sehen. Ich athme nur für dich; aber ich verlange dagegen, daß dein Herz mir ganz und allein angehöre. Glaubst du, daß mein Besitz eines solchen Opfers werth sey, und findest du dich fähig in jeder Probe rühmlich zu bestehen: so komm in der dritten Nacht nach dieser wieder hieher, und laß uns die Schwüre einer ewigen Treue gegen einander auswechseln. Aber heute verlaß mich, Klodion!

Verlang es nicht, angebetete Beherscherin meines Herzens, rief ich indem ich ihre Knie mit der feurigsten Inbrunst umarmte; laß mich hier zu deinen Füßen —

In diesem Augenblick erstarb die zauberische Morgenröthe, die das Zimmer erfüllt hatte,

in pechschwarze Finsterniß, und die schöne Unbekannte war meinen Armen entschlüpft. Vergebens flehte ich ihr wieder sichtbar zu werden, vergebens tappte ich überall nach ihr herum: sie war verschwunden, und ich mußte mich, wie grausam ich auch diese Prüfung fand, mit der Hoffnung beruhigen, daß ich in drey Tagen die reichste und vollkommenste Vergütung für den Schmerz, den sie mir verursachte, erhalten würde.

Die Zwischenzeit zwischen dieser und der dritten Nacht war eine Kluft in meinem Leben. Ich existierte bloß als eine Uhr, welche Stunden, Minuten und Sekunden zählte. Unter lauten Zählen kam endlich doch der sehnlich erwartete Abend, und ich eilte früher als gewöhnlich dem Walde zu. Aber, wie es auch zugegangen seyn mag, ich konnte den Weg, den mich die Unbekannte gelehrt hatte, nicht wieder finden, wie hartnäckig ich ihn suchte. Endlich verirrte ich mich in dem Walde, gerieth auf unbekannte Wege, kam wieder zurück um andere zu suchen, und wurde endlich von der Nacht überfallen, ohne den Thurm, das Ziel meiner ungeduldigsten Wünsche, erreicht zu haben.

Zuletzt erblickte ich ein Licht, und ich ging ihm nach, in der festen Hoffnung, daß es mich wieder auf den rechten Weg bringen werde. Nachdem es mich ziemlich lange wie in einem Labyrinth herum geführt hatte, fand ich mich, so viel ich im Dunkeln erkennen konnte, unter dem Portal eines prächtigen Palasts.

Ein wohl gekleideter Diener mit einer Fackel in der Hand kam heraus, betrachtete mich, und fragte mit Ehrerbietung: Edler Herr, ist euer Name Klodion? — Ich war nicht gewohnt meinen Namen zu verläugnen, wie auffallend mir auch die Frage vorkam; aber kaum hatte ich mit Ja geantwortet, so wandte sich der Diener, und flog mit einem Ausruf der lebhaftesten Freude in den Palast zurück.

In wenigen Augenblicken öffneten sich beide Flügel der Pforte; sechs schöne prächtig gekleidete Jungfrauen, denen sechs Sklaven eben so viele Wachsfackeln vortrugen, kamen heraus, hießen mich willkommen, und ergriffen ehrerbietig meine Hände, um mich in den Palast hinein zu führen. Ich bat sie um Entschuldigung, sagte ihnen ich wäre

irre gegangen, wäre ganz und gar nicht an dem Orte wo ich erwartet würde, und könnte mich hier keinen Augenblick verweilen. Verzeihet uns, edler Herr, versetzte eine der Jungfrauen: ihr seyd, zu unser aller Freude, an dem Orte, wo ihr schon lange mit Schmerzen erwartet werdet!

Dieß ist unmöglich, sagte ich; ihr spottet meiner, und ich habe keine Zeit mich aufhalten zu lassen. Mit diesem wollte ich mich eilends davon machen: aber die Sklaven versperrten mir mit ihren Fackeln den Weg, die Jungfrauen warfen sich vor mir auf die Erde, und die älteste unter ihnen, welche schon gesprochen hatte, beschwor mich bey dem Leben meiner Dame, sie nur einen Augenblick anzuhören. Was wir von euch bitten, großmüthiger Ritter, sagte sie, ist etwas das ihr allein vermöget; es wird euch keine Viertelstunde aufhalten, und es ist, was kein Mann eures Standes und Ansehens dem Flehen so vieler Unglücklichen versagen kann. Gewähret uns unsre Bitte, und niemand in diesem Palaste soll sich unterstehen, euch einen Augenblick länger als ihr wollet aufzuhalten. Die übrigen fünf Jungfrauen vereinigten sich

mit der ersten, mich mit thränenden Augen zu beschwören, daß ich mich erbitten lassen möchte; und da ich keine Möglichkeit sah, ihnen ihre Bitte unter solchen Umständen abzuschlagen, und längeres Weigern nur so viel verlorne Zeit mehr gewesen wäre, so folgte ich ihnen, aber so mißmuthig daß ich kaum höflich seyn konnte, in das Innere des Palastes.

Sie führten mich durch eine lange stark erleuchtete Gallerie, und durch verschiedene Zimmer, wovon das letzte nur von einer einzigen Lampe schwach erhellt war. Eine große Pforte in der Mitte desselben führte in ein anderes, und zu beiden Seiten der Pforte standen zwey Riesen mit ungeheuern Streitkolben, um den Eingang zu bewachen. Ich blieb stehen und sah die Jungfrau, die meine Führerin war, an; denn ich war unbewaffnet: aber in diesem Augenblicke fuhr ein feuriger Drache, mit einem funkelnden Schwert im Munde, aus der Decke vor mir herab; die Jungfrau bat mich, dieses mir zugedachte Schwert von ihm anzunehmen und meinen Weg zu verfolgen. Ich gehorchte ihr; der Drache verschwand; und so wie ich, das

Schwert um meinen Kopf schwingend, mich der Pforte nahte, fielen die Riesen zu Boden.

Ich trat in einen schwarz ausgeschlagenen Sahl, in dessen Mitte sich aus einer hohen und von einer Menge Pechpfannen erleuchteten Kuppel ein bleicher Lichtstrom herab stürzte, der die furchtbare Dunkelheit der Wände nur desto auffallender machte. Unter der Kuppel stand auf einer drey Stufen hohen Estrade ein großer mit schwarzem Sammet beschlagener Sarg. Sechs Mohren mit runden Schürzen von Goldstoff um die Hüften, mit feuerfarbnen Federbüschen auf dem Kopfe und mit bloßen Säbeln in der Faust, umringten den Sarg in drohender Stellung: aber kaum blitzte das wundervolle Schwert in meiner Hand in ihre Augen, so sanken sie zu Boden und verschwanden. Zwey von den Jungfrauen, die mich hierher begleitet hatten, stiegen hinauf, und hoben den Deckel des Sarges ab. Diejenige, die bisher das Wort geführt hatte, winkte mir herauf.

Ich stieg hinauf, und erblickte in dem dumpfen Lichte, das aus der Kuppel auf den Sarg herab fiel, eine darin liegende Dame von ausnehmender Schönheit, mit einem Pfeile,

der bis zur Hälfte des Schaftes in ihrer linken Brust steckte.

Indem ich mit Entsetzen von diesem Anblick zurück fuhr, sprach die Jungfrau zu mir: Ihr sehet hier den mitleidenswürdigen Gegenstand, dessen Befreyung euch das Schicksal aufbehalten hat. Diese junge Dame, unsre Gebieterin, hatte das Unglück, einem Genius von großer Macht, wider ihren Willen, die heftigste und hartnäckigste Leidenschaft einzulösen. Ihr Abscheu vor ihm war so groß als seine Liebe; denn er ist das häßlichste aller Wesen, wie sie das liebenswürdigste ist. Nachdem er sie lange vergebens mit seinen verhassten Anmaßungen gequält, und nie etwas andres als die entschlossensten Erklärungen ihres unüberwindlichen Widerwillens von ihr hatte erhalten können, verwandelte sich endlich seine Liebe in Wuth. Er brachte sie mit Gewalt in diesen Sahl, legte sie in diesen Sarg, und stieß ihr mit eigner Hand diesen Pfeil in die Brust. Seit mehr als einem Jahre kommt er alle Morgen und zieht den Pfeil aus ihrem Busen. Sogleich ist die Wunde geheilt, die Dame kommt wieder zu sich selbst, und er verfolgt sie aufs neue den gan-

zen Tag mit seiner verabscheuten Leidenschaft. Aber da sie unbeweglich auf ihrer Weigerung beharret, so stößt er ihr alle Abend den Pfeil wieder in die Brust, legt sie in den Sarg, und entfernt sich; indem er, bey den Anstalten die er zu ihrer Verwahrung getroffen hat, sicher ist sie des Morgens wieder zu finden. Denn, aufser den Riesen und Mohren, die zu ihrer Bewachung bestellt sind, hat er einen Talisman über die Pforte dieses Palastes gesetzt, der ihn unsichtbar macht; und als ob es daran noch nicht genug wäre, versetzt er uns und den ganzen Palast durch die Geister, die ihm unterthan sind, alle Tage an einen andern Ort. Gleichwohl hat er mit allen diesen Vorkehrungen nicht verhindern können, dafs es nur von euch abhängt, dem schrecklichen Schicksal unsrer geliebten Gebieterin ein Ende zu machen. Ein berühmtes Orakel, welches ich deßwegen um Rath fragte, gab mir zur Antwort: dieses Abenteuer könne von niemand als von einem jungen Gallischen Ritter, Namens Klodion, zu Stande gebracht werden, der sich zur bestimmten Zeit einfinden und unter dem Schutz einer höhern Macht die Bezauberungen unsers Tyrannen zerstören würde.

Nach largem Warten sind wir endlich so glücklich gewesen euch zu finden, edler Ritter, und es ist kein Zweifel, daß ihr der Befreyer seyd, den uns das Orakel versprochen hat. Der Umstand, daß euch allein dieser Palast nicht unsichtbar war; das bezauberte Schwert, das euch auf eine so wunderbare Art zugeschickt wurde; die Gewalt, die es euch über die Sklaven unsers Feindes gab: alles versichert uns eines glücklichen Ausgangs. Vollendet nun das Werk des Schicksals, wohlthätiger Ritter! Keine Macht in der Welt, aufser dem Genius und euch selbst, vermöchte diesen Pfeil aus der Brust unsrer unglücklichen Gebieterin zu ziehen. Versuchet es! Wenn es euch gelingt, so hat der verhafste Tyrann alle seine Gewalt über die schöne Pasidora verloren, und ihre unbegrenzte Dankbarkeit wird die Belohnung eurer Großmuth seyn.

Ich versicherte die Jungfrau, wenn das Verdienst, so ich mir um ihre Gebieterin machen sollte, auch zehnmal größer wäre, so verlangte ich keine andere Belohnung, als daß ich nicht einen Augenblick länger abgehalten würde mich aus diesem Palaste zu entfernen. Die Jungfrau, ohne mir hierauf zu

antworten, bat mich, zu bedenken, daß ihre Dame, so lange der bezauberte Pfeil in ihrem Herzen stecke, noch immer in der Gewalt ihres Verfolgers sey, welcher alle Augenblicke kommen könne, sie, wenn ich länger zögerte, meinen Augen zu entrücken und vielleicht an einen Ort zu verbergen, wo es mir unendlich schwerer seyn würde, das mir vom Schicksal aufgetragene Werk zu Stande zu bringen.

Ich näherte mich also der jungen Dame, deren Schönheit mir so blendend vorkam, daß ich mir nicht getraute sie recht zu betrachten. Schaudernd faßte ich den Pfeil, und, indem ich ihn mit einiger Mühe heraus zog, verschwand auf einmahl der Glanz, der die Mitte des Sahles bisher erleuchtet hatte. Ein lauter Donnerschlag erschütterte den ganzen Palast, und ich befand mich einige Augenblicke in einen dichten schweflichten Nebel eingehüllt. Aber, als er sich verlor, wie groß war mein Erstaunen, mich in einem von allen Seiten schimmernden und von einer Menge krystallner Kronleuchter erhellten Sahle zu finden, und den Sarg, worin die junge Dame gelegen hatte, in einen prachtvollen Thron verwandelt zu sehen, auf welchem ich sie in der

Stellung einer Person erblickte, die nur eben aus einer langen Ohnmacht wieder ins Leben zurück gekommen ist. Ihr Gesicht lag auf dem Busen einer der Jungfrauen, während die andern, um sie her kniend, ihre Freude über die Befreyung ihrer Gebieterin zu bezeigen schienen. Sie stand auf um sich wegzugeben, und indem sie, an zwey Jungfrauen gelehnt, langsam bey mir vorbeý ging, warf sie einen Blick voll zärtlicher Dankbarkeit auf mich, der mir in die Seele drang. Meine Augen folgten ihr unfreywillig, bis ich sie aus dem Gesichte verlor.

Verwirrt von so unerwarteten und seltsamen Begebenheiten stand ich und fragte mich selbst, warum ich länger hier verweile? als eine der Jungfrauen zurück kam, und mich im Nahmen ihrer Gebieterin ersuchte, den Palast nicht zu verlassen, bis sie mir für den wichtigen Dienst, den ich ihr erwiesen, gedankt haben würde. Da sie sich in dem Aufzuge, worin sie im Sarge lag, mit Anständigkeit nicht wohl vor euch sehen lassen kann, fuhr sie fort, so seydt so gütig nur so lange zu verziehen, bis sie sich umgekleidet hat. Es wird nicht lange währen.

Wie peinlich mir auch dieser neue Aufschub war, so hielt ich es doch für unmöglich, ohne Beleidigung aller Gesetze der Höflichkeit mich dessen zu weigern. Ich liefs mich also von der Jungfrau in ein Zimmer führen, wo sie mich ersuchte einen Augenblick auszuruhen, und mich einiger Erfrischungen zu bedienen, womit ich einen Tisch von Ebenholz auf Silberfüfsen, der neben einem Lehnstuhl stand, reichlich versehen fand. In der That hatte mich das lange Herumirren im Walde, und der Verdrufs über die abenteuerlichen Hindernisse, die mir so sehr zur Unzeit aufstossen mußten, so abgemattet, dafs einige Minuten Ruhe und etwas Erfrischung mir sehr gelegen kamen. Indessen fand ich doch die Zeit, die ich hier mit Warten verlieren mußte, unendlich lang. Die Jungfrau, welche sich entfernt hatte, um mich wieder abzuholen wenn ihre Dame bereit seyn würde meinen Besuch anzunehmen, zögerte, und eine Viertelstunde verging nach der andern ehe sie wieder kam.

Unglücklicher Weise brach indessen der Tag an, und ich sah mit einem unbeschreiblichen Schmerz, dafs die Zeit, in welcher ich

mich in dem Thurme hätte einfinden sollen, verstrichen war. Ich hätte bey dem Gedanken, von meiner Unbekannten vergebens erwartet worden zu seyn, von Sinnen kommen mögen. Was mußte sie von mir denken? Welches Hinderniß konnte groß genug seyn, mein Ausenbleiben zu entschuldigen? Und wie konnt' ich, da sie Ursache hatte sich so unbegreiflich von mir beleidigt zu glauben, jemahls Vergebung von ihr zu erhalten hoffen?

In diesen niederschlagenden Betrachtungen fand mich die Jungfrau, da sie mich zu ihrer Gebieterin abholte. Ich folgte ihr mit einer Unruhe und mit einem Ausdruck von Verdruß und Traurigkeit in meinem Gesichte, der ihr aufzufallen schien: aber — kann ich es dir gestehen, Osmandyas, ohne von dir eben so sehr verachtet zu werden wie ich mich selbst verachte? — beym ersten Blicke, den die allzu reizende Pasidora auf mich heftete, verschwand, wie durch Bezauberung, aller Unmuth aus meiner Seele; und, was auch die Folgen des Dienstes seyn möchten, den ich (wiewohl als bloßes Werkzeug einer höhern Macht) einer so lebenswürdigen Person geleistet hatte, so konnte ich michs

unmöglich reuen lassen, ihrer Rettung mein Glück aufgeopfert zu haben. Meine Unbekannte selbst, dachte ich wie ein Thor, würde mein Ausenbleiben billigen, wenn sie die Ursache desselben sehen würde.

Ich fand die schöne Pasidora auf einem Kanapee sitzen, der die Bequemlichkeiten eines Ruhebettes hatte; wie es sich für eine Person zu schicken schien, auf deren lieblichem Gesichte noch einige Blässe und etwas schmachtendes, als Spuren dessen was sie so lange gelitten hatte, zurück geblieben war. Sie bat mich neben ihr Platz zu nehmen, und dankte mir mit einem gefühlvollen Tone für das was ich für sie gethan hatte. Der Klang ihrer Stimme rührte mich sonderbar. Es war nicht die Stimme meiner Unbekannten; aber sie hatte etwas so ähnliches mit ihr, daß mein Herz um so viel mehr zu ihrem Vortheil eingenommen wurde. Sie sprach wenig; aber ihre schönen Augen sprachen desto mehr. Ihre Blicke waren eben so viele Pfeile der Liebe, die gerade ins Herz trafen, aber zu süße Wunden machten, als daß man daran denken konnte sich ihnen zu entziehen. Jeder Theil ihres schönen Gesichtes war dieser zau-

bervollen Augen würdig, und alles zusammen machte ein Ganzes aus, das an Feinheit und Harmonie der Züge, an Vollkommenheit der Formen und Reinheit der Farbe, alles unendlich übertraf, was ich je gesehen hatte. Denke dir noch hinzu, was die Seele der Schönheit ist, den Ausdruck der zartesten Empfindlichkeit, und ein gewisses verborgenes Lächeln, das ihren Mund und ihre Wangen umfloss und alle Augenblicke neue Reitze entstehen machte, die eben so schnell wieder verschwanden um andern Platz zu machen: und sage, ob es möglich war —

Armer Klodion, fiel ihm der schöne Fremde ins Wort, wo blieb das Bild deiner lebenswürdigen Unbekannten, daß du fähig seyn konntest, ein Gesicht, das nicht das ihrige war, so genau und so unbehutsam anzusehen?

Du wirst mich noch mehr bedauern, vielleicht auch entschuldigen, wenn du alles gehört haben wirst, fuhr der Sohn des Druiden fort. So schwer es war, die Augen von einem so liebreitzenden Gesichte zu verwenden, so fehlte es doch nicht an Versuchungen dazu. Die schöne Pasidora hatte auf

ihrem weichen Polstersitze eine halb liegende Stellung genommen, welche mit allem möglichen Anstand die Reitzungen ihrer ganzen Person in das vortheilhafteste Helldunkel setzte, das der schlaueste Mahler zu einem Bilde von großer Wirkung wählen könnte. Ihr Anzug war ein zauberisches Mittelding von Pracht, Geschmack und Simplicität. Ein leichter Schleier von durchsichtiger weißer Seide vertrat die Stelle des Kopfputzes, bloß um den Glanz ihrer Augen zu mildern, und ihrem Gesicht einen Schein von reizender Mattigkeit zu geben. Eine sechsfache Schnur von großen Perlen schmückte ihre rundlichen Arme, als wär' es bloß um die Weiße derselben noch auffallender zu machen. Ihre pechschwarzen Haare, gleichfalls mit Perlenschnuren durchwunden, fielen in langen zierlich krausen Locken, an dem schönsten Halse der jemahls einen so schönen Kopf trug, auf ihren Busen herab, der etwas weniger als gewöhnlich ist verhüllt war, vermuthlich um ihrem Retter die Sorge zu benehmen, daß der bezauberte Pfeil eine Narbe zurück gelassen haben möchte. Gesteh es, liebster Osmandyas, meine Treue gegen die Unbekannte wurde auf eine schwere Probe

gesetzt! Es war grausam meinem Herzen und meinen Sinnen zugleich nachzustellen, und es giebt vielleicht keinen Sterblichen, der gegen die vereinigte Macht so vieler Reitzungen ausgehalten hätte.

Ich fühlte die Gefahr, und meine Unruhe, welche (wie ich glaube) mehr ängstlich als zärtlich scheinen mußte, konnte der schönen *Pasidora* nicht verborgen bleiben. Sie fragte mit einem theilnehmenden Tone, was mir fehle? und setzte hinzu: sie würde untröstlich seyn, wenn mir das Verdienst, das ich mir um sie gemacht, vielleicht ein größeres Opfer kosten sollte, als sie mir zu vergüten fähig wäre.

Diese Rede war ein Dolch in mein Herz. Es fehlte wenig, daß ich meine geliebte Unbekannte nicht um ihren Beystand angerufen hätte. Ich erneuerte ihr in meinem Herzen die Schwüre einer ewigen unverbrüchlichen Treue; aber jeder Blick auf die allzu reizende Zaubererin machte mich wider Willen treulos. Ich fühlte zu gleicher Zeit, daß mich nur die schleunigste Flucht retten könne, und daß nicht einmahl der Wunsch zu fliehen in meiner Gewalt war.

Während dieß in meiner Seele vorging, bemühte ich mich der schönen Pasidora eine Antwort zu geben, die ihr den Zustand meines Herzens verbärge ohne ihre Eigenliebe zu beleidigen. Ich sagte ihr etwas, das nur sehr höflich seyn sollte, aber, wie ich besorge, sehr zärtlich war; wenigstens schien sie es dafür genommen zu haben, weil sie sich dadurch berechtigt hielt, unter dem Vorwande der Dankbarkeit mich ihre Zuneigung mit weniger Zurückhaltung als bisher merken zu lassen.

Die Gefahr wurde jetzt mit jedem Augenblicke gröfser, und es war hohe Zeit, dafs ich alle meine Kräfte zusammen raffte. Ich sagte ihr also: Es gebe für mich keine Belohnung in der Welt, die mit dem Vergnügen zu vergleichen sey, einer Person von ihrem Werthe vielleicht mit meinem Schaden nützlich gewesen zu seyn. Da ich aber versichert worden wäre, dafs sie von ihrem Verfolger nun nichts weiter zu besorgen habe: so bäte ich um die Erlaubniß mich von ihr zu beurlauben, weil eine Sache von der äußersten Wichtigkeit für mich meine Gegenwart an einem Orte erfordere, wo ich schon gestern, als ein unvermutheter

Zufall mich vor die Pforte ihres Palastes gebracht, erwartet worden sey.

Diese Bitte, deren sie sich ganz und gar nicht versehen zu haben schien, brachte einen sehr sichtbaren Ausdruck von Verdruss in ihre schönen Gesichtszüge. Sie verbarg mir nicht, wie sehr es ihr auffalle, daß nach der Art, wie sie mir ihre Dankbarkeit bewaise, die Entfernung von ihr die einzige Belohnung sey, die ich zu wünschen habe. Ich entschuldigte mich mit der Nothwendigkeit; aber vermuthlich in einem Tone, der sie glauben machte, daß mein Herz, wenigstens zur Hälfte, auf ihrer Seite sey. Denn auf einmahl klärte sich ihr Gesicht wieder auf, und sie sagte mir mit der offensten und gelassensten Miene: Sie würde sichs nicht verzeihen können, wenn mir der Wunsch sie zu verbinden das geringste Opfer kosten sollte; das was sie mir bereits schuldig sey, gäbe ihr kein Recht noch neue Gefälligkeiten von mir zu erwarten; und wenn ich ihr nur diesen einzigen Tag schenken wollte, so wolle sie sichs gern gefallen lassen, (setzte sie lächelnd hinzu) die Nacht derjenigen zu überlassen, welcher die vorige zugebracht gewesen sey.

Mein Unglück wollte, daß ich, bey so großer Ursache mich vor ihr zu fürchten, nicht bedachte, wie viel ich wagte, wenn ich einen ganzen Tag der Macht ihrer Reitzungen und der Verführung ihrer übel verhehlten Liebe ausgesetzt bliebe. Kurz, lieber Osmandyas, ich willigte ein; und nachdem sie einen so wichtigen Sieg über mich erhalten hatte, befahl sie einer ihrer Jungfrauen, mich in ein Zimmer zu führen, wo ich einige Stunden der Ruhe pflegen könnte.

Kaum sah ich mich allein, so war mein erster Gedanke, mir die Sicherheit, worin man wegen meines Bleibens war, zu Nutze zu machen, und, ungeachtet meines der schönen Pasidora gegebenen Wortes, heimlich davon zu gehen. Glücklich wenn ich dieser Eingebung meines guten Genius gefolget wäre! Aber der Gedanke eine so lebenswürdige Person, die sich auf mein Wort verließ, zu hintergehen, hatte etwas so niedriges und grausames in meinen Augen, daß ich es unmöglich über mich gewinnen konnte ihm Platz zu geben. Je weniger ich mir indessen den Zustand meines Herzens verbergen konnte, desto stärker war mein Vorsatz, mich gegen

alle die Eindrücke zu waffnen, die ihre Schönheit und Liebe auf mich machen würden.

Gegen Mittag wurde ich wieder zu der Dame des Palastes gerufen. Ich fand sie in einem herrlichen Sahle, der gegen eine Terrasse des Gartens offen stand, mitten unter ihren Jungfrauen, in einem morgenländischen Anzuge, der allen Grazien ihrer anmuthsvollen Formen ein freyeres Spiel zu geben schien. Ich konnte mich kaum enthalten, mich zu ihren Füßen zu werfen, und fühlte alle meine muthigen Entschliessungen bey ihrem ersten Anblick dahin sterben.

Der peinliche Kampf, der jetzt von neuem in meinem Innern anfang, mußte mir ein zwangvolles und verlegenes Ansehen geben: aber sie schien es so wenig zu bemerken, daß sie vielmehr desto munterer aussah, und, wiewohl sie selbst über der Tafel wenig sprach, doch ihren Jungfrauen immer Gelegenheit gab, mich mit angenehmen Gesprächen zu unterhalten.

Nach der Tafel trug sie mir ein Schachspiel an; und wenn (wie ich nicht zweifeln kann) ihre Absicht war, mich in einem so engen Kreise, allen ihren zauberischen Reit-

zungen gegenüber, vollends um die wenige Vernunft, von der ich noch Meister war, zu bringen, so hätte sie kein schlaueres Mittel, diese Absicht zu erreichen, wählen können. Du kannst dir einbilden, Osmandyas, wie oft ich schachmatt ward, und ob Pasidora große Ursache hatte, auf die Siege, die sie im Spiel über mich erhielt, stolz zu seyn: aber desto sichtbarer funkelte in ihren unwiderstehlichen Augen das Vergnügen des Sieges, den sie über mein Herz davon getragen hatte.

Indessen kam der Abend herbey, und lud uns durch seine Schönheit zu einem Spaziergang in die Gärten ein, die an die Terrasse des Palastes stießen. Sie schienen von sehr weitem Umfang zu seyn, und alles, was die Natur Großes, Schönes und Anmuthiges hat, in der geschmackvollsten Abwechselung in sich zu vereinigen. Da mir unbegreiflich war, wie dieser Palast und diese Gärten, von denen ich nie etwas gehört hatte, in eine mir so bekannte Gegend gekommen seyn könnten: so bestärkte mich dieß um so mehr in dem Gedanken, daß die schöne Pasidora eine Fee, oder eines von den elementarischen Wesen sey, mit denen meine Einbildungs-

kraft vertraut genug war, daß es nichts befremdendes für mich hatte sie meinen Sinnen dargestellt zu sehen. Unvermerkt verloren sich die Jungfrauen, die uns einige Zeit begleitet hatten; unvermerkt wurden wir beide, Pasidora und ich, immer stiller; unvermerkt wirkte die schöne Natur, die laue von Blumendüften durchwürzte Luft, das Säuseln der Blätter, das Singen der Vögel, das Rieseln der Quellen, und, was über das alles ist, die wunderbare Magie der Schlaglichter und des lieblichen Wettstreites zwischen Licht und Schatten, um die Zeit, wenn die Sonne sich zum Untertauchen neigt; unvermerkt fühlten wir uns, ohne es zu sagen, in einen Einklang von zärtlichen Rührungen gestimmt; unvermerkt drückte ich Pasidorens willige Hand an mein höher schlagendes Herz; unvermerkt hatte ich aus ihren in Liebe zerfließenden Augen ein zauberisches Vergessen alles Vergangenen und Zukünftigen eingesogen, und unvermerkt befanden wir uns in einem kleinen Marmortempel, mitten in einem dichten Gebüsche von Myrten, eingeschlossen.

Ich sehe du zitterst für mich, Osmandyas, — und ich erröthe fortzufahren. — Die lebens-

würdige Verrätherin sank auf einen Polstersitz, und ich zu ihren Füßen, ihre Hand in sprachlosem Entzücken mit Küssen überdeckend; als auf einmahl der ganze Tempel in Flammen stand, ein heftiger Donnerschlag mich zu Boden warf, Pasidora aus meinen Armen verschwand, und meine Unbekannte mir mit zürnender Stimme zurief: Treuloser, du hast mich auf ewig verloren!

Verschone mich, Freund, mit der weitem Erzählung; ich habe keinen Athem mehr für das was ich dir erzählen müßte, und keine Kräfte, die Qualen dieser schrecklichen Nacht noch einmahl auszuhalten. Seit dieser Zeit bin ich der elendeste unter den Menschen, wie ich ohne diese unselige Probe der glücklichste gewesen wäre. Denn nun seh' ich es und bin ganz überzeugt, daß es meine geliebte Salamandrin selbst war, die sich mir unter dem Nahmen Pasidora unverschleiert zeigte, und durch alle die Reitzungen, wovon ich während unsres nächtlichen Umgangs im Thurme nur einige einzelne Strahlen erblickt hatte, mit allen diesen Schauspielen und Kunstgriffen, die sie zu meiner Verblendung anwandte, mich zur Untreue an ihr selbst ver-

leitete. Die Grausame! wie konnte sie zweifeln, daß mein Herz einer solchen Probe unterliegen würde? Oder wie kann sie es von dem ihrigen erhalten, mich so unerbittlich dafür zu bestrafen, daß ich, unter einem andern Nahmen, und unter dem Zauber, den sie auf meine Augen geworfen hatte, doch nur sie selbst liebte?

Auch bin ich gewiß, sagte Osmandyas, sie wird, sie kann nicht unerbittlich bleiben. Daß sie dich liebt, ist zu offenbar —

Du kennst, wie es scheint, das Zartgefühl der Wesen ihrer Gattung nicht, unterbrach ihn der unglückliche Liebhaber der schönen Salamandrin: sie verzeihen auch nicht den Gedanken, nicht den Schatten einer Untreue. Sie wird mir nie vergeben! sagte er, mit thränenden Augen die Hände ringend. Es sind nun mehrere Wochen seit dieser unglücklichen Katastrophe, daß ich alle Nächte in diesem Thurme zubringe. Sie hat meinen Schmerz, meine Reue, meine Verzweiflung sehen können und ist ungerührt geblieben! Was hab' ich nicht versucht sie zu bewegen! wie hab' ich ihr gefleht! — Denn wiewohl sie mir immer unsichtbar blieb, so bin ich

doch gewiß daß sie mich gehört hat. Aber ich habe sie auf ewig verloren! — Dieß waren die schrecklichen Worte worin sie mir mein Urtheil ankündigte, und es ist nur zu gewiß daß es unwiderruflich ist. Da ich aller Hoffnung entsagt habe jemahls wieder glücklich zu werden, so war ich entschlossen mein Leben in diesem Thurme zu enden, den ich seit drey Tagen nicht mehr verlassen habe. Meine Liebe, die mich tödten sollte, und das Wenige, was ich von der Speise zu mir nehme, die ich täglich, ohne zu wissen wie, in diesem verborgenen Schranke finde, hat mir bisher ein verhafstes Leben gefristet. Aber, ich gesteh' es, seit mir die Götter auf eine so unverhoffte Art den Sohn des Kalasiris zugeschickt haben, ist ein schwacher Strahl von Hoffnung in meine Seele gefallen; und vielleicht ist es ein Zeichen, daß meine angebetete Salamandrin meinen Tod nicht will, weil sie noch gütig genug ist für die Erhaltung meines Lebens zu sorgen. Denn es nur zu desto längerer Qual mir zu fristen, wie ich in meiner düstern Verzweiflung wähnte, — einer solchen Grausamkeit kann ein Herz wie das ihrige nicht fähig seyn.

Wer sie auch seyn mag, sagte der Sohn des weisen Kalasiris, so ist es unmöglich, daß sie so sehr ihre eigene Feindin sey, um einen Fehler nicht zu verzeihen, den du mit so ernstlicher Reue gebüßt hast, und der, wenn mans genau besieht, für ihre Eigenliebe mehr schmeichelhaft als beleidigend ist. — Aber erlaube mir, da du mich selbst wieder daran erinnert hast, dich zu fragen, woher du meinen Vater zu kennen scheinst? Warst du jemahls in Ägypten?

Eh' ich dir antworte, erwiederte der Jüngling vom Thurme, laß dich bitten, mit dem Wenigen fürlieb zu nehmen, was ich dir vorsezen kann. Wir bedürfen beide einiger Erfrischung. Hiermit öffnete er den geheimen Schrank, und zog noch etwas kalte Küche und Früchte und eine Flasche Wein hervor, die er vorher nicht darin wahrgenommen hatte. Meine unsichtbaren Verpfleger, sagte er indem er seinen Vorrath auf dem Fußteppich auslegte, haben, wie es scheint, auf meinen Gast gerechnet. — Eine gute Vorbedeutung für uns beide, versetzte Osman-dyas, indem er der Bewirthung seines neuen Freundes Ehre machte.

Der weise Mann hatte wohl Recht, der den betrübten Seelen Wein zu geben befahl. Das Mittel schlug bey den beiden Jünglingen so wohl an, daß sie unvermerkt ihres Kummers zu vergessen und gutes Muths zu werden anfangen.

Es kommt mir auf einmahl ein wunderlicher Gedanke, fing jetzt der Sohn des Druiden an. Was sagtest du dazu, wenn deine Bildsäule von meiner Bekanntschaft und sogar meine nächste Verwandte wäre? — Der Ägypter starrte ihn mit großen Augen an. — Wenigstens, fuhr jener fort, wär' es keine Unmöglichkeit, wie du hören wirst, wenn ich dir erzähle, wie ich dazu gekommen bin deinen Vater zu kennen.

Es sind nun über drey Jahre, seitdem uns meine vortreffliche Mutter durch den Tod entrissen wurde. Mein Vater, wiewohl er für den weisesten aller Druiden anerkannt wird, fand in dem ganzen Schatze der Geheimnisse, welche ihm die Natur entdeckt hatte, keines, das ihm diesen Verlust erträglich machte. Er sah sich gezwungen seine Zuflucht zu dem gemeinsten Mittel in solchen Fällen zu nehmen, und befahl mir und meiner

Schwester Klotilde, welche damahls ungefähr funfzehn Jahr alt war, uns zu einer grossen Reise anzuschicken. Ich will nach Ägypten reisen und in den Armen meines Freundes Kalasiris Trost suchen, sagte er. Ich erfuhr bey dieser Gelegenheit, dafs sie einander in ihrer Jugend kennen gelernt und seit mehr als dreyfsig Jahren, der grossen Entfernung ungeachtet, die engeste und vertrauteste Freundschaft unterhalten hätten.

Nachdem wir die berühmtesten Städte und Inseln der Griechen besucht hatten, langten wir zu Memfis an, und wurden von dem ehrwürdigen Kalasiris mit unbeschreiblicher Freude empfangen. Die beiden Alten schienen durch das Vergnügen, einander nach so langer Zeit wieder zu sehen, verjüngt zu werden, und fanden in ihrem wechselseitigen Umgang so grosse Unterhaltung, dafs mein Vater sich leicht überreden liefs ein ganzes Jahr zu Memfis zuzubringen. Du hieltest dich damahls in Griechenland auf, und ich selbst, nachdem ich mich etliche Tage in dem Hause deines Vaters erhohlt hatte, schlofs mich in den grossen Tempel der Isis ein, um in euern Mysterien iniziirt zu werden.

Ich brachte den größten Theil des Jahres damit zu: und, weil ich begierig war, auch die Merkwürdigkeiten von Oberägypten zu besehen, und sodann noch eine Reise zu den Äthiopischen Gymnosofisten thun wollte; so erhielt ich die Erlaubniß noch zwey Jahre dazu anzuwenden, und mein Vater kehrte ohne mich nach Armorika zurück. Deine Schwester Thermutis hielt sich zur Zeit unsrer Ankunft bey einer Schwester ihrer Mutter auf; ich war nicht mehr in euerm Hause als sie zurück kam, und ich habe sie nie gesehen. Mein Abscheu vor dem Geschlechte, zu dem sie gehörte, war damahls schon so groß, daß mein Vater, als er mir von seinem Vorhaben sprach mich mit der Tochter eines seiner Freunde zu vermählen, kein andres Mittel mich wieder zu beruhigen fand, als ein feierliches Versprechen, mich mit Anträgen dieser Art auf immer zu verschonen. Die Furcht, daß Thermutis diejenige sey die er mir zugedacht, war ein neuer Beweggrund für mich, allen Gelegenheiten, wo ich sie hätte sehen können, sorgfältig auszuweichen. Aber zwischen ihr und Klotilden entspann sich eine Freundschaft, die so weit

ging, daß man sie die Unzertrennlichen zu nennen pflegte: und wie es endlich zum Scheiden kommen sollte, fand sichs, daß Klotilde entweder zu Memfis bleiben, oder Thermutis mit ihrer Freundin nach Armorika ziehen müßte, wenn ihre Väter nicht beide Töchter auf einmahl verlieren wollten. Der meinige hatte inzwischen eine so große Zärtlichkeit für deine Schwester gefaßt, daß Kalasiris sich gern überreden ließ ihm seine Rechte an sie abzutreten: hingegen bat er sich dafür die Bilder seines Freundes und Klotildens aus, damit er wenigstens etwas hätte, das ihm die Trennung von ihnen versüßte. Der Druide, mein Vater, besitzt unter andern wunderbaren Kenntnissen auch das Geheimniß, den feinen Ton, woraus das Ägyptische Porzellan gemacht wird, so zuzubereiten, daß die daraus gefertigten Bilder im Feuer einen Schmelz erhalten, der ihnen eine bis zur Täuschung gehende Ähnlichkeit mit dem wirklichen Leben giebt. Ein Griechischer Künstler, der mit ihm nach Memfis gekommen war, fertigte die Bilder, mein Vater vollendete das Werk mittelst seines erwähnten Geheimnisses, und so entstanden —

Hier bewog eine sehr unerwartete Wahrnehmung den Sohn des Druiden auf einmahl einzuhalten; und dieß war nichts geringers, als daß sein junger Freund über einer Erzählung, die so viel Interesse für ihn hätte haben sollen, — eingeschlafen war. Dieser Zufall kam ihm, ungeachtet er die kleine Flasche leer sah, unbegreiflich vor: allein, indem er noch im Nachdenken darüber begriffen war, sank er selbst, von einem unwiderstehlichen Schlummer überwältigt, auf ein hinter ihm liegendes Polster zurück.

Wir können nicht sagen, wie lange die beiden Jünglinge in diesem magischen Schlafe verharreten. Genug, sie erwachten ungefähr zu gleicher Zeit, und man stelle sich ihr Erstaunen vor, als sie die Augen aufschlugen, und Osmandyas seine geliebte Bildsäule, und Klodion seine angebetete Salamandrin vor sich sah.

Beide glaubten in diesem Augenblick aus einem schönen Traume zu erwachen, und schlossen eilends die Augen wieder, um weiter fortzuträumen: aber, da sie fanden daß sie nun nichts mehr sahen, so öffneten sie die Augen wieder, und sahen mit Entzücken

die nehmliche Erscheinung vor ihrer Stirne stehen. Osmandyas erblickte seine Bildsäule mit ihrem Täubchen auf dem Schoofse auf eben demselben Ruhebettchen sitzend, und eben so lebenathmend und liebeblickend wie er sie oft in dem Kabinette seines Vaters gesehen hatte. Klodion sah seine Unbekannte in ihrem feuerfarbnen Gewande, mit dem schimmernden Gürtel um den Leib und dem purpurnen Schleier über ihrem Gesichte, wie er sie mehrmahls in diesem Thurme gesehen hatte. Beide wußten nicht was sie denken und ob sie ihren Augen trauen sollten: aber beide sprangen in eben demselben Nu von ihren Polstern auf, um in sprachloser Entzückung sich ihren Geliebten zu Füßen zu werfen; als eine verborgene Thür aufging, und die majestätischen Alten, Taranes und Kalasiris, Hand in Hand zwischen sie tretend, durch eine so unvermuthete Erscheinung ihr Erstaunen auf die höchste Spitze trieben. Taranes ergriff lächelnd die Hand des jungen Ägypters, und sagte, indem er ihn zu der Bildsäule führte: Beleb sie wenn du kannst, und sey glücklich! Zu gleicher Zeit führte Kalasiris

den Sohn des Druiden zu der vermeinten Salamandrin, und sagte, indem er ihren Schleier wegzog: Verzeihet einander — euer Glück; denn es würde nicht so vollkommen seyn, wenn es euch weniger gekostet hätte.

Die Augenblicke, die nun folgten, sind von denen, die sich weder mahlen noch beschreiben lassen. Osmandyas, in die Arme seiner geliebten Bildsäule sinkend, fühlte mit sprachloser Wonne ihr Herz zum ersten Mahle dem seinen entgegen schlagen; Klodion, zu den Füßen der lebenswürdigen Thermutis, hatte alles das Feuer der Liebe, das ihn aus den Augen der zauberischen Pasidora überströmte, vonnöthen, um von der Wonne, in beiden seine geliebte und wieder versöhnte Salamandrin zu finden, nicht entseelt zu werden. Nie hatte die Liebe vier Sterbliche so glücklich gemacht; und nie hatten zwey Väter das Vergnügen, in der Wonnetrunkenheit ihrer Kinder ihre eigenen Entwürfe vollzogen zu sehen, in solchem Grade genossen.

Der Thurm mit den drey Zinnen war zu enge für so viele Glückliche. Sie eilten in

die Gärten herab, die hinter den Ruinen in einem sanften Abhang sich bis in die Ebne herab zogen, und Klodion erkannte nun auf einmahl in dem nächtlichen Elysium der Salamandrin die Zaubergärten, in welche ihn die Fee Pasidora bey Tage geführt hatte. Auch zeigte ihm die schöne Thermutis, daß es nur auf die Salamandrin angekommen wäre, ihn durch einen kleinen Schlangenweg bis zu Pasidorens Palast zu führen, der ihm bey ihren nächtlichen Spaziergängen von einigen Gebüsch und einem kleinen Pappelwäldchen versteckt worden war.

Unvermerkt befanden sich die beiden ehrwürdigen Alten mit ihren glücklichen Kindern in dem kleinen Tempel, den die Verwandlung der Fee Pasidora in die eifersüchtige Salamandrin dem schönen Klodion unvergeßlich gemacht hatte. Sie ließen sich auf die rings herum laufenden Polstersitze nieder, und der Oberdruide T a r a n e s, da er in den Augen der beiden Jünglinge das Verlangen las, das, was in ihrem schönen Abenteuer noch räthselhaft war, sich erklären zu können, befriedigte ihre Neugier folgender Mafsen.

„Die Freundschaft, welche mich mit dem ehrwürdigen Kalasiris verbindet, war von ihrem ersten Anfang an so beschaffen, daß es uns vielleicht unmöglich gewesen wäre, in der ganzen Welt den dritten Mann dazu zu finden. Aber so bald wir uns beide, jeder mit einem Sohne und einer Tochter gesegnet sahen, deren erste Jugend die schönsten Hoffnungen von dem was sie einst seyn würden fassen liefs, beschlossen wir, wo möglich nur eine einzige glückliche Familie aus ihnen zu machen. Wir fragten bey eurer Geburt nicht die Sterne um Rath: aber wir kamen überein, daß euer Glück eben so sehr das Werk euers eigenen Herzens und unsrer Vorsicht, als das Werk des Schicksals seyn sollte, und machten uns ein Geschäft daraus, auf alle Winke und Spuren Acht zu geben, die uns den Weg zeigen würden, wo das, was der Himmel über euch beschlossen hätte, mit euern Wünschen und den unsrigen in Einem Punkte zusammen träfe.

„Bey dem Besuche, den ich vor mehr als drey Jahren meinem Freunde Kalasiris gab, erneuerte sich das Verlangen, unser lange verabredetes Familienbündniß zu Stande zu

bringen, mit verdoppelter Wärme. Aber der Sohn des Kalasiris war abwesend; und meinem Sohne Klodion, der von seiner ersten Jugend an ein so seltsames aber hartnäckiges Vorurtheil gegen die Erdentöchter gefasst hatte, würde es gefährlich gewesen seyn, die lebenswürdige Thermutis, die ihm, wenn er sie für ein Wesen von höherer Ordnung hielte, vielleicht unendliche Liebe eingeflößt haben würde, als die Tochter des Kalasiris sehen zu lassen. Osmandyas sollte in dem Laufe seiner Reisen und Studien nicht unterbrochen, Klodion in seiner grillenhaften aber Nachsicht verdienenden Laune nicht voreilig gestört, und der sanft aufkeimenden Neigung unsrer Töchter sollte Zeit gelassen werden, sich zu entwickeln und zur Reife zu kommen. Denn Thermutis hatte meinen Sohn mehr als Einmahl gesehen, ohne von ihm gesehen werden zu können; und Klotilde hatte nichts als die Versicherung einer großen Ähnlichkeit zwischen Osmandyas und seiner Schwester vonnöthen, um ganz zu seinem Vortheil eingenommen zu seyn.

„Wie gewiß wir uns aber auch zum voraus hielten, daß alles am Ende nach unsern

Wünschen ausgehen würde, so fanden wir doch für nöthig, eine wechselseitige Zuneigung, die das Glück oder Unglück des ganzen Lebens unsrer Kinder entscheiden sollte, auf die stärksten Proben zu setzen: und so veranstalteten wir das doppelte Abenteuer, dessen Ausgang unsere Entwürfe so schön gerechtfertigt hat. Osmandyas lernte Klotilden nicht anders als in Gestalt einer Bildsäule kennen, und Klodion glaubte in Thermutis eine Salamandrin zu lieben. Die zwey Jahre, mein Sohn, die du noch mit deinen Reisen zubrachtest, nachdem ich mit Thermutis und Klotilden schon wieder in Armorika angelangt war, gaben uns hinlängliche Zeit, die zu unserm Vorhaben benötigten Anstalten zu treffen. Der wildeste Theil des an meine Wohnung angrenzenden Waldes wurde in die Gärten der vermeinten Salamandrin umgeschaffen; und der neu erbaute Pavillion, welcher den beiden Schwestern während deiner Zurückkunft zur gemeinschaftlichen Wohnung diente, wurde an einem solchen Ort gestellt und auf eine so geschickte Weise verborgen, daß Thermutis ihre zweyfache Rolle sehr bequem spielen konnte, und der Gedanke,

dafs es mit deinen Abenteuern in einer dir, wie du glaubtest, so wohl bekannten Gegend nicht natürlich zugehe, um so nothwendiger in dir entstehen mußte, weil alle unsere Hausgenossen in Pflicht genommen waren, dir aus dem was in deiner Abwesenheit vorgegangen, und aus allem was dir das Wundervolle der Sache hätte enträthseln können, ein Geheimniß zu machen.“

Und dafs es, fuhr Thermutis lächelnd fort, mit den Wunderdingen im Palast der Fee Pasidora sehr natürlich zugegangen, wird dir der Augenschein zeigen, wenn du diesen Zauberpalast, mit allen seinen Jungfrauen, Mohren und Drachen, und allem übrigen Zubehör, als ein Geschenk von mir annehmen willst, das der Hand und dem Herzen der Eigenthümerin folgt. —

Und das ich mit Vergnügen bestätige, fiel der ehrwürdige Kalasiris ein. Was dich anbetrifft, mein Sohn Osmandyas, fuhr er fort, indem er sich an Klotildens Liebhaber wendete, so wird auch dir alles begreiflich werden, wenn ich dir —

Das Geheimniß der beiden Bildsäulen hab' ich ihm bereits aufgeschlossen, sagte Klo-

dion: aber eh' ich noch damit fertig war, sah ich ihn eingeschlummert, vermuthlich durch eine geheime Kraft des Weins in der kleinen Flasche —

Die wir selbst heimlich in den Schrank hinein prakticierten, sagten die beiden Schönen, als uns die Ungeduld, zu erfahren, ob Osmandyas, den wir mit Schmerzen erwarteten, glücklich angelangt sey, auf den Einfall brachte, in reisende Mannspersonen verkleidet nach dem Thurme zu reiten, wo wir, ohne dafs ihr uns gewahr wurdet, einem Theil eures Gespräches zuhörten.

Die Täuschung des Wunderbaren hat etwas so anziehendes und zauberisches für die meisten Menschen, dafs man oft schlechten Dank bey ihnen verdient, wenn man sie hinter die Kulissen führt, und die vermeinten Wunder einer künstlichen Täuschung vor ihren Augen in ihre wahre Gestalt herab würdigt. Aber hier war das Wahre selbst so schön und aufserordentlich, dafs es aller Vortheile, die es von der Illusion gezogen hatte, leicht entbehrte. Der Sohn des Kalisiris fand unendliche Mahl mehr in der lebenswürdigen Tochter des Druiden, als ihm seine so schwärme-

risch geliebte Bildsäule versprochen hatte; und Klodion, dem seine aufs höchste gespannte Einbildungskraft nichts vollkommneres als die göttliche Thermutis vorzustellen vermochte, hielt sich nun versichert, daß eine Erdentochter ihrer Art das Urbild zu den Sylfiden und Salamandrinnen gewesen seyn müsse, womit eine fantastische Geisterlehre die reinern Elemente bevölkert hat.

UNTERREDUNGEN
MIT DEM PFARRER VON ***

1775.

ERSTE UNTERREDUNG.

Dieser Tage, da ich allein an meinem Schreib-
tische beschäftigt war, hörte ich etwas so leise
an der Thür pochen oder kratzen, daß ich,
ohne darauf Acht zu haben, in meiner Arbeit
fortfuhr, bis nach einer kleinen Weile die
Thür langsam Zoll für Zoll, dergestalt, daß
sie ungefähr drey bis vier Sekunden brauchte,
um die Breite eines Daumens zurückzulegen,
aufging, und, weil diese langsame Bewegung

mit einigem Knarren verbunden war, mich veranlafste umzuschauen, und wahrzunehmen, daß alle diese Bewegungen von einem menschlichen Wesen herrührten, welches, dem Ansehen nach nicht ohne Schüchternheit und Zweifel an günstiger Aufnahme, herein zu kommen strebte.

Es verstrichen noch einige Sekunden, bis es endlich dahin gediehen war, daß der Mann — denn ein Mann war es, und, wie man sehen wird, ein besserer Mann, als man nach diesen Anscheinungen hätte vermuthen sollen — den Kopf vorwärts gestreckt und den Leib auf die Seite gedreht, wie einer, der sich durch eine enge Öffnung hindurch winden muß, obschon die Thür weit genug für ihn war — sich so weit herein gearbeitet hatte, daß ich sehen konnte, wen ich vor mir hätte.

Es war ein älthlicher Mann von mittlerer Größe, etwas hager, in einem altmodisch zugeschnittenen grauen Rocke mit schwarzen Knöpfen, einer schwarzen Tuchweste, wohl geschonten, aber doch an den Knieen etwas abgestoßnen schwarzen Plüschhosen, wollenen Strümpfen von derselben Farbe, und (was

aus seinem Anzug ein vollständiges Ganzes machte) den Kopf mit einer dicken Haarmütze von Ziegenwolle bedeckt, die durch Länge der Zeit eine dem verwelkten Bux ähnliche Farbe angenommen hatte. In der Hand hielt er ein kurzes dickes Spanisches Rohr mit einem schlechten Fayance - Knopf, und unterm Arm einen großen Hut, der so abgegriffen und verschlissen war, daß sein Herr selbst beschämt schien, ihm noch längere Dienste zuzumuthen.

Dieses unscheinbaren Aufzugs ungeachtet hatte der Mann etwas in seiner Gesichtsbildung und Miene, das mich für ihn einnahm; und überdies schien er zu einem Orden zu gehören, dessen Bestimmung in meinen Augen so ehrwürdig ist, daß ich dem geringsten Mitgliede desselben (in so fern es kein Bonze ist) mit eben so viel Ehrerbietung zu begegnen gewohnt bin, als ob es der Erzbischof zu York oder der Kardinal - Vikarius wäre.

Der gute Mann machte viel Umstände und Entschuldigungen. — „Ich besorge — Sie sind beschäftigt, wie ich sehe — Verzeihen Sie mir — ich komme wohl zur ungelegnen Zeit, u. s. w.

Ein Mann wie Sie kommt immer zur gelegnen Zeit, sagte ich, indem ich ihn ersuchte Platz zu nehmen.

Er schien dieß, wiewohl es kein Compliment war noch seyn sollte, für etwas noch schlimmeres zu halten. Seine Verlegenheit verrieth mir das seltsame Vorurtheil, womit er zu mir gekommen war. Ich betrachtete ihn einen Augenblick mit einer Aufmerksamkeit, die durch einen Ausdruck von Wohlwollen und Bescheidenheit gemildert war, — oder mein Gesicht mußte meinem Herzen ohne meine Schuld Unrecht gethan haben. Mein Unbekannter nahm, wie ich vermuthe, diesen Blick für eine Frage auf. — Ich bin der Pfarrer zu ***, sagte er, und habe mir schon lange gewünscht Sie persönlich kennen zu lernen.

Ich konnte mich bey den Worten — ich bin der Pfarrer zu *** — nicht enthalten, einen Blick auf seinen abgetragenen grauen Rock, auf seine Plüschhosen und wollenen Strümpfe, und auf seinen alten abgegriffenen Hut zu werfen. Ich glaube gar, daß ich seufzte.

In der That stellten sich mir in diesem nehmlichen Augenblick eine so grofse Menge ernster und trauriger Vorstellungen dar. — Die Bestimmung und Würde seines Standes, im Gegensatze mit der verachteten und unterdrückten Lage der so genannten Klerisey in den meisten christlichen Staaten; — die nachtheiligen Folgen, die dieser Kontrast theils auf den Karakter der Geistlichen selbst, theils auf ihren sittlichen Einfluß und die Erzielung des Endzwecks ihres Berufs hat; die Sorglosigkeit der meisten Großen über einen so wichtigen Gegenstand; die Unmöglichkeit, oder, was auf Eins hinaus läuft, die unendlichen Schwierigkeiten, diesem Übel abzuhelpen, wenn auch manche Obrigkeiten den Willen hätten die Sachen auf einen bessern Fuß zu setzen: alles dieß mit allen seinen Ursachen, Umständen und Folgen auf einmahl anschauend gedacht, — und gerade in diesem Augenblick, dem guten Pfarrer zu ***, seiner gelben Perücke, seinen Plüschhosen, und seinem abgenutzten Hute gegenüber, gedacht, — betrübte meine Seele, und machte mich wider Willen ein paar Minuten sprachlos.

Der wackere Mann schien verlegen zu seyn, wie er das Gespräch anfangen wollte. Er sah aus wie einer, der viel auf dem Herzen hat, und nicht weiß wo er anfangen soll, um sich dessen mit guter Art zu erledigen. Er warf die Augen bald auf die eine, bald auf die andre Seite des Zimmers, verwunderte sich — armer Mann! — über den schönen Band meiner Bücher, und fixierte sich endlich auf eine Büste, die ihm gegenüber stand.

„Sokrates, nicht wahr?“ — fragte er mit einer Miene, als ob es ihn freute dieses Bild bey mir anzutreffen. Es war ein vortrefflicher Mann, (sagte er, nachdem er den Kopf eine Weile betrachtet hatte) wiewohl man ihm nicht ansieht.

„Nein, gewiß nicht, versetzte ich ein wenig hastig. Sehen Sie hier — dieß sind die *Baisers* von Dorat, nach den *Basis* des Johannes Sekundus, in einem schönen Englischen Bande, auf das feinste Papier gedruckt, mit einer Menge niedlicher Vignetten, — ein Buch kann nicht besser gekleidet und heraus geputzt werden, — und doch ist dieß Buch seinem Innern nach vielleicht —

nicht einmahl — einen Kufs werth. Und sehen Sie hier den Katechismus fürs Landvolk, ein kleines unscheinbares Büchlein, auf schlechtes Papier gedruckt, und in Pappe gebunden, das nach seinem wahren Gehalt mehr Gold werth ist, als der Verfasser und sein Buch zusammen genommen schwer sind.

Der Pfarrer sah mich an, als ob er die Bestätigung dessen was ich gesagt hatte in meinen Augen lesen wollte.

I C H. Sie kennen doch Schlossers Katechismus, Herr Pfarrer?

D E R P F A R R E R. Ganz gewiß; ich hab' ihn mehr als Einmahl gelesen, und viel Gutes daraus gelernt. Ich empfehl' es allenthalben wo ich bekannt bin. Was auch manche Leute dagegen sagen, es ist ein gutes, lehrreiches Buch; wiewohl eben nicht alles darin steht, was in einen Katechismus fürs Landvolk gehört.

I C H. Wer wollte auch ein gutes Buch deswegen verwerfen, weil nicht Alles darin steht? Allenfalls hätte Herr Schlosser seinem vortrefflichen Büchlein, um der schwachen Brüder willen, einen andern Titel geben mögen.

Das denk' ich auch, sagte der Pfarrer.

Er blätterte etliche Augenblicke in den *Baisers*, die er noch in der Hand hatte, schüttelte ein paar Mahl den Kopf, und legte es wieder hin. — Sokrates war kein Freund von Küssen, sagte er, indem er die Büste des Weisen von neuem betrachtete.

ICH. Sie erinnern Sich, wie ich merke, der Stelle, wo er den jungen Xenofon bestraft, weil er zu leichtsinnig über die Gefahr eines Kusses wegschlüpfte.

DER PFARRER. Und was meinen Sie, daß er zu manchem neuern Gedichte gesagt hätte, worin alle Zauberey der Poesie aufgeboten wird, um die Jugend nach demjenigen lüstern zu machen, was Sokrates der Weisheit und Tugend so gefährlich hielt?

ICH erröthete ein wenig.

DER PFARRER. Vergeben Sie mir — ich habe wahre Hochachtung für Sie, und —

ICH. Ich wünsche von Ihnen gekannt zu seyn, ehe Sie mir das sagen; denn ich liebe die Komplimente nicht.

DER PFARRER. Sie haben der Welt durch einige Ihrer Schriften so viel Gutes gethan —

ICH. Vergeben Sie mir, daß ich Sie unterbreche. Wir wollen uns in kein so weitläuftiges und kitzliches Geschäft einlassen, als die Untersuchung der Güte und Nützlichkeit meiner Schriften ist. Diese Untersuchung ist überhaupt bey allen Büchern schwer: denn das beste kann Schaden thun, und das schlimmste ist zu etwas gut. Aber bey den meinigen finden sich noch besondere Schwierigkeiten. Die Geschichte meiner Seele, und die Geschichte der Gelegenheit, Art und Weise, wie jede derselben vom Jahre 1751 an bis jetzt entstanden ist, gehört gewisser Maßen unumgänglich dazu, wenn die Welt (ich rede nicht von der kleinern Zahl, die alles dieß nicht nöthig hat) in den Stand gesetzt werden soll, jede in ihrem wahren Lichte zu sehen, und von dem Gemüthszustande, der Lage und der Absicht, worin sie geschrieben worden, richtig und vollständig urtheilen zu können. Ich habe diese Geschichte ein einziges Mahl in meinem Leben einem Manne von vielen Verdiensten um die Menschheit, und vielleicht einem der besten Sterblichen die je gewesen sind, am ersten Abend, den wir

zusammen zubrachten, erzählt, und er ist dadurch auf ewig mein Freund geworden.

DER PFARRER. Aber warum eilen Sie nicht, diese nehmliche Geschichte der ganzen Welt zu erzählen? Sie glauben nicht — o! gewiss, Sie stellen Sich nicht vor, wie viel falsche Urtheile und wie viel Ärgerniß Sie vielleicht dadurch verhindern, und wie viel Gutes Sie damit schaffen würden.

ICH. In der ersten Wärme war dies auch der Gedanke des würdigen Mannes, von dem ich Ihnen sagte. Aber er hörte meine Gegengründe, und billigte sie. — Ich will Ihnen diese Gründe aufrichtig mittheilen, lieber Herr Pfarrer; und, glauben Sie mir, ich fühle in diesem Augenblick etwas, das mich zwingen würde Ihnen die Wahrheit zu sagen, wenn ich auch nicht wollte. — Wissen Sie also, ich habe nicht anhaltenden Enthusiasmus genug, mich über alle die Urtheile hinweg zu setzen, denen ich mich ausstellen müßte, wenn ich mein eigener Biograf würde. Die Welt, in der wir leben, ertrüge einen so hohen Grad von Aufrichtigkeit nicht. Ich bin als ein Dichter bekannt. Man würde mich, selbst indem ich das Schlimmste, was

ich von mir zu sagen hätte, beichtete, der Kunstgriffe beschuldigen, deren sich Danae bediente, da sie dem noch nicht entzauberten Agathon ihre Geschichte erzählte. Man würde sagen, daß ich (wie Danae) mehr die Gesetze des Schönen und Anständigen als der historischen Treue zum Augenmerke genommen, und mir kein Bedenken gemacht hätte, bald einen Umstand zu verschönern, bald einen andern wegzulassen, je nachdem es die bessere Wirkung des Ganzen erfordert hätte. Mit Einem Worte, Herr Pfarrer, ich kann mich nicht entschließen, alles Gute von mir zu sagen, was ich sagen müßte, wenn ich so wahr und gerecht gegen mich selbst seyn wollte, als ich es gegen jeden andern Menschen zu seyn wünsche und beflissen bin.

DER PFARRER. Indessen — da wir doch Menschen sind, und es unmöglich ist, daß wir bey einer unumschränkten Offenherzigkeit nicht auch Böses von uns zu erzählen haben sollten — sollten Sie Sich nicht vielleicht auch vor dem Terenzischen „*ego homuncio hoc non facerem*“ fürchten?

ICH. Es wäre immer eine Bedenklichkeit, die — in Erwägung der schmeichlerischen unredlichen Art, womit die meisten Sterblichen über ihr eignes sittliches Verhalten zu urtheilen pflegen — auf einen Menschenfreund, der auch nur zufälliger Weise zu schaden für ein großes Unglück hält, billig Eindruck machen könnte. Aber, glauben Sie mir, Herr Pfarrer, dieß ist was ich am wenigsten besorge. Meine Fehltritte sind vielleicht — so seltsam Ihnen dieß auch vorkommen mag — gerade das, was freylich nicht meiner Weisheit oder Klugheit — aber gewiß meinem Herzen die meiste Ehre macht. — Aber, lassen Sie uns diese Materie abbrechen. Ich muß Ihnen alles sagen, oder ich habe bereits zu viel gesagt.

DER PFARRER. Ich begreife Sie. Aber wenigstens sollten Sie alles, was zur richtigen Beurtheilung Ihrer Schriften nöthig ist, aufsetzen, und, wofern Sie ja Bedenken tragen, diesen Aufsatz bey Ihrem Leben bekannt zu machen, dafür sorgen, daß er dereinst nach Ihrem Tode bekannt gemacht würde.

ICH. Dieß ist auch mein Vorsatz, lieber Herr Pfarrer.

DER PFARRER. Gott gebe Ihnen Leben und Muth, ihn auszuführen! Sie wissen nicht, ich wiederhohl' es, Sie wissen nicht, wie viel die schiefen Urtheile, wozu Sie (ich hoffe ohne Ihre Absicht, und wünsche daß es auch ohne Ihre Schuld geschehen seyn möge) Gelegenheit gegeben haben, wie viel der manigfaltige Mißbrauch einiger Ihrer Schriften, wie viel selbst das Lob, das Ihnen manche geben, Schaden thut.

ICH. Sie halten mich für unwissender, als ich bin. Glauben Sie mir, Herr Pfarrer, ich weiß nur zu viel davon, und bin sehr überzeugt, daß die Epigrammen des redlichen, die Tugend mit Enthusiasmus liebenden Vofs ¹⁾ das geringste von den Übeln sind, wozu ich die gelegentliche Ursache gewesen seyn mag. Denn diesen jungen Mann entschuldige ich. Er that in seinem Eifer das nehmliche an mir, was ich vor vier und zwanzig Jahren aus ähnlichem jugendlichen Eifer an Anakreon, Ariost, Guarini, und andern wackern Männern that:

¹⁾ Im Göttingischen Musenalmanach 1775.

er glaubte, die Tugend an mir zu rächen. Lassen Sie ihn älter werden, und es wird ihn so gewiß gereuen, Epigrammen wider mich geschrieben zu haben, als es mich gereute, das Schreiben über die Bestimmung eines schönen Geistes mit so viel unbestimmten Halbwahrheiten, so unreifen Urtheilen, und so unbilligen Ausfällen auf unschuldige Leute angefüllt zu haben; wiewohl dieß alles damahls ohne einen Schatten von Bosheit oder Unlauterkeit, mit einem von Liebe zum Guten und Schönen brennenden Herzen, kurz, aus keiner andern Ursache geschah, als weil die Schwärmerey (wie die Liebe) blind ist, und weil ein junger unerfahrer Neuling in der Welt unmöglich ein Sokrates seyn kann.

DER PFARRER. Ich bewundre die Offenherzigkeit, mit der Sie Ihre Fehler gestehen.

ICH. Guter Gott! wie oft werde ich Mensch dieß abscheuliche Kompliment von einem andern Menschen hören müssen!

DER PFARRER. Verzeihen Sie mir, ich nahm nur das unrechte Wort — ich liebe Sie darum, wollt' ich sagen.

Ich. Haben Sie nur Geduld, guter redlicher Mann, mein Herz sagt mir, wir werden nicht von einander scheiden, ohne einander lieb gewonnen zu haben. Aber lassen Sie mich vollends sagen, was ich sagen wollte. Die schiefen Urtheile, die nun seit vier und zwanzig Jahren über mich, in so fern ich Mensch oder Schriftsteller bin, gefällt worden sind, ²⁾ würden mich wenig anfechten, wenn sie bloß meine Eitelkeit beleidigten. Denn ich gestehe Ihnen, ich bin zu stolz, um viel Eitelkeit zu haben. Bloß in so fern solche Urtheile das Gute hindern, das ich zu befördern wünsche, können sie mir nicht gleichgültig seyn. Aber am Ende ist doch aller Schaden, welchen unreife muthwillige Jungen, die sich zu Richtern aufwerfen, oder blödsichtige alte Knaben, denen man vergeben muß, weil sie nicht wissen was sie sagen, oder Leser, die nicht lesen können, weil sie weder empfinden, noch verstehen, noch unterscheiden können, — ich sage,

2) Man erinnere sich bey Lesung dieses Gespräches immer, daß es vor mehr als zwanzig Jahren gehalten und aufgeschrieben worden ist.

aller Schaden, den solche Leute einem guten Werke thun können, ist eine Wunde, die sich von selbst heilt. Das Publikum kehrt sich wenig daran, wenn hier oder da ein X oder Y in einem Journale sich die Miene giebt, als ob er von allen seinen Zeitgenossen bevollmächtigt sey, in ihrem Nahmen und in ihre Seele zu urtheilen: und wenn es sich auch zuweilen von einem gern seyn wollenden litterarischen Demagogen überschreyen, oder — um das rechte Wort zu brauchen, wiewohl es nicht edel ist — übertölpeln läßt; so geschieht es doch nur auf kurze Zeit, und der Taumel geht immer schnell genug vorüber. Diefs ist es also nicht, was mich am meisten bekümmert. Aber der sittliche Mißbrauch, welchen Leser von verdorbenem Herzen von meinen Schriften machen, und der Schaden, den sie durch Mißverstand, oder, wenn sie Personen, für welche sie nicht geschrieben sind, in die Hände fallen, anrichten können, — dieser Mißbrauch, dieser Schaden verwundet mein Herz, und hat mir schon oft den ungeduligen Wunsch ausgepreßt, daß ich lieber ein Holzhacker, Sackträger, oder alles andere,

was ein ehrlicher Mann seyn kann, geworden seyn möchte, als ein Dichter und ein Schriftsteller für die Welt. Indessen hat doch die Gewissheit, daß ich selbst in allen Theilen und Gegenden Deutschlands eine große Anzahl Personen von den vorzüglichsten Eigenschaften des Geistes und Herzens kenne, die mich gerade so lesen, wie ichs wünsche, und den Gebrauch davon machen, der meiner Absicht entspricht, — diese Gewissheit, und die wahrscheinliche Vermuthung, daß es deren noch viele giebt, die ich nicht kenne, hat, wenigstens in heitern Stunden, so viel Tröstendes für mich, daß ich unvermerkt wieder den angenehmen herzerhöhenden Täuschungen Raum gebe, ohne welche schwerlich jemahls ein Biedermann Schriftsteller geworden wäre. Und so kommt es denn, daß ich gewöhnlicher Weise zwischen diesen beiden äußersten Punkten mich in einer ganz erträglichen Zufriedenheit mit mir selbst fortbewege, und, von dem süßen Wiegenliedchen, Alles ist gut, eingelullt, mein Haupt so sanft auf mein Küssen lege, als irgend ein Autor in der Christenheit.

DER PFARRER. Es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß der Mißbrauch, den unver-

ständige oder übel gesinnte Leute von einer Sache machen, weder den Werth der Sache vermindert, noch dem Urheber derselben zur Last gelegt werden kann. Werden nicht die Werke Gottes selbst täglich, stündlich und augenblicklich von unzähligen gemißbraucht? Ich denke, da sogar der Allweise und Allmächtige nichts machen konnte, was von halb vernünftigen Geschöpfen, wie wir Menschen sind, nicht in Mißbrauch gezogen werden könnte, darf man kühnlich behaupten, es sey schlechterdings unmöglich etwas so Gutes hervorzubringen, das nicht auf die eine oder andre Weise zum Werkzeug oder zur Veranlassung oder wenigstens zum Vorwande von vielem Bösen gemacht werden könnte. Weder menschliche noch göttliche Weisheit kann verhindern, daß die Wahrheit, wenn sie in schiefe Köpfe fällt, oder in einem falschen Lichte gesehen wird, nicht verfälscht, die unschuldigste Rede oder Handlung von Unverstand, Übereilung oder bösen Willen nicht übel ausgedeutet, und die Tugend selbst nicht verdächtig oder wohl gar zum Verbrechen gemacht werde. Das Verzeichniß aller derer, die auf irgend eine Weise unschul-

dig an Seele oder Leib gemartert worden sind, würde einen grössern Raum einnehmen, als alle Bücher in der Vatikanischen Bibliothek. Kein Vernünftiger zweifelt an diesen Wahrheiten —

ICH. Nur unterläßt man alle Augenblicke, die Anwendung davon zu machen, wenn der Fall sie anzuwenden kommt; und so legt man z. B. dieser so allgemein erkannten Wahrheiten ungeachtet, einem Schriftsteller — wenigstens so lang' er lebt, und man ihm also durch Vorwürfe und Schmälereien seines Ruhmes schaden kann — jedes vorgebliche Ärgerniß zur Last, das gewisse Leute, in deren Umständen, Erziehung, Kopf, Herzen, oder Sitten der wahre Grund, warum sie geärgert werden, liegt, ohne seine mindeste Schuld an seinen Schriften nehmen.

DER PFARRER. Ohne seine mindeste Schuld, sagten Sie. Vortrefflich! Dieß ist der Punkt, auf den alles lediglich ankommt. — Ich kann es nicht von meinem Herzen erhalten, zu glauben, daß es so boshafte Menschen gebe, die einem Schriftsteller den Mißbrauch seiner Werke bloß darum zum Vorwurfe machen sollten, weil sie ihn

gern um die Hochachtung seiner Zeitgenossen bringen möchten. —

ICH. Ich konnt' es auch lange nicht von meinem Herzen erhalten, zu glauben, daß es so boshafte Menschen gebe. Aber eine Erfahrung von vielen Jahren hat mich anders belehrt, mein lieber Herr Pfarrer. Das Geschlecht der Kinder Belials steht noch in voller Blüthe.

DER PFARRER. Indessen werden Sie doch nicht in Abrede seyn, daß die Schriftsteller zuweilen selbst Schuld daran sind, wenn schwache Seelen sich an ihnen ärgern, oder wenn zum Bösen ohnehin geneigte Leute noch schlimmer durch sie werden.

ICH. Ich gestehe Ihnen dies ohne Schwierigkeit. Nur erlauben Sie mir hinzu zu setzen, Herr Pfarrer, daß es Schriftstellern von einer gewissen Klasse — oder, um deutlicher zu reden, Moralisten, Naturforschern, Dichtern, Satirikern, Schriftstellern, denen die Natur eine mehr als gewöhnliche Gabe von Witz und Laune zugetheilt hat, und überhaupt allen, die über die menschlichen Angelegenheiten frey von der Brust weg schreiben, — eben so unmöglich ist, zu ver-

hindern, daß schwache Seelen sich nie an ihnen ärgern, als es dem weisesten Regenten unmöglich ist, zu verhindern, daß seine Staatsverwaltung nicht immer von einer Menge kurzsichtiger Seelen in und außer seinem Lande getadelt werde.

DER PFARRER. Hierin, glaube ich, haben Sie Recht.

ICH. Schwache Seelen, lieber Herr Pfarrer, sind kranke Seelen. Was kann die rothe Farbe dafür, daß sie einem kranken Auge weh thut?

DER PFARRER. Ich merke, wo Sie hinaus wollen.

ICH. Nirgendshin, als wohin uns der gerade Weg führen wird. Ich denke, was die schwachen Brüder betrifft, die sich oft sehr zur Unzeit und an den unschuldigsten Dingen ärgern, darüber sind wir einig. Es käme viel auf die Herren Ihres Ordens an, wenn die Anzahl dieser Leute kleiner werden sollte. Aber, wer ändern den Staat stechen soll, muß selbst sehen. Was für klägliche Moralisten, was für Wiegenkinder in der Natur - und Menschenkenntniß, sind die meisten unter denen, die uns öffentlich

lehren sollen, was recht und gut und schön und löblich sey, damit wir ihm, nach Sankt Pauls Ermahnung, nachdenken, und (wie ohne Zweifel seine Meinung war) nachtrachten können! 3) Lieber Gott! was für Sokratesse! und ein Sokrates soll und muß doch wohl aufs wenigste jeder Lehrer seyn, der geringste wie der vornehmste, oder wie soll er uns lehren können?

DER PFARRER zuckte die Achseln.

ICH. Verzeihen Sie mir diesen kleinen Ausfall! Er soll mich nicht von dem abführen was ich sagen wollte. Sie erwähnten vorhin, die Schriftsteller hätten zuweilen selbst die Schuld, wenn zum Bösen ohnehin geneigte Leute oft schlimmer durch sie würden. — Aber, mein bester Herr Pfarrer, nennen Sie mir das Ding, wodurch ein zum Bösen ohnehin geneigter Mensch nicht schlimmer werden kann.

DER PFARRER hatte die angestrengte Miene eines Menschen, der sich auf etwas besinnt und es nicht finden kann. — Die Sache

3) Filipp. IV. 8.

kann freylich aus mehr als Einem Gesichtspunkt angesehen werden, sagte er endlich.

I c h. Dieß erfuhr ich selbst, da letzthin bey einer Dame von vorzüglicher Einsicht die Unterredung auf diese Materie fiel. Die Frau sagte darüber etwas, das mir so außerordentlich klar und entscheidend vorkam, daß ich nichts bessers thun kann, als es Ihnen mit ihren eigenen Worten, deren ich mich noch ganz genau erinnere, mitzutheilen. Ein Gedicht, eine Erzählung, kurz, ein Werk von einer gewissen Gattung, (Sie errathen leicht, Herr Pfarrer, daß von der erotischen und komischen Gattung die Rede war) kann, sagte sie, einem Leser in die Hände fallen, dem es vielleicht in tausend andern Augenblicken unschädlich gewesen wäre: aber gerade in dem Augenblicke, da er es liest, befindet er sich unglücklicher Weise in einer Leibes- und Gemüthsverfassung, daß ein einziges reizendes Bild mehr, oder ein einziger Grad, um den der Verfasser seine ohnehin entzündete Einbildungskraft erhöht, hinlänglich ist, die besre Seele zu überwältigen, und den Menschen zu einer unsittlichen Handlung, die er nicht verübt hätte, wenn er dieß

Gedicht, diese Erzählung nicht gelesen hätte, hinzureißen. Ein Glas Wasser, setzte sie hinzu, kann so voll seyn, daß ein einziger Tropfen, der noch hinzu kommt, hinlänglich ist, es überlaufen zu machen. — Wie ist's möglich, daß ich einen so simplen Gedanken in meinem ganzen Leben nie gehabt habe? rief ich. Hätt' ich ihn gehabt, da ich die komischen Erzählungen drucken lassen wollte, sie wären auf der Stelle ins Feuer geworfen worden.

DER PFARRER. Sagten Sie das wirklich?

ICH. Wirklich, oder doch so etwas, daß sehr deutlich zu verstehen gab, daß dieß mein Gedanke war.

DER PFARRER. Das Bild vom vollen Glase Wasser spielte Ihnen einen kleinen Streich, wie ich sehe. Wenn Ihre Eigenliebe harthäutiger wäre als sie zu seyn scheint, hätten Sie leicht eine Ausflucht finden können. Ein Mensch, der sich in einem so gefährlichen Gemüthsstande befindet, daß es nur noch einen kleinen Stoß braucht, um ihn zu Begehung einer Lasterthat zu treiben, ist freylich sehr zu bedauern: aber Schriftsteller können

auf solche Menschen keine Rücksicht nehmen. Denn man könnte tausend gegen eins setzen, daß in diesem nehmlichen Augenblick irgend ein andrer kleiner Zug, oder Druck, oder Stofs, unter der unendlichen Menge von Zügen, Drücken und Stößen, womit alle Dinge in der Welt in unaufhörlicher Wirkung und Gegenwirkung auf einander los arbeiten, gerade dieselbe Wirkung hervorgebracht haben würde. — Diesem ungeachtet denk' ich doch, die Vorstellung, daß es so leicht ist, durch Schriften, die in jedermanns Hände kommen, diesem oder jenem Schaden an seinem Kopfe oder Herzen zu thun, sollte die Schriftsteller ein wenig behutsamer machen, als viele, und — verzeihen Sie mir — als vielleicht Sie selbst gewesen sind.

I c h. So denk' ich jetzt auch. Aber damals, da ich die komischen Erzählungen und den Idris dichtete, hatte ich die Welt, von der ich gelesen seyn wollte, und die solche Werke ohne Schaden lesen kann, so lebhaft vor Augen, daß ich nicht daran dachte, daß diese Gedichte auch vorwitzigen Knaben und glühenden Jünglingen (glühende Mädchen giebt es, glaube

ich, nicht, und an denen, die es sind, ist schon nichts mehr zu verderben) in die Hände fallen, jene lüstern machen und bey diesen Öhl ins Feuer gießen würden. Und sagen Sie selbst, Herr Pfarrer, — Sie scheinen ein Mann von Einsicht zu seyn, 4) an den man eine solche Frage thun kann — was würde aus einem Schriftsteller meiner Art werden, wenn er sich durch die Vorstellungen der Mißdeutungen und des verkehrten Gebrauchs, dem seine Werke ausgesetzt sind, ängstlich machen lassen wollte? Es ist eine armselige, niederschlagende, dem Genie alle seine Federn ausrupfende Leidenschaft um die Ängstlichkeit. Es ist unmöglich, daß ein Mann, er sey Dichter, oder Philosoph, oder Arzt, oder Mahler, oder Feldherr, oder was Sie wollen, — wenn er bey jedem neuen Gedanken, bey jedem Feder- oder Pinselzug,

4) Diese Parenthese wäre besser weggeblieben. Das Kompliment half dem Pfarrer zu nichts, er mochte es verdienen oder nicht; aber es sah doch immer wie eine Bestechung aus, und konnte auch bey dem ehrlichsten Manne wider seinen Willen die Wirkung einer Bestechung haben.

bey jedem Recept, das er verschreibt, bey jeder Ordre, die er giebt, u. s. w. von den Gedanken beunruhigt würde: Wird dieß nicht bey irgend jemand eine falsche Wirkung thun? Werd' ich nicht um den zehnten Theil einer Haarbreyte über die Schönheitslinie hinaus fahren? Wird dieß dem Kranken nicht zu warm oder zu kalt machen? — Wird sich nicht vielleicht in diesem Augenblick ein Umstand ereignen, der meinen Plan verrückt, und also meine Ordre nachtheilig macht? — es ist unmöglich, sage ich, daß einem solchen Mann eine Zeile, ein Pinselstrich, eine Kur, oder eine schöne That gelinge!

DER PFARRER. Ich fühle, daß ein Mann wie Sie so denken muß, und ich bin weit entfernt, die Behutsamkeit, die ich allen Männern wie Sie anrathen möchte, bis zur Ängstlichkeit getrieben zu wünschen.

ICH. Dieß ist gut zum Sagen, lieber Herr, aber in der Ausübung so leicht nicht, als Sie vielleicht denken. In den glücklichen Augenblicken des Genies und der Laune würde Behutsamkeit die nehmliche Wirkung thun, die bey gewöhnlichen Menschen Ängstlichkeit thut. — Überdieß, sagen Sie mir

ums Himmels willen, wozu alle mögliche Behutsamkeit eines Schriftstellers am Ende helfen soll? — Überlegen Sie nur einen Augenblick den Zustand der Welt. Können Sie im Ernste glauben, daß durch ein paar neue scherzhafte Erzählungen oder erotische Gemähde 5) etwas an ihr verdorben werden könne? Haben wir nicht eine unendliche Menge von alten und neuen Werken dieser Art, die in jedermanns Händen, und wovon die ärgerlichsten schon zwey hundert Jahre lang sogar klassisch sind? Gleichen nicht die Wohnungen der meisten Personen von Stand und Vermögen in den großen Städten von Europa dem Hause des Hippias im Agathon? — Nehmen Sie doch die *Baisers* noch einmahl in die Hand, und sehen Sie diese Vignetten an! Was sagen Sie zu den Stellungen und Lagen der holden Nymfe Thais, deren Triumfe in diesen Gedichten besungen werden? Und gleichwohl schimmert dieß Buch dermahlen in den Bücherschränken einer Menge von Damen vom ersten Rang

5) Man bittet erotische Gemähde nicht mit asotischen zu verwechseln.

und von unbescholtenem Rufe. Und warum sollt' es nicht darin stehen, da unter Personen von einem gewissen Stande vielleicht wenige sind, die nicht mit eignen Augen gesehen haben sollten, was *Therese la Philosophe* für ein Buch ist, 6) wiewohl es mit unsern Sitten noch nicht so weit gekommen ist, daß mans öffentlich gestände? Doch gesetzt auch, ich irrte mich hierin, wie viele Personen unter denen, die man zur großen und feinen Welt rechnet, (junge unverheirathete Töchter ausgenommen) sind wohl, die Bokazens *Decameron*, den Ariost, die *Contes des la Fontaine*, den *Sofa* und *Ecumoire*, den *Angola*, und eine Menge andrer Werke dieses Gelichters nicht gelesen haben? Und was meinen Sie, daß die komischen Erzählungen, oder gewisse Stellen des *Idris* an der Einbildungskraft aller dieser Personen schlimmer machen könnten?

DER PFARRER. Sie nennen mir da Bücher, die ich nur durch ihren bösen Ruf

6) Dieß mag wohl verschiedene Einschränkungen leiden; wenigstens wird die jetzige Generazion immer *decenter*.

kenne. Aber, mein bester Herr W**, — wenn dem so ist wie Sie sagen, in was für einer Zeit leben wir!

ICH. In der Zeit, die immer gewesen ist, lieber Herr Pfarrer. Sie haben doch die heiligen Väter gelesen? War es etwa besser zu den Zeiten eines Chrysostomus, Ambrosius, Augustinus? Ihre Homilien und die Geschichte beweisen, daß es um ein großes Theil ärger war. Die guten Sitten zirkulieren in der Welt herum, wie alles andre. Jetzt sehen wir sie in den Kolonien von Nordamerika. 7) Es ist ein labender Anblick für den Menschenfreund, ein tugendhaftes Volk zu sehen! — Hunderttausende, von Einem durch sie alle hinströmenden Geiste belebt, die mit hohem Muthe, standhaft und unerschütterlich, die unverlierbaren Rechte der Menschheit behaupten; ein Volk, wo alle einzelne Glieder in die Wette eifern, ihre Privatvorthelle dem

7) Diefs ist dermahlen, im Jahre 1797, schon nicht mehr so wahr, als vor zwey und zwanzig Jahren.

gemeinen Besten aufzuopfern; wo Alte und Junge, Männer und Weiber, denken und handeln, wie die Helden und Heldinnen im Plutarch! — Aber könnten wir in hundert Jahren wieder kommen, und uns nach den Sitten dieses nehmlichen Volkes umsehen, das jetzt vor den Augen des menschlichen Geschlechtes eine so groſse Rolle spielt, — wie unkenntbar würden wir sie finden! — Öffentliche, bürgerliche und häusliche Tugend macht ein Volk frey, unternehmend, arbeit-sam, mäſsig, wirthschaftlich. Ist seine Lage nur einigermaſsen günstig, so muſs es nothwendig durch diese Eigenschaften reich und mächtig werden. Aber so bald es einen gewissen Grad von Macht und Reichthum überstiegen hat, helfen weder menschliche noch göttliche Anstalten mehr, der Üppigkeit den Zugang zu verwehren. Die Sitten verderben sich. Das reiche und mächtige Volk sinkt von Stufe zu Stufe wieder herab; und jede Stufe seines Falles wird die Stufe der Erhebung eines andern Volkes, das durch Tugend steigt, um künftig wieder durch Üppigkeit und Übermuth zu sinken. — In diesem ewigen Zirkel dreht sich

die Menschheit herum, und im Ganzen bleibt die Welt immer, was sie war.

DER PFARRER. Ich liebe die Wärme des Herzens, die Sie zu dieser Digression hinführt, und beklage das Menschengeschlecht, wenn es (wie ich befürchte) so ist, wie Sie sagen; wiewohl sich manches dagegen einwenden liesse. Aber lassen Sie uns zu dem Punkte zurückkehren, von dem wir auf die Seite gekommen sind. — Erlauben Sie mir eine Frage, (sagte der gute Pfarrer mit einem gewissen herzlichen Ton, indem er seinen Stuhl ein wenig näher an den meinigen rückte) — mein Herz liebt das Ihrige; ich kann Sie durch meine Freymüthigkeit nicht beleidigen; und zudem sind wir ja allein.

ICH. Dieser Umstand macht nichts zur Sache. — Die ganze Welt könnte uns zuhören, ich würde darum weder Ihnen noch mir selbst weniger Freyheit zugestehen, als jetzt, da wir allein sind. Ein einzelner rechtschaffner Mann ist mir so ehrwürdig, als eine Landsgemeinde. Aber was wollten Sie mich fragen?

DER PFARRER. Es ist mehr eine Frage an Ihr Herz, oder (wie wir Geistliche zu

gemeinen Besten aufzuopfern; wo Alte und Junge, Männer und Weiber, denken und handeln, wie die Helden und Heldinnen im Plutarch! — Aber könnten wir in hundert Jahren wieder kommen, und uns nach den Sitten dieses nehmlichen Volkes umsehen, das jetzt vor den Augen des menschlichen Geschlechtes eine so grosse Rolle spielt, — wie unkenndbar würden wir sie finden! — Öffentliche, bürgerliche und häusliche Tugend macht ein Volk frey, unternehmend, arbeit-sam, mässig, wirthschaftlich. Ist seine Lage nur einigermaassen günstig, so muß es nothwendig durch diese Eigenschaften reich und mächtig werden. Aber so bald es einen gewissen Grad von Macht und Reichthum überstiegen hat, helfen weder menschliche noch göttliche Anstalten mehr, der Üppigkeit den Zugang zu verwehren. Die Sitten verderben sich. Das reiche und mächtige Volk sinkt von Stufe zu Stufe wieder herab; und jede Stufe seines Falles wird die Stufe der Erhebung eines andern Volkes, das durch Tugend steigt, um künftig wieder durch Üppigkeit und Übermuth zu sinken. — In diesem ewigen Zirkel dreht sich

die Menschheit herum, und im Ganzen bleibt die Welt immer, was sie war.

DER PFARRER. Ich liebe die Wärme des Herzens, die Sie zu dieser Digression hinführt, und beklage das Menschengeschlecht, wenn es (wie ich befürchte) so ist, wie Sie sagen; wiewohl sich manches dagegen einwenden liesse. Aber lassen Sie uns zu dem Punkte zurückkehren, von dem wir auf die Seite gekommen sind. — Erlauben Sie mir eine Frage, (sagte der gute Pfarrer mit einem gewissen herzlichen Ton, indem er seinen Stuhl ein wenig näher an den meinigen rückte) — mein Herz liebt das Ihrige; ich kann Sie durch meine Freymüthigkeit nicht beleidigen; und zudem sind wir ja allein.

ICH. Dieser Umstand macht nichts zur Sache. — Die ganze Welt könnte uns zuhören, ich würde darum weder Ihnen noch mir selbst weniger Freyheit zugestehen, als jetzt, da wir allein sind. Ein einzelner rechtschaffner Mann ist mir so ehrwürdig, als eine Landsgemeinde. Aber was wollten Sie mich fragen?

DER PFARRER. Es ist mehr eine Frage an Ihr Herz, oder (wie wir Geistliche zu

reden pflegen) an Ihr Gewissen, als an Ihre Vernunft; denn der letztern fehlt es, wie Sie wissen nie an Gründen, wenn sie etwas behaupten will, woran der Eigenliebe gelegen ist. — Ich will Ihnen gern zugeben, daß der Verfasser eines nützlichen Werkes sich wegen des zufälligen Schadens, den dieser oder jener, wider seine Absicht, dadurch nehmen könnte, zu beruhigen alle Ursache hat. Aber wenn Werke der Einbildungskraft so beschaffen sind, daß sie auf der einen Seite, auch im glücklichsten Falle, (ich meine, wenn sie nur von Personen gelesen werden, denen sie nichts schaden können) wenig oder nichts nützen, hingegen einer Menge Menschen, für die sie nicht geschrieben sind, denen sie aber täglich in die Hände fallen können, fast nothwendig schaden müssen — sagen Sie mir, mein bester Herr W**, wie kann ein Menschenfreund den Gedanken ertragen, der Verfasser solcher Werke zu seyn? Und (wenn ich anders noch näher an Ihr Herz dringen darf) wie ists möglich, daß ein Menschenfreund jemahls den Gedanken hat fassen können, solche Werke zu schreiben?

ICH, nach einer kleinen Pause. Sollten Sie es vorhin überhört haben, wie ich Ihnen sagte, daß die bloße Möglichkeit, durch einige scherzhafte Gedichte (wiewohl sie nur einen kleinen Theil meiner Schriften ausmachen) zur Verschlimmerung irgend einer menschlichen Seele vielleicht Gelegenheit gegeben zu haben, mir, so oft sie sich mir darstellt, höchst schmerzhaft sey? — Ich sagte Ihnen aber auch, was mir diesen Gedanken erträglich mache: und in der That, was nicht zu ändern ist, muß man ertragen lernen; oder wissen Sie ein anderes Mittel? — Ich habe also die erste Ihrer Fragen schon voraus beantwortet. Auf die andre könnte ich Sie bitten, einen Augenblick zu bedenken, daß Sie ein Mensch sind, und mit einem Menschen reden. Irren und Fehlen — es sind schlimme Gebrechen, lieber Herr Pfarrer! — aber wer kann sich davon frey sprechen? Ich kann gefehlt haben, da ich den Gedanken faßte so ein Gedicht zu machen, wie Endymion oder Juno und Gany-med ist; aber dieß bin ich gewiß, daß ich damahls, da ich vor eilf oder zwölf Jahren einige Erholungsstunden mit deren Verfertigung zubrachte, weder die Absicht noch

die B e s o r g n i s s hatte, jemanden dadurch schädlich zu seyn.

Indem ich dieß sagte, trat meine älteste Tochter in das Zimmer, um mir etwas ins Ohr zu sagen. Der Pfarrer betrachtete sie mit großer Aufmerksamkeit, und drückte sein Vergnügen über ihre Bildung, und einen gewissen Widerschein einer heitern schönen Seele, der ihm in einem Gesichte von sechs bis sieben Jahren ungewöhnlich schien, mit der naiven Gutherzigkeit aus, die ihm vermuthlich das Herz unserer Leser, eben so wie das meinige, schon lange gewonnen haben wird. Als das Mädchen wieder weggegangen war, machte sie einige Minuten den Gegenstand unsers Gespräches aus. Sie müssen Sich sehr glücklich fühlen, so oft sie dieß Kind ansehen, sagte der gute Pfarrer. Sehr glücklich, war meine Antwort; und werd' es noch mehr seyn, wenn ich lebe, um die Hoffnungen erfüllt zu sehen, die ich mir von ihrem Herzen, von ihren Fähigkeiten, und von meiner Art sie zu erziehen mache.

Werden Sie, sagte der Pfarrer lächelnd, ihr auch den Idris und die komischen Erzählungen zu lesen geben?

Der gute Mann sagte dieß zwar lächelnd; aber es war nicht das beleidigende Hohnlächeln eines von Eigendünkel strotzenden Gelbschnabels, dessen kleines unartiges Seelchen vor boshafter Freude hüpfte, weil er sich einbildet, er habe seinem Gegner eine Nuß aufzuknacken gegeben. Ich sah es deutlich in seiner ganzen ehrlichen Gesichtsbildung, daß sein Herz an kein Arges dachte. Es war das Lächeln der Gutherzigkeit, welche durch eine allzu freymüthige Frage den Freund in Verlegenheit zu setzen besorgt, und den Fehler durch ein Zeichen ihrer Unschuld und harmlosen Absicht wieder gut machen möchte.

ICH. Herr Pfarrer, Sie wissen, es kommt beym Fragen viel darauf an, wer der Mann ist, der die Frage thut, und wer der Mann ist, der gefragt wird. Ich kenne manchen Klerikus und Laien, dem ich auf die nehmliche Frage, die Sie jetzt an mich gethan haben, mit stillschweigender Verachtung antworten würde. Aber Ihnen will ich antworten wie einem braven Manne; denn der sind Sie; und Sie verdienen auf jede Frage eine freundliche Antwort, gesetzt auch, Sie hätten — wie dießmahl — etwas gefragt,

das Sie Sich sehr leicht selbst beantworten konnten. Ich sage Ihnen also: Nein; ich werde meinen Töchtern weder den Idris noch die komischen Erzählungen, so wenig als die *Dialogos Meretricios* des Lucian oder den goldnen Esel des Apulejus zu lesen geben: aber ich werde sie auch — mit Hülfe einer Mutter, deren bloßes Beyspiel die beste moralische Erziehung für ihre Töchter ist — so zu erziehen trachten, daß es ihnen nichts schaden soll, wenn ihnen etwa, durch irgend einen Zufall, eines der genannten Büchlein in die Hände fallen sollte. Eine gesunde Seele gleicht auch in diesem Stücke (wie in vielen andern) einem gesunden Leibe, der im Nothfall einen kleinen Exceß aushalten, und manches ohne Gefahr zu sich nehmen und wieder an den gehörigen Ort befördern kann, was einen entkräfteten und mit verdorbenen Säften angefüllten Körper gefährlich krank machen würde.

DER PFARRER. Sie verdienen in Ihren Kindern glücklich zu seyn —

ICH. Wenigstens ist das höchste Glück, das ich mir vom Himmel erbitte, daß er — wie sehr auch meine Seele an den holden

Geschöpfen hängt — lieber jedes von ihnen vor meinen Augen tödten, als sie den Augenblick erleben lassen wolle, wo die Unschuld ihrer Seele durch einen andern Flecken, als den eine Thräne wieder auswaschen kann, befleckt werden sollte. Wie oft hat der bloße Gedanke — wenn ich das gute gefühlvolle Mädchen, das Sie eben jetzt sahen, bey einem Anlaß, wo die schöne Empfindsamkeit ihres noch nichts Böses ahnenden Herzens sich durch Worte oder Handlung äußerte, mit innigem Wohlgefallen betrachtete — wie oft hat da der bloße Gedanke, daß die Reinigkeit und ungefärbte Güte dieser Seele in einer so verderbten Welt als die, worin wir leben, Schaden leiden könne, ja beynahe unvermeidlich leiden müsse, mein Herz umgekehrt und meine Augen mit Thränen erfüllt!

DER PFARRER. O Dichter, Dichter! was für eine wunderbare Art von Geschöpfen seyd ihr! — Ich lese die Aufrichtigkeit, womit Sie mir dieß sagen, in Ihren Augen, hör' es in dem gerührten Ton Ihrer Stimme, fühl' es sympathetisch in meinem Innersten! — es kann mir gar nicht einfallen, daß Sie in diesem Augenblick ein Schauspieler wären; und wozu

hätten Sie auch vonnöthen, Komödie mit mir zu spielen? — Und mit solchen Empfindungen, mit einer solchen Sinnesart, konnten Sie gleichwohl Gedichte machen, die Sie vor Ihren Töchtern verbergen müssen!

Der kleine Anfall von Laune, der den guten Mann zu dieser Apostrofierung der Dichter hinriß, hatte etwas so drolliges, und überhaupt athmete in seinem ganzen Thun und Wesen eine so unzweydeutige Wohlmeintheit, daß es wirklich unmöglich war, ihm etwas übel zu nehmen. Ich erwiederte ihm also lächelnd: Sie irren Sich sehr, lieber Herr Pfarrer, wenn Sie denken, daß ich die komischen Erzählungen oder den Idris deswegen für verdammenstwürdig halte, weil ich nicht für gut finde, daß sie von jungen Mädchen gelesen werden. Der Grund, warum ich diese Gedichte, und alle andre Bücher dieser Art, aus der sehr kleinen Büchersammlung junger unverehlichter Frauenzimmer ausschliesse, ist der nehmliche, warum ich, bey aller schuldigen Ehrerbietung, die ich für die Bibel hege, nicht wollte, daß meine Tochter oder irgend eines ehrlichen Mannes Tochter das hohe Lied Salomonis

oder gewisse Kapitel in den Büchern Mose, im Buche der Richter, und im Profeten Ezechiel zum Gegenstand ihrer Meditation machen, oder nur jemahls — bis sie ohne Schaden alles lesen darf — zu Gesichte bekommen sollte. Denn wahrlich, so lang' ihr die Abenteuer des Ritters Itifall und der irrenden Prinzessin Schatulliöse schädlich seyn können, werden die Galanterien der Dame Ahala und ihrer Schwester Ahaliba — ungeachtet ihrer allegorischen Deutung — wenig zur Verschönerung ihrer Seele beytragen.

DER PFARRER. Ich kann und will nicht glauben, daß Sie dieses Kapitel eines Buches, dessen göttliche Eingebung Sie verhoffentlich nicht läugnen, in der bösen Absicht erwähnen sollten, mit welcher der Spötter Voltaire sie bey jeder Gelegenheit zu citieren pflegt; indessen —

ICH. Lieber Herr Pastor, lassen Sie Sich, ich bitte Sie, ein- für allemahl sagen, daß ich gar keinen Begriff davon habe, wie man etwas mit böser Absicht reden oder thun kann. Sie können Sich unmöglich einen geradern, offenherzigern und von unlautern

Absichten entfernten Sterblichen vorstellen, als der Mann ist, den Sie vor Sich sehen. Wenn ich in vielen meiner Schriften mich der Ironie öfter bedient habe, als es vielleicht der jetzigen Stimmung des Deutschen Nationalgeistes (wofern wir anders einen haben sollten) angemessen ist: so geschah es gewiss in keiner schlimmern Absicht, als in welcher Sokrates ehemahls unter den Athenern (die ihn größten Theils nicht besser verstanden als mich die Deutschen) das nehmliche that. Aber hier zwischen Ihnen und mir bedarf es der Ironie gar nicht, und ich verspreche Ihnen Hand in Hand, daß ich, so lange ich mit Ihnen sprechen werde, so unverstellt und geradezu sprechen will, als meine Seele mit sich selbst zu reden pflegt. Meine Absicht, da ich vorhin der schändlichen Geschichte der Ahala und Ahalisa im Ezechiel erwähnte, war eben nicht, die Methode zu mißbilligen, deren sich der Profet bedient, um das treulose Betragen des Volkes Israel und Juda gegen den Gott seiner Väter in der abscheulichsten Gestalt darzustellen. Ich wollte nichts damit sagen, als was Sie, mein ehrwürdiger Herr, gewiss nicht zu läugnen begehren werden:

dafs die Geschichte der Abscheulichkeiten der beiden Schwestern Ahala und Ahaliba (im sechzehnten und drey und zwanzigsten Kapitel Ezechiels) gewifs eben so wenig, als die Geschichte der Schwachheiten der spröden Diana und der Unverschämtheiten der Königin Juno in den komischen Erzählungen, dazu gemacht sind; von unschuldigen jungen Mädchen gelesen zu werden. Und so beweist diese Instanz immer so viel, dafs die besagten komischen Erzählungen — wiewohl aus andern Gründen viel verdammlisches daran seyn mag — gewifs nicht aus diesem Grunde verwerflich sind, weil sie nicht in die Bibliothek junger Töchter gehören. Ich sagte vorhin eben so wenig, und that mir selbst damit Unrecht. Denn ich kenne eine ziemliche Anzahl vernünftiger Weiber von unzweydeutiger Tugend, welche Ihnen und der ganzen ehrbaren Welt ohne Bedenken gestehen werden, dafs sie den Idris und die komischen Erzählungen, vielleicht mehr als Einmahl gelesen haben, und nicht schlimmer dadurch geworden sind: aber ich kenne keine vernünftige und tugendhafte Frau, welche die besagten Kapitel des Profeten lesen

würde, wenn sie ihren Inhalt, und die grellen Farben, womit die Ausschweifungen der beiden Schwestern gemahlt sind, ahnen könnte, und keine Frau, von welchem Karakter sie seyn mag, die über dem Lesen derselben von einem ehrlichen Manne angetroffen werden möchte.

DER PFARRER. Die Sittenlehrer pflegen sonst, wie Ihnen nicht unbekannt seyn kann, die feine Art, schlüpfrige und zur Wollust reizende Gegenstände zu behandeln, für weit gefährlicher zu halten, als diejenige, da man das Laster, ohne einen verschönernden Schleier darüber zu werfen, ungescheut mit seinem rechten Nahmen nennt, und mit seinen natürlichen Farben in seiner ganzen viehischen Mißgestalt darstellt.

ICH. Es giebt Sittenlehrer, mein lieber Herr Pfarrer, die zuweilen nicht wissen was sie reden. Man muß weder die Welt kennen, noch selbst die mindeste Feinheit des sittlichen Gefühls haben, um zu behaupten, daß eine Elegie von Tibull den Sitten eines jungen Menschen gefährlicher sey als die Priapeia. Alle rechtschaffnen und aufrichtigen Männer, die ich noch um diese

Sache gefragt habe, haben mich des Gegentheils aus Erinnerung ihrer eignen Erfahrung versichert; und es wäre nichts leichter, als die Sofistereyen eines Bayle über diesen Punkt mit den triftigsten Gründen zu widerlegen, wofern es nöthig wäre. Übrigens dächt' ich doch, ein Mann von Ihrer Unterscheidungsfähigkeit sollte den Unterschied nicht übersehen, der zwischen einem verhüllenden und verschönernden Schleier ist. Das Laster an sich selbst ist häßlich; wer es verschönern wollte, würde es schmincken und heraus putzen müssen, und dadurch allerdings zu einem schändlichen Betrüger und Kuppler werden. Aber, wie gesagt, verschönern und verschleiern sind zwey ganz verschiedene Dinge. Es giebt Laster, die man nicht genug entblößen kann, um sie in ihrer wahren Häßlichkeit darzustellen. Von dieser Art sind zum Beyspiel Ungerechtigkeit, Untreue, Bestechung, Undankbarkeit, Hochmuth, geistlicher und weltlicher, Heucheley und Gleifsnerey, Unduldsamkeit, Neid, Schadenfreude und dergleichen. Es ist keines unter allen diesen Lastern, das nicht unter dem Schleier der Ehrlichkeit,

Tugend und Religion von jeher die Welt belogen, und bloßs darum, weil es so gut verschleiert und maskiert war, fast immer ungestraft unendlich viel Unheil angerichtet hätte. Diesen Lastern den verummenden Schleier und die verschönernde Maske abzuziehen, ist nöthig, ist Pflicht der Weisen und Guten; ihre Nacktheit ist das unfehlbarste Mittel Abscheu zu erwecken, und kann nie gefährlich seyn. Aber es giebt, wie Sie wissen, auch andre unsittliche Leidenschaften und Handlungen, — diese mögen nun Vergehungen eines unbesonnenen Augenblicks, oder Ausschweifungen eines an sich der Natur sehr gemäßen Triebes, oder Früchte lasterhafter Gewohnheiten seyn, welche der Sittenlehrer eben darum verschleiern muß, weil es gefährlich wäre, sie zu sehr zu entblößen. Sie verstehen mich, Herr Pfarrer, und verlangen wohl keine genauere Erklärung über diesen Punkt?

DER PFARRER. Nein; auch war meine Meinung vorhin eben nicht, den Sittenlehrern, deren ich erwähnte, schlechterdings Recht zu geben.

ICH. Überdies, was auch einige wirkliche oder seyn wollende Katonen sagen mögen, ist nichts falscher als der stoische Lehrsatz: Alle Sünden sind gleich. —

DER PFARRER. So viel ich weiß, giebt es (wenigstens heut zu Tage) keinen vernünftigen Sittenlehrer mehr, der diesen übertriebenen Satz behauptete.

ICH. Ich will es Ihnen glauben; denn ich selbst kann es nicht wissen, da ich nur wenig von dem, was gedruckt wird, lesen kann. Aber ich finde doch häufig genug, daß man in besondern Fällen gerade so urtheilt, als ob man jenes Paradoxon der Stoa für einen Grundsatz hielte. Denn woher sonst der Vorwurf, den ich so oft habe hören müssen, daß ich in meinen komischen Gedichten meine Talente gemißbraucht hätte, gewisse Laster mit reizenden Farben zu schildern, und in ein verführerisches Licht zu setzen? Wie hastig, und mit wie wenig Unterscheidung haben die Herren, welche aus diesem Tone sangen, geurtheilt! Man sollte wenigstens die Sache sehr genau untersucht haben, ehe man einen Mann, der einige Ansprüche an Verdienst und Achtung zu machen hat, mit

so gehässigen Vorwürfen zu belegen wagte. Aber viele dieser gestrengen Herren sind so weit entfernt mit Kenntniss der Sache zu sprechen, daß sie die Werke, die sie mit dem entscheidendsten Censorton als unsittlich und seelenverderblich verdammen und alle fromme Christen davor als vor Tod in Töpfen warnen, nicht einmahl gelesen haben. — Wiewohl, da die Herren nicht lesen können, dieß freylich am Ende nichts verschlägt. Für gewisse Leute sind alle Sünden gleich; nicht weil diese Leute Stoiker sind, oder gern paradoxes Zeug behaupten; sondern weil sie so wenig Welt - und Menschenkenntniss haben, daß Messalina und Ninon Lenclos, Ahaliba und Danae, Delila und die neue Heloise, in ihren Augen Geschöpfe von einerley Art sind. Es sind H*r*n, sagen sie, und bilden sich dann ein, gewaltige Sittenlehrer zu seyn, und der Tugend einen mächtigen Dienst gethan zu haben, daß sie das Kind so freymüthig mit dem rechten Nahmen genannt. — Gott bewahre mich, daß ich jemahls unsittliche Handlungen beschönigen, oder den Abscheu, den sie verdienen, vermindern wollte! Aber ist es nicht

auf der andern Seite Pflicht des Menschen und Christen, nur das Laster, nicht die Personen die es begangen haben, zu verabscheuen? Und wie soll es jemahls möglich seyn, diese Pflicht gehörig auszuüben; wie soll der Unbilligkeit und Lieblosigkeit in Verurtheilung unsers Nebenmenschen, worüber auch die Sittenlehrer Ihres Ordens so viele Klagen führen, gesteuert werden können, wenn man keine Rücksicht auf die Umstände nehmen lernt noch nehmen will, durch welche die nehmliche Handlung, die an dem einen den höchsten Abscheu verdient, bey dem andern mehr bedauerns - als strafwürdig ist? Wenn man keinen Unterschied zwischen den ungeheuersten Verbrechen und den menschlichsten Schwachheiten macht? Keinen Unterschied zwischen dem Gleifsner, der immer Tugend und Religion auf der Zunge hat, und beider durch seine Thaten spottet, und dem Biedermanne, der bloß darum weniger vorsichtig ist bösen Schein zu meiden, und sorgloser, sich bey dem Pöbel durch die bekannten Mittel in gute Meinung zu setzen, weil er zu gewiß weiß, daß er ein rechtschaffner Mann ist, um sich viel darum zu

bekümmern, ob er auch von Öchslein und Eselein dafür erkannt werde? Zwischen dem Schurken, der (wie Juvenal sagt) den Kurius oder Kato heuchelt und Bacchanale lebt, und dem ehrlichen Manne, der, in einem Anstofs von leichtsinniger Fröhlichkeit, seiner Einbildungskraft und seinem Witz zu viel Freyheit erlaubt? Zwischen dem schändlichen Sänger seiner eignen krapulösen Ausschweifungen, (einem Rochester oder Greecourt) und dem harmlosen Anakreon, der in seinem neunzigsten Jahre (dem stärksten Zeugen seiner Mäßigung und Weisheit) noch Rosen um seine Glatze wand, und zwischen Jünglingen und Mädchen, unter dem sanften Ionischen Himmel, der Freude opferte, ohne die er weder so alt geworden, noch in seinem Alter so lebenswürdig gewesen wäre? Keinen Unterschied zwischen einer nächtlich schwärmenden Priesterin der Venus Volgivaga, und einer Leontium, für welche die Grazien und Musen (mächtige Fürsprecherinnen!) beynahe die Tugend selbst zu Nachsicht bestechen konnten? Zwischen einer Schatulliöse, die unter der Maske einer spitzfindigen Delikatesse heimlich allen

Forderungen eines unbändigen Temperaments genug thut, und einer F ä d r a, die nicht eher als nach einem alle ihre Kräfte erschöpfenden Kampfe der Allgewalt einer unfreywilligen Leidenschaft unterliegt, oder einer Julie, deren Seele durch ihren Fall selbst ihre Reinigkeit nicht verliert, und der Tugend, auch da sie sich von ihr verirrt, herzlicher ergeben ist, als manche anmaßliche Lukrezia, die sich große Dinge auf eine Keuschheit einbildet, welche niemand auf die Probe zu stellen begehrt? — Die Pflicht des Dichters, wie des Beobachters und Geschichtschreibers der Menschheit, ist, alle Arten von Charaktern (an deren getreuer Abschilderung doch wohl so viel gelegen ist, als an genauer und vollständiger Beschreibung aller Arten von Schwämmen, Würmern, Fliegen, Läusen u. s. w. welche so vielen braven Männern billig zum Verdienst angeschrieben wird) so darzustellen, wie sie wirklich sind, nicht wie sie ein Mensch sich einbildet, der sich in seinem Studierstübchen den Kopf mit willkührlichen Abstraktionen und Spinnweben angefüllt hat. Die Aspasiën, die Danaen, die Musarion, sind in der Natur; es sind

keine Hirngespenster, wie mancher von Schulwitz frisch aufgeblasener Homunkulus und mancher alte halb kindische Hosenpauker wähnt, weil er in dem kleinen, meistens sehr unbedeutenden Zirkelchen seiner Bekanntschaften nichts dergleichen gesehen hat. Diese Aspazien, Danaen, u. s. w. sind freylich, wie die Magdalenen der Korreggio und Cignani, sehr lebenswürdige Sünderinnen; aber wer kann dafür? Man muß ihnen dennoch ihr Recht widerfahren lassen! Wenn es Unrecht ist, dem Teufel selbst zu viel zu thun: so kann wahrlich ein Dichter, dem Natur und Wahrheit ehrwürdig sind, eine Sünderin, welche alles, was schön und lieb-reitzend und bezaubernd ist, in ihrem Geist, ihrer Person und ihrem Umgang vereinigt, nicht mit den ekelhaften Farben mahlen, die sich nur für die Ahalas und Ahalibas schicken. Sie bleibt darum nicht weniger tadelnswürdig, in so fern sie eine Sünderin ist: aber wenn sie nun gleichwohl Witz, Geschmack, feine Empfindung, Lebensart, Kenntnisse, Talente, kurz tausend Verdienste und Reitzungen hat, die selbst auf ihre Sünden ein sanft gebrochenes Zauberlicht werfen; soll der Dichter sie

nicht schildern wie sie ist? Oder ist er zu tadeln, wenn sie in seinem Gemählde sich selbst ähnlich, und also eben so verführerisch ist als in der Natur? Kann man ihm da nur mit dem Schatten eines vernünftigen Grundes vorwerfen, daß er die Sünde reizend gemahlt habe, in der Absicht das Volk sündigen zu machen?

DER PFARRER, lächelnd. Ich habe Sie lange reden lassen; und ich dünke, dieß sollte einem Manne meines Standes, der von Amts wegen so oft allein reden muß, und sich dadurch unvermerkt eine Gewohnheit, ohne Ein- und Widerrede zu sprechen, zuzieht, als einiges Verdienst angerechnet werden —

ICH. Allerdings, und für kein geringes!

DER PFARRER. Und da es mir nicht ums Rechthaben, sondern um Wahrheit zu thun ist —

ICH. Auch dieß, Herr Pfarrer, ist billig, einem Klerikus zu größerm Verdienst anzurechnen, als einem andern Menschenkinde.

DER PFARRER. Wie satirisch!

ICH. Es ist mein ganzer Ernst. Weiße Raben sind kaum seltner, als ein Theolog, oder ein Professor, oder der Urheber eines

Systems, wär's auch nur ein Schulkompensdium, dem es nicht ums Rechthaben, sondern um Wahrheit zu thun ist.

DER PFARRER. Ich zweifle nicht, daß es allen Gelehrten um die Wahrheit zu thun ist; aber die meisten sind so stark von der Wahrheit ihrer Meinungen überzeugt, daß sie bloß darum immer Recht haben wollen, weil sie versichert sind, daß sie wirklich immer Recht haben.

ICH. Das ist eben der Jammer! — Aber, um Vergebung, daß ich Sie unterbrach. Sie wollten etwas sagen?

DER PFARRER. Ich wollte Ihnen bekennen, daß ich dasjenige, was Sie zu Ablehnung des Vorwurfs, „als ob Sie gewisse Untugenden aus böser Absicht mit reizenden Farben geschildert hätten,“ vorgebracht haben, aller Aufmerksamkeit würdig finde. Ich muß gestehen, ich hatte die Sache nie in diesem Licht und von dieser Seite angesehen; und ich begreife nun weit besser als sonst, wie ein Mann von Ihrer Sinnesart die oft genannten komischen Werke verfertigen konnte, ohne zu glauben, daß er daran Arges thue, ja vielleicht wohl gar in der Meinung Gutes zu thun.

ICH. Sie werden dieß in der Folge noch besser begreifen; denn ich habe Ihnen noch lange nicht alles gesagt.

DER PFARRER wartete eine kleine Weile, vermuthlich durch meine letzten Worte auf den Gedanken gebracht, daß ich wieder reden wollte.

ICH. Fahren Sie immer fort, wenn ich bitten darf. Es ist jetzt noch nicht Zeit, daß ich das sage, worauf Sie zu warten scheinen.

DER PFARRER. Ich bin also mit meinen Geständnissen noch nicht fertig; denn ich muß Ihnen gestehen, daß die wirkliche Existenz solcher verführerischer Geschöpfe, wie Ihre Auroren, Danaen, Amönen u. s. w. oder so ärgerlicher, wie ihre Dianen und Junons, Rahimus und Schatulliösen sind, mir kein hinlänglicher Grund zu seyn scheint, die Moralität der schönen, auch die kälteste Fantasie erhitzen- den Gemählde, die Sie uns davon gemacht haben, zu rechtfertigen. Denn Sie selbst begehren doch nicht zu läugnen, daß in diesen Gemälden etwas Gefährliches und Verführerisches ist, sonst würden Sie nicht gesonnen seyn, sie vor ihren eignen Töch-

tern zu verbergen. Nun ist doch nichts natürlicher als die Frage: Was haben andrer Leute Töchter verbrochen, daß Sie gar keine Rücksicht auf solche nehmen? so viele tausend junge ehrliche Mädchen, die es wenigstens eben so nöthig haben als die Ihrigen, daß man gefährliche verführerische Gemähde vor ihnen verberge? Wär' es, da man diese Gemähde doch vor so vielen verbergen muß, nicht besser gewesen, sie gar nicht öffentlich aufzustellen? Und — damit wir uns auch den gefährlichen Kampf mit der Versuchung, sie bekannt zu machen, ersparen — wär' es nicht besser, solche Gemähde überhaupt gar nicht zu mahlen?

I C H. Was diesen letztern Punkt betrifft, dürfte ich, um am kürzesten aus der Sache zu kommen, Sie nur an die sehr warmen, sehr wollüstigen Gemähde des hohen Liedes, und an die sehr ärgerlichen Gemähde der H***yen der mehr besagten allegorischen Damen erinnern. Sie können wahrlich keinen stärkern Beweis, daß es nicht besser seyn muß, solche Gemähde überhaupt gar nicht zu machen, von mir verlangen, als die Existenz jener Gemähde in dem heiligsten der Bücher. Aber meine Sache ist nicht so schlimm, daß

ich vonnöthen hätte den Knoten zu zerhauen. So viel ich höre, beruht Ihre Einwendung gegen die Moralität der Gemähldes, die Sie mir zum Vorwurf machen, auf zwey Punkten: Sie finden solche, an sich selbst betrachtet, ärgerlich oder verführerisch; und dann däucht Ihnen, daß ich sie mit zu viel Wärme koloriert habe. Das letztere mag wohl hier und da geschehen seyn, und ist, wo es geschehen ist, ein ästhetischer Fehler. Ich wollte freylich lieber, daß es nicht geschehen wäre. Aber wie leicht kann einem Dichter von warmer Einbildungskraft so etwas begegnen! zumahl wenn er, so wie ich es war, gänzlich überzeugt ist, daß das Ärgerliche oder Verführerische, was in den Gegenständen solcher Gemähldes liegt, kein Grund sey noch seyn könne, sie gar nicht zu mahlen. Denn, bey dieser Überzeugung, wie leicht kann eine lebhaft e Einbildung mitten im Feuer der Komposition den Dichter da oder dort ein wenig über die Grenzen der Vorsichtigkeit wegführen, womit moralische Schilderungen dieser Art verfertigt werden sollten!

DER PFARRER. Dieß letztere begreife ich leicht; aber, wenn ich bitten darf, den

Grund Ihrer Überzeugung, daß ein Dichter überhaupt ärgerliche oder verführerische Gemähle mahlen würde?

I c h. Um Vergebung, lieber Herr Pfarrer, dieß war es nicht, was ich sagte. Gemähle, deren Gegenstand etwas ärgerliches oder verführerisches hat, sind darum noch keine ärgerliche und verführerische Gemähle.

D E R P F A R R E R. Sie haben Recht; verzeihen Sie mirs, ich drückte mich nur unrichtig aus. Aber ich wünschte doch, daß Sie mir den Grund Ihrer vorgedachten Überzeugung mittheilen wollten.

I c h. Was däucht Ihnen, lieber Herr Pfarrer, zu dem Umstande, daß die ganze Welt schon seit etlichen tausend Jahren voller ärgerlicher und verführerischer Personen, Handlungen und Sachen ist? Dieß werden Sie doch nicht läugnen wollen?

D E R P F A R R E R seufzte.

I c h. Nennen Sie mir einmahl, ich bitte Sie, ein Laster, welches nicht ärgerlich, und wenigstens für manche Menschen verführerisch wäre? Scheinen Ihnen etwa Heucheley, Scheinheiligkeit, falscher Religionseifer, fari-säischer Hochmuth, unbändige Herrschsucht,

wissentliche Beugung des Rechts, Unterdrückung, Bestechung, Verrätherey, Giftmische-
 rey, u. s. w. nicht eben so ärgerliche und ver-
 führerische Verbrechen als Schwelgerey, Völ-
 lerey und Unzucht? Und ist dieses Erdenrund
 nicht von jeher mit Menschenkindern bedeckt
 gewesen, welche alle diese und noch viel
 mehr höchst ärgérliche Laster begangen haben?
 Ist die Geschichte wohl viel besser, als ein
 ungeheures Sündenregister des mensch-
 lichen Geschlechts? Wie groß ist nicht
 die Anzahl der Kaiser, Könige, Fürsten, Feld-
 herren, Staatsminister, Günstlinge, Hofnar-
 ren, — Päpste, Bischöfe, Äbte, Priester und
 Leviten, — item: der Königsweiber und Kö-
 nigstöchter, *Dames d' Honneur*, Favoritinnen,
 Kammerfrauen, Schauspielerinnen, Sängerin-
 nen und Tänzerinnen, u. s. w. die eine höchst
 ärgerliche Rolle auf der Welt gespielt haben,
 und vermittelt der Geschichte, die uns zu
 Zuschauern ihrer Thaten macht, noch immer
 fortspielen? Und gleichwohl ist noch keinem
 klugen Menschen eingefallen, die Deklamazio-
 nen gewisser wunderlicher Köpfe, welche die
 Annalen und Geschichtsbücher, aus dem nehm-
 lichen Grunde, weil sie ärgerlich seyen

und verführen könnten, überall vernichtet wissen wollten, der mindesten Aufmerksamkeit werth zu halten. Gewisse Perioden in der Europäischen Geschichte, z. B. das zehnte und eilfte, vierzehnte und funfzehnte Jahrhundert, zeichnen sich durch die scheußlichsten Gemähde sittlicher Verdorbenheit und die schändlichsten Beyspiele, vorzüglich aus. Erlauben Sie mir doch, Ihnen aufzuschlagen, was einer der verdienstvollsten Geschichtskundigen unsrer Zeit von dem so genannten mittlern Zeitalter sagt: — „Der Geschichtschreiber, wenn er bis an die ersten Quellen der Begebenheiten zurück geht, muß über den Karakter der damahligen Geistlichkeit erstaunen, und, von der Menge der Vorstellungen ermüdet, wird er unfähig das Gemähde ihrer Leidenschaften zu entwerfen. Hier findet keine Mischung von Tugenden und Fehlern Statt; der tugendhafte Mann flieht bey diesem Anblick zurück, wie bey den Gemälden eines Aretins.“ 5) — Und gleichwohl ist es eine Schuldigkeit des Geschichtschreibers,

8) Häberlins Geschichte von Deutschland, erste Periode, S. 69.

uns diese Gemählde der verderbtesten Zeiten des menschlichen Geschlechts, mit ihren Ursachen, Umständen und Folgen, getreulich nach der Natur gezeichnet und gemahlt, so warm und lebhaft darzustellen, als es zur Erreichung des sittlichen Endzwecks, uns dadurch weiser und besser zu machen, vonnöthen ist! Will sich jemand daran ärgern, so hab' ers sich selbst!

DER PFARRER horchte nachdenklich auf.

ICH schöpfte ein wenig Athem.

DER PFARRER. Alles wahr! Alles wahr! — Aber —

ICH. Erlauben Sie mir nur noch ein Wort. Alle die vorhin specificierten Laster sind so häßlich, dafs es unmöglich ist von ihnen verführt zu werden, so bald man sie in ihre nackte Gestalt zurück zu treten nöthigt. Es ist daher auch, wie ich oben schon bemerkte, weiter nichts mit ihnen zu thun, als sie zu entlarven. Aber was denken Sie von so manchen in der weltlichen oder Kirchengeschichte glänzenden Männern, deren Leidenschaften und oft sehr grofse Fehler durch den Nimbus ihrer Tugenden, besonders der religiösen Heiligkeit, so zu sagen, übergülDET

werden? Meinen Sie nicht, daß Männer wie Sankt Bonifaz, Sankt Bernhard, Sankt Thomas von Kanterbury, Sankt Heinrich der Zweyte, der Mönchenvater, 9) u. s. w. durch ihre menschlichen Schwachheiten und Leidenschaften, wiewohl diese mit dem sechsten Gebot nichts zu thun hatten, ihren Zeiten und der Nachwelt unendliche Mahl mehr Schaden gethan haben, als alle Danaen der vergangnen, jetzigen und künftigen Zeit? Glauben Sie, daß es nicht gefährlich ist, solche Personen, solche Karakter (und wie viele hat deren die Geschichte nicht!) ins Schöne zu mahlen, ihre Tugenden zu erheben, ihre Fehler zu beschönigen, ihre Schwachheiten und Übereilungen zu entschuldigen? Und gleichwohl würde derjenige ungerecht seyn, der wenigstens einige von ihnen nicht, aller ihrer Mängel ungeachtet, als fromme, wohlmeinende, zum Theil auch wohl vortreffliche und große Männer, schildern würde; unbekümmert, ob nicht man-

9) So nennen ihn seine gleichzeitigen Geschichtschreiber, in der Meinung, ihn höchlich dadurch zu ehren.

cher schwache Kopf oder böse Bube sich von dem Beyspiel ihrer Fehler verführen lassen, oder hinter solches sich verstecken und sagen werde: *Ego homuncio hoc non facerem?*

DER PFARRER. Ich verstehe Sie, und sehe die Anwendung, die Sie von dieser Bemerkung gemacht wissen wollen.

ICH. Mich dünkt, sie macht sich von selbst. Es ist eben so erlaubt, eine Danae, eine Heloise, eine Ninon, mit gefälligen Farben zu schildern, als es erlaubt ist, einen Mann mit einem Nimbus zu mahlen, der, bey aller seiner strengen Heiligkeit und mönchischen Tugend, von Herrschsucht und Eifer sich zu ungerechten und gewältthätigen Handlungen hinreißen liefs, Empörung und Bürgerkriege anzettelte, oder Europa zu verderblichen Kreuzzügen anspornte, und arme harmlose Metafisiker verfolgte.

DER PFARRER sah auf seinen Rock.

ICH. Ach! mein guter Herr Pfarrer, der schwarze Rock thut nichts zur Sache! Warum sollte ein ehrlicher Pfarrherr, — trotz den Vorurtheilen, die sich noch aus jenen heillosen Zeiten herschreiben, wo ein Bißchen Keuschheit, wie eine Messerspitze voll filoso-

sches Pulver, hinlänglich war die menschenfeindlichsten Laster in goldne Tugenden zu verwandeln, — warum sollt' er nicht der Wahrheit die Ehre geben, und wenigstens unter vier Augen bekennen dürfen, was er überlaut bekennen würde, wenn er einen grünen Rock und einen Haarbeutel trüge?

DER PFARRER. Ich besorge, lieber Herr W**, Sie haben die schrecklichen Folgen nicht in ihrem ganzen Umfang erwogen, die daher entstehen würden, wenn Gesetze, Sittenlehre und Religion nicht alle ihre Kräfte vereinigten, die Keuschheit in und außer der ehelichen Verbindung aufs nachdrücklichste zu befördern, und den entgegen stehenden Lastern, zu denen der thierische Theil des Menschen einen so starken natürlichen Hang hat, alle mögliche Hindernisse in den Weg zu legen.

ICH. Ich gestehe Ihnen, daß ich viel weniger unmittelbare Veranlassung gehabt habe, als vielleicht tausend andre unsers gleichen, dergleichen Betrachtungen zu machen. Indessen bitte ich Sie, darauf zu rechnen, daß ich über diesen Theil der Sittenlehre so orthodox bin als Sie selbst.

DER PFARRER. Um so gewisser werden Sie mit mir übereinstimmen, wenn ich behaupte, daß ein gewissenhafter und menschenliebender Schriftsteller sich gleich sorgfältig hüten müsse, die Dämme, welche Religion, Sittenlehre und Gesetze den Sünden gegen die Keuschheit entgegen setzen, zu untergraben, als die Reitzungen zu diesen Sünden zu verstärken. Jenes geschieht, dünkt mich, wenn den Sünden dieser Art, durch die Reitzungen und die Liebenswürdigkeit der Personen, die man sie begehen läßt, durch gewisse verschönernde Wendungen, die man der Sache giebt, und durch den Grazienschleier, den man über das anstößigste zieht, der Begriff und das Gefühl des Schändlichen benommen wird, welches immer damit associirt seyn sollte: Dieses, wenn man alle Kräfte der Einbildungskraft, alle glühenden Farben der Natur, alle Zauberey der Beredsamkeit und Poesie, aufbietet, um wolüstige Gemählde zu machen, ohne daß sich irgend eine moralische Nothwendigkeit, irgend ein die Tugend befördernder Zweck, den der Autor dabey hätte haben können, denken ließe. — Sie haben mir, mein liebster Herr

W**, zu Rechtfertigung eines Theils Ihrer Schriften, und zu Bestimmung des Standpunkts, woraus solche zu beurtheilen sind, vieles gesagt, wofür ich Ihnen verbunden bin: aber mich däucht, alles, was Sie bisher vorgebracht haben, reiche noch lange nicht zu, diesen doppelten Vorwurf gründlich zu heben. Was halten Sie hiervon?

I c h. Wir suchen Wahrheit, mein ehrwürdiger Freund! dieß ist unser beider großes Interesse; wie könnten wir bey dieser unsrer Unterredung ein andres haben? Ich habe Ihnen schon gestanden, daß ich, besonders was Ihren zweyten Vorwurf betrifft, nicht völlig mit mir selbst zufrieden bin. Indessen däucht mich, das, was Sie so eben sagten, zerfalle in einige sehr verwickelte ästhetisch - moralische Probleme, deren Auflösung nicht so leicht ist, als Sie zu denken scheinen. Ich bin sehr geneigt, diese Probleme genauer mit Ihnen zu erörtern, und Ihnen darüber meine Gedanken mit aller Aufrichtigkeit, die Sie nun schon an mir gewohnt sind, vorzulegen, wenn Sie anders Lust zu einer zweyten Unterredung haben.

DER PFARRER sagte mir, daß er Geschäfte hätte, die seinen Aufenthalt bey uns um einige Tage verlängern würden. Wir redeten eine zweyte Zusammenkunft ab, und schieden für dießmahl als sehr gute Freunde von einander.

ZWEYTE UNTERREDUNG.

Als ich den zweyten Besuch des Pfarrers von *** erhielt, war ich zufälliger Weise verhindert, ihn sogleich zu sehen, und liefs ihn also bitten, sich etliche Minuten in meinem Zimmer mit sich selbst, oder, wenn er wollte, mit den Töchtern der Niobe zu unterhalten. Aber da ich herein trat, fand ich ihn über einem Theile des Karl Grandison, der von ungefähr im Fenster lag; und so kamen wir auf Karl Grandison zu reden, und von Grandison auf die Bücher, worin die Menschen geschildert werden, wie sie seyn sollten. Dieß Gespräch war in Absicht der

Materie, die wir uns zu erörtern vorgenommen hatten, zwar eine Abschweifung, hatte aber doch so viel Verwandtschaft damit, daß ich für gut ansah, ihm seinen Gang zu lassen.

DER PFARRER war der Meinung, daß die Bücher im Geschmack des Karl Grandison die nützlichste und erbaulichste Art von moralischen Büchern wären, und führte dafür die gewöhnlichen Gründe an.

Ich gestehe Ihnen unverhohlen, sagte ich, daß ich anders davon denke. Nicht als ob ich dieser Gattung von Büchern allen Werth abspreche, zumahl wenn sie, wie Klarissa und Grandison, das wirklich leisten, was sie versprechen. Aber gleichwohl halte ich überhaupt sehr wenig, oder doch nicht sehr viel von der Nützlichkeit der Bücher, worin die Menschen geschildert werden, wie sie seyn sollten.

DER PFARRER. Wieder ein Paradoxon!

ICH. Nicht so paradox, als es Ihnen beym ersten Anblick vorkommt.

DER PFARRER. Sie wollen vielleicht sagen, daß nicht so viel Genie dazu gehöre, die Menschen darzustellen, wie sie seyn sollten, als wie sie sind?

ICH. Zum Darstellen, Herr Pfarrer, gehört immer Genie. Bleiben wir beym Worte Schildern; denn nicht alle Schilderer sind Darsteller. Aber jetzt ist die Rede nicht davon, wozu mehr Genie gehöre, sondern was erbaulicher und nützlicher sey.

DER PFARRER. Ich begreife nicht, wie dieß eine Frage seyn kann. Der Mensch hat einen angeborenen Instinkt zum Nachahmen, und wird alles durch Nachahmung. Soll er vortrefflich werden, so muß man seine Aufmerksamkeit auf vortreffliche Vorbilder lenken. Die Menschen, wie sie sind, sind geschickter ihn zu verschlimmern, als zu verbessern. Man muß sie ihm also zeigen, wie sie seyn sollten. Dieß, däucht mich, ist so gut als eine Demonstration.

ICH. Es stößt sich nur an eine einzige Kleinigkeit, Herr Pfarrer.

DER PFARRER öffnete den Mund um einen halben Zoll.

ICH. Halten Sie die Antwort auf die Frage: Wie sollen die Menschen seyn? für etwas so leichtes?

DER PFARRER stutzte, erhohlte sich aber sogleich wieder und sagte lächelnd: Was Sie

aber auch für Fragen thun! Ich halt' es für etwas sehr schweres, zu seyn wie man seyn soll; aber nichts ist leichter als es zu wissen.

I c h. Ja freylich ist nichts leichter als die Sokratische Kallokalagathie, mit allen theoretischen Tugenden des Aristoteles und allen Kardinaltugenden des heiligen Thomas von Aquino in ihrem Gefolge, zu definieren und in Ordnung zu stellen, und große Reden über ihre von keiner Seele jemahls im Ernste bezweifelte Schönheit und Nützlichkeit zu halten. Aber welche Kluft ist zwischen solchen Spekulationen und dem wirklichen Leben des Menschen! — Sollten Sie, lieber Herr Pfarrer, wohl je mit ganz unbefangenen Geistesaugen in die Natur hinein geschaut, und da gesehen haben, was für ein Ding der Mensch ist? — der Naturmensch, lieber Herr, nicht der Mensch dieses oder jenes Systems. — Denn Sie sehen selbst, wie wenig dazu gehört, den ersten besten Menschen, Petern zum Beyspiel, aus dem großen Uhrwerk des Ganzen heraus zu schrauben, ihm alles was ihn, Petern, zum Peter und zu keinem andern macht, über die Ohren zu streifen, ihm alle seine selbsteignen Ner-

ven und Sehnen, Blut und Lebensgeister, Bedürfnisse und Leidenschaften abzunehmen, und, nachdem er durch diese Operazion seiner ganzen Peterheit, d. i. alles dessen, wodurch er Etwas ist, (denn wenn Peter nicht Peter ist, was ist er?) beraubt worden, — das nackte, kahle, unwesentliche Fantom für einen Menschen auszugeben, und uns dann ein Langes und Breites vorzuschwatzen, wie es anzufangen wäre, um aus diesem Fantom wieder einen Peter zu machen, der aber nicht Peter, sondern gerade so ein Ding wäre, wie der Herr Operateur haben will. Sie sehen, dazu gehört weder Kunst noch Wissenschaft. Aber Sie sehen auch, daß ein Mann, der dieß thut, nur seinen Spas mit uns treibt, sollt' er auch ein so feierliches Gesicht dazu machen als ein Kutuktu von Thibet, wenn er im Nahmen des großen Lama den ehrlichen Tatarn seine Pülverchen austheilt.

DER PFARRER. Wenn ich Sie recht verstehe, so wollen Sie hiermit so viel sagen: es sey ungereimt, sich allgemeine Begriffe vom Menschen und seinen wesentlichen Eigenschaften, seiner Bestimmung und seinen Pflichten

zu machen, und auf diesem Wege heraus zu bringen, wie der Mensch seyn müsse, um weise und gut zu seyn. Haben Sie auch die Folgen einer solchen Behauptung überlegt?

I c h. Verstehen wir einander, lieber Freund! Ich behaupte nicht, daß wir etwas ungereimtes thun, wenn wir unsre individuellen Vorstellungen zu allgemeinen erhöhen, indem wir die Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten der Dinge wahrnehmen, und die dadurch entstehenden abgezognen Begriffe durch Zeichen fixieren. Wer kann läugnen, daß wir ohne diese Operazion unsers Verstandes weder Licht und Ordnung in unsre Vorstellungen, noch Zusammenhang und Festigkeit in unsre Handlungen bringen könnten? Generalisierte Begriffe vom Menschen, und von dem, was ihm als Mensch, seiner Natur und seinen mannigfaltigen Verhältnissen nach, anständig und zuträglich ist, haben also ihren ausgemachten Nutzen; voraus gesetzt, daß sie mit der erforderlichen Genauigkeit und Behutsamkeit generalisiert werden; wogegen freylich, wie Sie wissen, von Gelehrten und Ungelehrten je und allezeit unzählige Mahl gesündigt worden ist, und täglich gesündigt

wird. Richtig generalisierte Begriffe kommen nicht nur unserm Verstande zu Hülfe, der ohne sie aus dem unermesslichen Chaos so vieler zugleich auf ihn eindringender, so schnell auf einander folgender, und so mannigfaltig associierter Eindrücke und Erinnerungen sich unmöglich heraus zu finden wüßte; sie helfen uns auch durch den Labyrinth des Lebens, indem sie unsrer Thätigkeit gewisse feste Punkte vorstecken, und uns die kürzesten und sichersten Wege zum glücklichen Leben vorzeichnen. — Aber hüten wir uns, diese General- und Specialkarten des Lebens für etwas mehr zu halten als sie sind? Bedenken wir, daß unser Aufenthalt auf diesem Planeten nicht dem Wallen eines Pilgrims aus Frankenland nach Sankt Iago von Kompostell, sondern einem Feldzuge in einem von Bergen und Thälern, Flüssen und Sümpfen, Wäldern und Hohlwegen durchschnittenen Lande gleich ist, wo uns Generalkarten wenig helfen können; wo wir die besondersten, genauesten, gemessensten Abbildungen jeder einzelnen Gegend nöthig haben; wo uns kein Hügel, kein Busch, keine Windmühle, kein Steg über einen Bach unbekannt

seyn darf, um alle die unzähligen kleinen Operationen, die zu Vollführung unsers Hauptplans zusammen spielen müssen, mit Zuversicht und Sicherheit anlegen zu können. Hat es aber mit dem menschlichen Leben diese Bewandtniß, so ist klar, daß es, um den einzelnen Menschen mit Nutzen und Erfolg zu sagen, wie sie seyn, wie sie handeln sollen, noch lange nicht genug ist, wenn man ihnen sagt: seydt weise, klug, vorsichtig, fromm, nüchtern, keusch, gerecht, wohlthätig, u. s. w. Selbst derjenige, der ihnen im allgemeinen sagt, wie mans machen müsse, um weise, klug, fromm, u. s. w. zu seyn, hat noch nicht viel gethan. Die Schwierigkeit ist, diese einzelnen Menschen zu belehren, wie sie — in jedem Zeitpunkt ihres Lebens — in dem besondern Zusammenhang der innern und äußern Umstände, worin sie sich in jedem dieser Punkte befinden — unter dem Drucken, Stossen und Anziehen so unzählig vieler auf sie wirkender mechanischer, lebendiger und geistiger Kräfte, und mitten unter so vielen Schwierigkeiten, Hindernissen und Kollisionen, Abwegen und Fährlichkeiten, wovon sie umgeben sind —

es anzufangen haben, um so weise, fromm, gerecht und gut zu seyn, als es unter allen besagten Umständen möglich ist. Nun begreifen Sie doch, daß ich nicht Unrecht hatte, die Frage: „Wie sollen die Menschen seyn?“ für keine so leichte Frage zu halten? Denn entweder sagt sie gar nichts, oder Ihre Meinung ist: „Wie können Menschen unter gewissen vorausgesetzten Individualumständen seyn?“ — Und um dieß zu bestimmen, wird (wie Sie leicht ermessen werden) eine Kenntniß der menschlichen Natur und des Laufs der Welt erfordert, wovon die meisten, die sich mit Moralisieren abgeben, kaum das A B C gefaßt haben.

DER PFARRER. Gleichwohl ist es eine unläugbare Wahrheit, daß alle Menschen seyn können, was sie seyn sollen. Oder wozu helfen sonst Erziehung, Sittenlehre, Religion, Gesetze? und mit welchem Rechte könnte man diejenigen bestrafen, welche gethan haben, was sie hätten unterlassen sollen?

ICH. Zugestanden, in so fern Sie mir dagegen einräumen, daß niemand verbunden ist, zu seyn, was er nicht seyn kann.

DER PFARRER. Das fordert auch niemand.

ICH. Dieß möchte wohl eine andre Frage seyn. Aber lassen wir sie, wo sie ist: Die Erörterung würde uns zu weit von unserm Zwecke führen. Entweder haben wir uns noch immer nicht verstanden, oder wir sind einig darüber: daß die besondern Einschränkungen des Verstandes und Willens einzelner Menschen, d. i. die unzählig verschiedenen Grade aller Arten von Fertigkeiten und Vollkommenheiten, die zur gegenwärtigen Bestimmung des Menschen gehören, von ihren besondern Umständen abhängen; und daß es also nicht bloß auf eines Mannes Willen ankommt, um ein Sokrates, oder Epaminondas, oder Markus Antoninus zu werden.

DER PFARRER. Ich sehe nicht, warum ich Ihnen dieß nicht zugeben könnte. Es wird von niemand gefordert ein Markus Antoninus zu seyn, der nicht dazu berufen ist.

ICH. Ich bitte Sie, lassen wir doch die Frage, was von jemand oder niemand gefordert wird. Der Forderungen sind mancherley, und es kommt so viel darauf an, wer der Fordernde ist! Wie viele fordern

alles von andern, und nichts von sich selbst! Andere glauben, sehr billig zu seyn, wenn sie von einem jeden fordern, was sie sich selbst zur Pflicht aufgelegt haben. Wie viele Sittenlehrer fordern vom Blinden, daß er sehe, vom Lahmen, daß er tanze! Wie oft sind selbst die Forderungen der Gesetzgeber ungerecht! — Aber das Wesen, das uns gemacht hat, fordert ohne Zweifel von keinem seiner Geschöpfe mehr, als was nach dem Mafse der Fähigkeiten und Hülfsmittel, die es empfangen, und nach dem Zusammenhang der Umstände, in die es gesetzt worden, möglich, nach dem Urtheile dessen, der Alles mit Einem Blick durchschaut und ermifst, möglich ist. — Lassen wir also dießmahl noch unausgemacht, wo die Grenzen der Forderungen, die an jeden Menschen gemacht werden können, abgesteckt werden müßten, wenn es um eine ganz genaue Berichtigung zu thun wäre. Zu unserm dießmahligen Vorhaben ist es hinreichend, wenn wir darin übereinkommen, daß von keinem Menschen gefordert wird, vollkommen zu seyn.

DER PFARRER. Weil es uns beiden um Wahrheit zu thun ist, so will ich die

Ermahnung des Erlösers: „Seyd vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist,“ — nicht mißbrauchen, Sie über das Wort vollkommen zu schikanieren. Denn eben der, der in jener Stelle göttliche Vollkommenheit von uns zu fordern scheint, sagt anderswo: „Niemand ist gut, denn Gott allein.“ Beide Stellen zusammen geben uns die Wahrheit. Der Mensch kann weder Gott seyn noch Gott werden: aber dem Gott, nach dessen Bild er erschaffen ist, immer ähnlicher werden, dieß kann er, und dazu ist er da. Aufrichtiges Bestreben nach Vollkommenheit wird ihm für Vollkommenheit selbst angerechnet.

ICH. Nur einen einzigen freyen heitern Blick auf das Menschengeschlecht, wie es ist, wie es immer gewesen ist, Herr Pfarrer!

DER PFARRER. Ich verstehe Sie. Desto schlimmer, daß wir so tief unter das, was wir seyn sollten, gefallen sind!

ICH. Wir sind gegenwärtig, was wir den Umständen nach seyn können, und um zu werden, was wir seyn sollten, müssen noch viel Anstalten vorher gehen, die bisher nicht gemacht sind, viel Stufen erstie-

gen werden, die noch über uns sind, viel Hindernisse aus dem Wege geschafft, über die wir noch nicht wegkommen können. Und eben dieß beweist für meine obige Behauptung. Um an der wirklichen Verbesserung des sittlichen Zustandes der Menschen arbeiten zu können, müssen wir wissen, — wie gut oder schlecht die Menschen dermahlen sind; warum sie so sind; auf welche Bedingungen sie besser werden können; und welches für alle, und für jeden insbesondere, die nächste Stufe ist. Denn die Natur macht keine Sprünge. Die Neuseeländer werden noch manche Stufe steigen müssen, bis sie so gut und so schlimm werden, als die Engländer in den nächsten fünf und siebenzig Jahren gewesen sind; und die artigste Otaheiterin muß durch manche Verwandlungen gehen, bis sie eine Aspasia wird; so wie eine Aspasia noch manche Haut abzustreifen hat, um eine heilige Magdalena zu werden.

DER PFARRER, lächelnd. Dieß dürfte wohl eben so gut der Fall unsrer lieben Landsmänninnen in allen zehn Kreisen des heiligen Römischen Reichs seyn.

ICH. Glauben Sie? — in der That hälft es zu nichts, wenn wir uns und unsre Zeitgenossen für besser halten wollten, als wir sind. „Aus ihren Früchten sollt ihr sie erkennen,“ — ist eine herrliche untrügliche Regel, wenn sie nur (was bey allen Regeln gleich nöthig ist) mit Verstand und Aufrichtigkeit angewandt wird. Gestehen wir uns also immer, daß der grössere Theil der Menschen, unter denen wir leben, was ihre Sinnesart und innere sittliche Verfassung betrifft, entweder noch so roh und ungeschliffen, oder bereits so verdorben ist, daß der Mann, der ihnen zurufen wollte, seydt vollkommen, nicht weiser handelte, als der Arzt, der einem Gichtbrüchigen den Vorschlag thäte, auf einen Ball zu gehen. Sie werden mir ohne Bedenken zugestehen, daß man in diesem Falle Schritt für Schritt gehen muß, und daß man schon etwas gethan hat, wenn man sehr thierische Menschen zu einigem Grade von Vermenschlichung bringt. Nicht wahr?

DER PFARRER, mit einem schwachen Achselzucken. So wenig es ist, so ists doch etwas.

ICH. Wenn es mit der Verbesserung der Menschen natürlich zugehen soll, sehe ich keinen andern Weg.

DER PFARRER. Unter dieser Einschränkung geb' ichs Ihnen desto unbedenklicher zu.

ICH. Sie werfen, wie ich sehe, immer einen Seitenblick auf Ihren Kalovius. Aber wir haben hier nichts von ihm zu besorgen. Denn die Rede ist unter uns schlechterdings bloß von natürlichen Ursachen und Wirkungen; und so befinden wir uns in einem Gebiete, wo die Kalove und Quenstädte nicht um ein Haar mehr zu befehlen haben, als der große Lama von Thibet. Wir wären also darüber einig, daß man die Adamskinder, nach dem ordentlichen Laufe der Natur, nur stufenweise verbessern könne?

DER PFARRER. So dünkt' ich.

ICH. Wenn dieß ist, so ist auch kein Streit mehr unter uns, ob die Bücher, worin die Menschen abgebildet werden wie sie sind, oder jene, worin man uns idealische Menschen schildert, die nützlichern seyen? Denn diese vollkommenen Menschen sind um so viele Stufen über dem größten

Theil der Leser, daß diese, selbst mit aller Bestrebung sich zu ihnen aufzuschwingen, doch nicht eine Spanne weiter kommen würden.

DER PFARRER. Dieß seh' ich eben nicht. So viel geb' ich Ihnen zu, daß wir immer noch weit unter so vollkommenen Mustern bleiben werden, als diejenigen, die uns der vortreffliche Richardson in seinen Werken aufstellt: aber eine aufrichtige Bestrebung, ihnen ähnlich zu werden, muß uns doch nothwendig merklich weiter bringen als wir sind.

ICH. Die Erfahrung scheint Ihnen hierin zuwider und gänzlich auf meiner Seite zu seyn. Junge Leute, (die einzigen, welche theils durch die Lebhaftigkeit ihres Gefühls und ihrer Einbildung, theils durch ihre Gutherzigkeit und Unerfahrenheit aufgelegt sind, von sittlichen Idealen in Feuer gesetzt zu werden) junge Leute, sage ich, haben weder Geduld noch Überlegung genug, sich solchen Vorbildern schrittweise zu nähern. Sie möchten sie auf einmahl erreichen, und werden darüber entweder lächerliche Kopien, oder finden, daß die Unternehmung über ihre Kräfte geht, und gebens auf. Vielleicht liegt in dieser

unglücklichen Bestrebung, vollkommner zu werden als man seyn kann, eine von den wirksamsten Ursachen, warum es in unsern Tagen so viele melankolische, hypochondrische, mit der Welt und mit sich selbst unzufriedene, und zu allem, wozu man die Leute in diesem Leben braucht, unbrauchbare Jünglinge giebt. Sie glauben nicht, wie sehr die Anzahl dieser Unglücklichen täglich zunimmt, die vor lauter Feinheit der Empfindung, vor lauter Erhabenheit der Begriffe, und vor lauter vermeinter Gröfse des Geistes und Güte des Herzens, nirgends in der Welt fortkommen können. Allenthalben ists zu weit oder zu enge, zu warm oder zu kalt, zu feucht oder zu trocken für sie. Überall sind die Menschen, mit denen sie leben müssen, zu tief unter ihrem Ideal, um ihnen erträglich zu seyn. Ihre unbiegsame Seele stößt allenthalben an, kann sich nie mit den Umständen vertragen, will immer Alles oder Nichts, träumt immer von Unabhängigkeit und Selbstgenugsamkeit, und ergrimmt dann wieder, wenn sie nothgedrungen fühlt, daß der Mensch, so wie er organisiert ist, weder unabhängig noch sich selbst genugsam seyn kann. — Sagen Sie

mir, wär' es nicht tausendmahl besser, diese jungen Menschenkinder, anstatt sich immer in Zeiten, die nie gewesen sind, und zu Menschen, wie es nie gegeben hat, zu versetzen, lernten den Menschen kennen wie er ist, die Welt kennen wie sie ist; lernten begreifen, wie dieser Zustand die nothwendige Folge dieser Ursachen ist; lernten einsehen, wie sie selbst seyn müßten, um in die Zeit, an den Platz, in die Umstände zu passen, in und unter welche die Vorsicht sie gesetzt hat; lernten die Mittel, die wirklich vorhanden sind, kennen, wodurch sie selbst und andre natürlicher Weise besser werden könnten; und vergäßen nicht, vor allen Dingen zu lernen: daß diese nehmliche Welt, in welcher wir leben, und diese nehmlichen Menschen, mit welchen wirs zu thun haben, bey weitem nicht so schlimm sind, als Unwissenheit, Schwärmerey, Milzsucht, Hypothesensucht, übermäßige Einbildung von sich selbst, Unmuth über fehl geschlagene Erwartungen, und andere ähnliche Leibes - und Seelenkrankheiten uns solche vorstellen? Wär' es nicht besser, alle Bücher, die wir zu unsrer Belehrung oder Unterhaltung lesen, führten uns zu diesem

Zweck? Oder, wenn wir ja zu unsrer Ergetzung auch Ideale und schöne Hirngeburten haben wollen, ist's nicht wenigstens unläugbar, daß die Geschichtschreiber der Menschheit nützlicher sind als die Prometheen, die uns neue Menschen nach ihrem eignen Bilde schnitzeln?

DER PFARRER. Beynahe sollten Sie mich dessen überreden. Aber gleichwohl lassen Sie den Werken, worin vollkommne Karakter als Muster geschildert werden, nicht genug Gerechtigkeit widerfahren. Diese sind doch wohl zu mehr nütze, als nur zur Gemüthsergetzung; denn sie dienen uns wenigstens zum Maßstabe unsers moralischen Werths, und demüthigen unsern Stolz, indem sie uns fühlen machen, wie weit wir noch unter dem sind, was wir seyn müßten, um wahre, unparteyische, allgemeine Hochachtung zu verdienen; — und dieß ist, wie Sie sehen, immer ein großer Nutzen.

ICH. Ich zweifle, daß er bey Vielen Statt finden möchte. Die Welt nimmt als eine ausgemachte Sache an, daß Unvollkommenheit das allgemeine Loos der Menschheit sey; und die meisten finden sich daher durch

vollkommne Karakter eben so wenig gedemüthigt, als unsre Kriegshelden sich kleiner dünken würden, wenn sie im Herkules und Herkuliskus die Thaten der gewaltigen Ritter läsen, die auf Einen Hieb drey oder vier Riesen entzwey hauen, und mit einem einzelnen wohl bezauberten Schwerte ganze Heere in die Flucht jagen.

DER PFARRER. Es ist schwer über solche Dinge etwas allgemeines festzusetzen. Alles hängt von der besondern Anlage und Gemüthsverfassung der Leser ab; und wie unendlich verschieden ist nicht diese! —

ICH. Wenn die Rede von der relativen Nutzbarkeit zweyer entgegen gesetzter Gattungen von Schriften ist, so entscheidet, däucht mich, die Wirkung derselben auf die meisten Leser; und aus diesem Grunde dürfte wohl der Vorzug eines Tom Jones über einen Karl Grandison bald ausgemacht seyn.

DER PFARRER. Ich will nicht länger über diesen Punkt mit Ihnen haberechten; aber dafür kann ich doch wohl mit gutem Fug verlangen, daß Sie mir die Karikaturen Preis geben, die man uns so häufig für wahre

Abbildungen giebt, wiewohl sie das eben so wenig sind als die idealischen Menschen. Diese letztern dienen doch, nach Ihrem eigenen Geständnisse, wenigstens zur Übung und Ergetzung unsers moralischen Sinnes: aber Karikaturen dienen weder zur Besserung noch zur Belustigung; oder, desto schlimmer für den, der eine Freude daran haben kann, die menschliche Natur verunstaltet und verzerrt zu sehen!

ICH. Lassen wir uns von einer schwankenden Bedeutung des Wortes Karikatur nicht irren. Es pflegt diesem armen Worte nicht besser zu ergehen, als seinem Gegenfüßer Ideal, das seit einigen Jahren so sehr Mode geworden ist; Schimären werden nur zu oft mit beiden verwechselt. Ich bin völlig Ihrer Meinung, falls Sie unter den Karikaturen, über welche Sie das Verdammungsurtheil sprechen, solche moralische Missgestalten verstehen, dergleichen es entweder gar nie unter den Menschen gegeben hat, oder die doch wenigstens so außerordentliche Erscheinungen sind, daß es besser wäre, sie gar nicht zu mahlen. Aber diese Art der Missgestalten wollen wir, um Verwirrung zu ver-

meiden, lieber Grotesken, und wenn sie bis zur Abscheulichkeit häßlich sind, Ungeheuer nennen. Ein mißgezeichneter Charakter also, es sey nun, daß dessen Urheber mit Vorsatz einige Züge übertrieben, oder aus Ungeschicklichkeit, Leidenschaft, oder irgend einer andern zufälligen Ursache, die wahren Proportionen verfehlt habe, soll uns nicht Karikatur heißen. Wir wollen diesen Namen nur solchen moralischen Mißgestalten geben, die häufig genug in der wirklichen Welt vorkommen, um in einer getreuen Nachbildung von jedem Menschenkenner für wahre Naturprodukte erkannt zu werden, und so beschaffen sind, daß sie, ohne bis zur Scheußlichkeit häßlich, d. i. Ungeheuer, zu seyn, durch stark in die Augen fallende Abweichungen von den Proportionen der reinen sittlichen Schönheit und Güte des Menschen (von welcher jetzt allein die Rede ist) mißfällig, lächerlich oder verächtlich werden müssen. — Nach der schärfsten Strenge giebt es wohl wenige, vielleicht gar keine Menschen, welche man ganz schön, so wie es vielleicht gar keine giebt, die man ganz gesund nennen kann. Aber kleine Unvollkommenheiten, unbedeutende Ano-

malien in zu viel oder zu wenig, die von wirklichen Schönheiten merklich überwogen, oder wenigstens im Gleichgewicht erhalten werden, machen einen Karakter noch nicht zur Karikatur: ich wenigstens möchte eben so wenig alle Kinder Adams für Karikaturen als für Narren erklären, wiewohl die Stoiker beides gethan haben. Unglücklicher Weise bleiben uns immer noch Menschengestalten genug übrig, die man, ohne einen einzigen Zug zu übertreiben, nur genau treffen darf, damit sie jedermann für Karikaturen erkenne. Giebt es nun solche Menschen, und in großer Menge, wie niemand läugnen wird, — so sehen Sie leicht, Herr Pfarrer, daß man, sobald die Menschen wie sie sind gemahlt werden sollen, auch Karikaturen mahlen muß.

DER PFARRER. Aber wozu meinen Sie daß es nützen werde? Diejenigen, die sich darin getroffen finden sollten, haben zu viel Selbstgefälligkeit, um sich in einem Bilde zu erkennen, das dem angenehmen Mignaturbildchen im Spiegel ihrer Eigenliebe so wenig ähnlich sieht; und die übrigen lachen und spotten der Gebrechen ihres Nächsten, ohne an ihre eigene zu denken.

I c h. Ich will Ihnen meine Meinung von dieser ganzen Sache sagen, lieber Herr Pfarrer; vielleicht hebt sich dann Ihr Einwurf von selbst. — Um zu einer gründlichen Menschenkenntniß zu gelangen, müßten wir, d. i. jeder sich selbst, und die Leute um ihn her, so weit er seinen Gesichtskreis ziehen könnte, scharf, anhaltend, ohne Leidenschaften und Vorurtheile, eine lange Reihe von Jahren durch beobachten. Diefs ist auch für den scharfsichtigsten und wärmsten Liebhaber der Wahrheit überhaupt sehr schwer, in besondern Fällen oft unmöglich. Aber, was heute nicht gelingt, gelingt morgen; was der eine nicht kann, kann ein anderer; was dieser versteht, berichtigt jener. So lehrt ein Tag den andern; und wenn man denn nach etlichen Jahrtausenden zusammen rechnet, so findet sich, daß wir einen Vorrath von Erfahrungen und Beobachtungen vor uns haben, der für alle unsere Bedürfnisse zureichend wäre, wenn wir ihn nur recht gebrauchen wollten, oder zu gebrauchen wüßten. — Und was ist nun wohl das brauchbarste in diesem ganzen Vorrath? Unstreitig (so dünkt michs wenigstens) die A b b i l d u n g e n d e s w i r k l i c h e n

Lebens und Characters einzelner merkwürdiger Menschen. Gewiss, man kann deren nicht zu viele haben; und es ist Pflicht für jede Generation, und für jeden, der beobachten und schildern kann, den Nachkommen eine so große Anzahl solcher Abbildungen zu hinterlassen, als nur immer möglich ist. Sehr vortreffliche, oder bey großen Vorzügen sehr fehlerhafte Menschen; solche, die sich durch ungemeine Talente ausgezeichnet, oder große Rollen auf dem Weltschauplatze gespielt haben, oder durch außerordentliche Schicksale merkwürdig geworden sind: diese sind es eigentlich, die man genau zu kennen wünscht, und durch deren genaueste Kenntniß die Theorie der menschlichen Natur und die Philosophie des Lebens am meisten gewinnt. Diese beobachte und studiere man, diese versuche man nach dem Leben zu schildern! nicht schöner, nicht häßlicher als sie waren oder sind. — Besonders sollten zu diesem Ende die besten Menschen ausgesucht werden. Es giebt deren (wiewohl meistens im verborgenen) mehr als man gemeiniglich glaubt; und so vortreffliche, daß, wenn wir eine getreue Abschilderung des Lebens etlicher

weniger von dieser Klasse mit allen Helden und Heldinnen, die jemahls aus der Fantasie der Romanschreiber hervorgegangen sind, erkaufen könnten, wir wahrlich viel dabey gewonnen hätten. — Aber damit solche moralische Individual - Gemählde wirklich nützlich werden, muß man sich nicht begnügen, uns zu erzählen, was diese merkwürdigen Menschen gethan haben, oder was sie gewesen: man muß uns begreiflich machen, wie sie das, was sie waren, geworden sind; unter welchen Umständen, in welcher innern und äußern Verfassung, durch welche verborgene Triebfedern, bey welchen Hindernissen und Hülfsmitteln, sie gerade so, und nicht anders wurden, so, und nicht anders handelten. — Gleichgültig kann es uns dann seyn, ob eine solche Person einen historischen oder gefabelten Nahmen führt, ob der Mann Agathon oder Epaminondas, Gil. Blas oder Tom-Jones heißt: wenn er nur wahres Leben athmet, nur durchaus wirklicher Mensch ist, uns nur immer aufrichtig entdeckt, wie und wodurch er ein solcher Mann war, und wie es zuging, daß er durch eine Reihe natürlicher Verwandlungen oder Ent-

wicklungen endlich der wurde und werden mußte, der er am Ende ist. Dieß ist alles, was wir verlangen können, damit die Abschilderung eines Individual-Karakters für das Menschen-Studium wichtig sey. Denn so erblicken wir nicht nur in ihm wahre Züge unsers eignen Bildes; wir lernen auch, — was die Hauptsache ist — wie wir es anfangen müßten, um selbst zu werden, oder nicht zu werden, was er war. — Und wie viele solcher aufrichtigen Gemählde der Menschheit haben wir? werden Sie mich fragen. — Schlimm genug, daß ich antworten muß: sehr wenige! Aber vermuthlich würden wir deren mehr haben, wenn die Vorurtheile ausgerottet werden könnten, die gegen diese Art von Schriften noch so tief in vielen Köpfen sitzen, und noch immer täglich von so vielen Büchermachern und Bücherrichtern auf allerley Weise unterhalten werden.

DER PFARRER. Ich gestehe, daß ich — besonders was die sehr guten Menschen betrifft — vollkommen Ihrer Meinung bin. Möchten wir von jedem derselben nur eine so getreue Abschilderung besitzen, als uns der verdienstvolle Zürchische Rathsherr und

Stadtarzt Hirzel schon vor mehrern Jahren von seinem Sokratischen Bauer geschenkt hat! Tausende, die der herrschende Weltton oder ihre eigene Erfahrung verächtlich vom Menschen denken macht, würden die Würde ihrer Natur fühlen lernen, würden vor sich selbst erröthen, wenn sie sich mit solchen nicht fabelhaften bessern Menschen verglichen, würden Muth fassen, eben das werden zu können, was ihres gleichen waren.

I c h. Hoffentlich würde der moralische Nutzen solcher Schriften nicht gering seyn. Aber glauben Sie ja nicht, dafs man um diesen Nutzen zu erreichen, sich blofs auf die Schilderung der sehr vortrefflichen Menschen einschränken müsse. Für solche Geschöpfe, wie wenigstens neun und neunzig Hunderttheile der menschlichen Gattung sind, ist die Geschichte der Leidenschaften und Verirrungen des Kopfes und Herzens, von einem weisen Manne geschrieben, lehrreicher, als die beste Geschichte der Weisheit und Tugend. Denn das erste und nöthigste, was Leute wie wir zu thun haben, — nennen Sie mir den Mann, der sich von diesem Wir

ausnehmen dürfte! — ist, unsere Irrthümer und Unarten los zu werden; und dazu kann uns eine getreue Entwicklung des Ursprungs, Fortgangs und Ausgangs herrschender Leidenschaften, in einzelnen Fällen und unter gegebenen Umständen, mehr helfen, als die Geschichte des untadeligsten Lebenslaufs. Wie mancherley Seiten zeigt da die Menschheit dem aufmerksamen Forscher! In wie mancherley Lichte kann und muß da jeder Gegenstand gesehen werden! Wie unzählbar sind die Schattierungen der Leidenschaften! Wie merkwürdig und lehrreich die tausendfachen Verwandlungen und Vermummungen der Eigenliebe! Wie krumm, verwickelt, dunkel und gefahrvoll der Labyrinth des Herzens! Wie unerschöpflich die Zauberkräfte der Fantasie! Wie fein, verführerisch und oft unmerklich ihre Täuschungen! Wie unendlich mannigfaltig die Mischungen der Wahrheit und des Irrthums, der Aufrichtigkeit und Falschheit, der Güte und Bosheit, der Klugheit und Thorheit, in jedem, oder doch gewiß bey nahe in jedem einzelnen Menschen! — Welch ein unermessliches Feld! und wie wenig, wie wenig noch bearbeitet! — Sie sehen aus dem,

was ich bisher sagte, von selbst, lieber Herr Pastor, daß ich, aus einerley Grunde, nicht nur einzelne Personen, sondern auch den allgemeinen Karakter jeder besondern Klasse von Menschen, jedes Geschlechts, jedes Alters, jedes Standes, mit seinen eigenthümlichen, unterscheidenden Lineamenten, Farben und Schattierungen geschildert haben möchte; und es würde sehr überflüssig seyn, wenn ich Ihnen die Nützlichkeit solcher Gemählde der wirklichen Natur, des wirklichen Lebens, erst noch beweisen wollte. Ganz gewiß würden sie zur Beförderung der Menschenkenntniß, der Selbsterkenntniß, der Lebensklugheit und jener stufenweisen Verbesserung der Denkart und Sitten, deren ich vorhin erwähnte, kein Geringes beytragen. Da aber der ganze Nutzen, den wir von allen diesen Gemälden erwarten können, schlechterdings von ihrer Wahrheit abhängt: so würden unsere Menschenmahler sich weder wissentliche Verschönerung, noch vorsetzliche Vermehrung der natürlichen Häßlichkeit eines Gegenstandes erlauben dürfen. Sie müßten bey ihren Beschreibungen und Abbildungen

mit eben der Gleichmüthigkeit und pünktlichen Treue verfahren, womit uns die Naturforscher in andern Fächern Pflanzen und Thiere kennen lehren: wo es keinem einfällt, zum Beyspiel den Uhu hässlicher oder den Auerhahn schöner vorstellen zu wollen als er ist. Groteske Karikaturen müßten selbst dem Satiriker — dem strafenden wie dem scherzenden — untersagt seyn. Der Vorwand, daß man gewisse Züge übertreibe, um ihre Hässlichkeit auffallender zu machen, müßte nicht als gültig angenommen werden. Übertriebene Zerrbilder können nur Gelächter oder Ekel erwecken, werden aber aus dem Grunde, den Sie vorhin selbst anführten, niemanden bessern. Hingegen dürfen wir uns darauf verlassen, daß der *Deus in nobis*, — dieser unbestechliche Richter in unserm Busen, der uns, je nachdem wirs verdienen, billigt oder tadelt, entschuldigt oder verdammt, — auch die verzärtelste Eigenliebe nöthigen werde, ihre Gestalt, wie hässlich sie seyn mag, in einem wahren Bilde zu erkennen.

DER PFARRER. Wenn ich Sie recht verstanden habe, so unterscheiden Sie die Karikaturen in wahre, wo der Mahler die

verunstaltete Natur bloß abbildet, wie er sie findet; übertriebene, wo er aus irgend einer besondern Absicht die Ungestalt seines Gegenstandes zwar vermehrt, aber doch auf eine der Natur so analoge Art dabey zu Werke geht, daß das Original noch immer kenntlich bleibt; und in bloß fantastische, oder eigentlich so genannte Grottesken, wo der Mahler, unbekümmert um Wahrheit und Ähnlichkeit, sich (wie etwa der so genannte Höllenbreugel) einer wilden Einbildungskraft überläßt, und durch das Übernatürliche und Widersinnige seiner Hirngeburten bloß Gelächter, Ekel und Erstaunen über die Kühnheit seiner ungeheuern Schöpfungen erwecken will. Sie billigen die erste Art von Karikaturen, weil sie zwar verunstaltete Natur aber doch immer Natur abbilden; und verwerfen die zweyte und dritte, (die im Grunde nur weniger oder mehr verschieden sind) als Werke, die weder zum Nutzen noch zum Vergnügen dienen.

I c h. Sie haben mich nicht nur sehr wohl verstanden, sondern berichtigen auch durch diese dreyfache Eintheilung der Karikaturen,

was ich vorhin nicht bestimmt genug davon gesagt hatte.

DER PFARRER. Ich bekenne mich aus voller Überzeugung zu Ihrer Meinung über diese Materie; und ich bin so weit entfernt, die Karikaturen von der zweyten Klasse durch den Vorwand, daß die Häßlichkeit des Lasters dadurch auffallender werde, gerechtfertigt zu glauben, daß ich vielmehr die ungereimtesten und wildesten Grot esken für weit unschuldiger halte, als gewisse Hogarthische Karikaturen. Denn, wenn es auch wahr wäre, was Lavater irgendwo sagt, ¹⁰⁾ „daß noch kein Mahler den Menschen je so schön oder so schlecht gemahlt habe, als er sey oder seyn könne,“ (ein Satz, dessen Wahrheit mir sehr zweifelhaft scheint) so bliebe doch immer eben so wahr, daß so abscheulich zerrüttete, so ganz und gar durchteufelte Menschen, wie einige Hogarthische augenscheinlich aussehen, wenigstens äußerst selten sind. Ein jeder frage nur sich selbst, ob er nicht in seinem Leben zehn Gesichter, die neben den besten in der Lavaterischen Sammlung stehen dürften,

¹⁰⁾ Fysiognomische Fragmente, 1. B. S. 85.

gesehen habe, gegen ein einziges, das den schlimmsten von Hogarths Schöpfung nahe käme? Ich bin gewiß, daß die Antwort nur bey sehr wenigen wider mich ausfallen wird. Sind aber solche Ungeheuer so selten; ist es richtig, daß auch die wenigen von dieser Art, die auf dem ganzen Erdboden zerstreut seyn mögen, das Tageslicht scheuen, und den Augen der bessern Menschen selten sichtbar werden: wozu sollt' es nützen, sie aus ihren Schlupfwinkeln hervor zu ziehen? Wer soll durch ihren Anblick besser werden? — Die Guten? — Ich gestehe, daß ich nicht begreife, wie dieß zugehen sollte. Mich wenigstens demüthigt oder ermuntert der Anblick eines guten, eines vortrefflichen Menschen unendlich mehr als der Anblick eines schlechten. — Die Bösen oder die Halbguten? — Diese gewiß noch weniger. Denn nicht nur ihre Eigenliebe, sogar ihr Gewissen sagt es ihnen, daß sie so schlimm nicht sind, wie diese Verruchten. Der Gedanke, daß es solche Ungeheuer giebt, macht sie also mit ihrer eigenen Ungestalt nur desto zufriedner, und sie gewinnen durch die Vergleichung, wie ein häß-

liches Gesicht neben einem viel häßlichern beynahe schön wird. Ich kann also nicht finden, wozu dergleichen Karikaturen anders dienen können, als empfindende Seelen mit einem vergeblichen Ekel oder Grauen zu quälen, und der menschlichen Natur, folglich am Ende ihrem Urheber selbst, Schande zu machen.

Es geschieht unzählige Mahl unter Personen, die mit einander über Gegenstände, die sich nicht vollkommen bestimmen, und folglich weder messen noch ausrechnen lassen, diskurieren, daß sie in Worten enig, und dennoch in dem, was sie bey diesen Worten denken, weit von einander sind. Dieß mochte wohl öfters der Fall zwischen mir und dem wackern Pfarrer zu *** während unsrer beiden Unterredungen gewesen seyn; gewiß wars im Betreff der Hogarthischen Karikaturen so, auf die der gute Mann einen großen Groll hatte, ohne den Grund davon sich selbst recht deutlich machen zu können; vermuthlich bloß, weil er

sich schon lange her angewöhnt hatte, die Menschen für besser zu halten, als sie, im Durchschnitt genommen, jemahls gewesen seyn mögen; — welches denn bey einem so gutherzigen Manne, der so wenig von der Welt gesehen, und ein so einförmiges Leben führte, nicht wohl anders möglich war.

Wir stritten uns noch eine Weile über Hogarthen. Denn, wiewohl ich zu seiner Eintheilung der Karikaturen, in wahre, übertriebene und fantastische, selbst den Anlaß und Wink gegeben, und sie daher auch ohne Widerspruch gelten liefs, so war doch meine Meinung gar nicht, ihm so leicht einzugestehen, daß die Hogarthischen Karikaturen auf der neunten Tafel (S. 100.) in Lavaters fysiognomischem Werke (auf die der Pfarrer zielte) unter die übertriebenen, und also unter diejenigen gehörten, die zur Beförderung wahrer Menschenkenntniß nichts beytragen können.

Der Pfarrer meinte, Lavater selbst bestätigte sein Urtheil, da er von dem Gesichte No. 3. in der obersten Reihe sagt:

„Wenn Hogarth dieß Gesicht gesehen, und diese Stellung kopiert hat, so ist das

Original ein Inbegriff von Teufeln. Hat ers erschaffen, so ist Hogarth — (selbst ein Teufel schwebte ihm vermuthlich auf der Zunge) — Nein! er hats zusammen gedichtet aus vorhandenen Gesichtern, und so ist er und das Menschengeschlecht gerettet.“

Denn, (sagte der Pfarrer) wenn Hogarth dieß abscheuliche Gesicht zusammen gedichtet hat, so ist es als Individualgesicht übertrieben: etliche Bösewichter haben zwar jeder etwas dazu hergegeben; aber nie ist ein einzelner Mensch Teufel genug gewesen, so auszusehen. Gleichwohl hat Hogarth aus mehrern wirklichen Gesichtern, deren jedes lange nicht so abscheulich aussah, diese scheußliche Teufelslarve zusammen gesetzt, und einem einzelnen persönlichen Menschen, der unter andern nach dem Leben geschilderten höchst verdorbenen Scheusalen seine einzelne Rolle spielt, angedichtet. Er hat also dieses entsetzliche Bild wirklich erschaffen, (denn wie kann der Mensch anders erschaffen als durch Zusammensetzen, Vergrößern und Verkleinern?) und sich also wirklich an der menschlichen Natur versündigt, weil er uns durch die stärkste sinnliche Dar-

stellung verleitet, sie für verdorben genug zu halten, einen solchen Teufel hervorbringen zu können.

Ich erwiederte: bey Lavatern mag wohl hier und an mehr andern Orten des angezogenen Werkes die eigene Güte seines Herzens, ohne daß er selbst gewahr werden kann, die Ursache seyn, warum der Anblick dieser Hogarthischen höchst wahren Karikaturen seine Seele so entsetzlich verwundet, und mit einer Art von äußerst schmerzhaftem Grauen so ganz erfüllt, daß er in allzu heftigen Ausdrücken davon spricht, und seinem Gefühl nach für teuflisch erklärt, was leider nur zu sehr menschlich ist. — Daß ich mich in dieser Vermuthung schwerlich irre, können Sie schon daraus abnehmen, weil er an einem andern, vorhin von Ihnen selbst angeführten Orte sagt: er glaube kaum, daß ein Mahler den Menschen je so schön oder so schlecht gemahlt habe, als er seyn könne. — Wie dem aber auch seyn mag, (fuhr ich fort) davon bin ich überzeugt; daß die scheußlichste Hogarthische Karikatur immer noch verschönert ist. Wider Willen des Künstlers nehmlich; der, auch wenn er Abbildungen

machen will, in der That doch immer eine Art von Idealen macht. — So bald es einen Menschen giebt, der fähig ist einen Christus zu geißeln, mit Dornen zu krönen, und noch dazu zu verspotten, oder der fähig ist, einer flehenden Mutter mit grimmig höhnischer Verachtung entgegen zu trotzen: so behaupte ich, es muß noch viel mehr Grausames, Schändliches, Scheußliches (zumahl in demselben Augenblick) in seinem Gesichte seyn, als Hogarth kopieren oder dichten konnte. Denn durch wie viele Stufen der Verderbniss, durch welche Gräuel und Unthaten, die ihre Spuren alle in seinem Gesichte zurück lassen mußten, war er schon gegangen, um endlich dieser ungeheuern Bosheit fähig zu seyn! Welcher Zeichner, welcher Mahler, wie groß er auch sey, könnte das alles so lebend, so stark, so ganz, wie es in der Natur selbst seyn muß, zusammen fassen und hinstellen? — Und gleichwohl ist dieser Mensch, so sehr er Scheusal ist, kein Teufel — denn er ist ein Mensch. Oder können wir zweifeln, ob es solche Menschen gebe? Nur zu gewiß hat es in Zeiten der höchsten Verwilderung der Menschheit, oder der äußersten Verderbniss derselben durch

den Luxus, dergleichen Ungeheuer immer gegeben, giebt noch solche, und wird deren immer mehr geben, je tiefer die Sitten unsers Jahrhunderts die Menschheit herab ziehen werden. ¹¹⁾ Hogarth ist also gerechtfertiget. —

Auf Unkosten der menschlichen Natur, fiel mir der Pfarrer ein.

Wer kann dafür? versetzte ich: die Wahrheit ist auf seiner Seite; und die menschliche Natur gewinnt am Ende eben so viel dabey, als sie verliert. Denn die Menschheit könnte nicht solcher Herrlichkeit fähig seyn, wie sie ist, wenn sie nicht solcher Schändung fähig wäre; könnte nicht zum Teufel herab sinken, wenn sie nicht zum Engel empor steigen könnte.

Gut, sagte der Pfarrer; aber wenigstens werden Sie mir doch zugeben, dafs solche menschliche Ungeheuer höchst selten sind, und dafs ihre Abschilderung aus dem von mir angeführten Grunde niemand nützen kann, und also besser gar unterbliebe.

¹¹⁾ Eine Vorhersagung, die im vierten und fünften Jahre der Französischen Revolution nur zu sehr in Erfüllung gegangen ist.

Ich habe verschiedenes gegen Ihre Vordersätze einzuwenden, (erwiederte ich) und läugne die daraus gezogene Folgerung, auch wenn jene richtig wären. Wenn Sie von allem, was wir von hierher gehörigen Beyspielen in unsern Zeiten gesehen und gehört haben, die Geschichte hinzu nehmen, so wird sich finden, daß die menschlichen Ungeheuer, die mit Hogarths Karikaturen um den Vorzug der Häßlichkeit streiten können, so gar selten nicht sind. Und daß sie noch so selten sind, liegt mehr an den äußern Umständen, als an der innern Verkehrtheit mancher Menschen. — Doch selten oder nicht, mehr oder weniger, genug sie gehören in die Scenen, welche Hogarth aus menschenfreundlicher Absicht schildern wollte. Ohne sie würde sein moralisches Gemählde kein Ganzes seyn. Gesetzt auch, daß weder die Guten noch die Bösen dadurch besser werden; giebt es nicht zwischen beiden äußersten Enden eine Menge mehr oder weniger verderbte Menschen, von welchen sich hoffen läßt, daß sie beym Anblick solcher Scheusale einen Schlag ans Herz bekommen, und vor dem, was sie selbst noch werden könnten, erschrecken möchten? Und

ist dieses Schrecken, dieses Schaudern, ohne welches man die Gestalten nicht ansehen kann, nicht Nutzens genug? — Wer wollte mit solchen Ungeheuern nur den schwächsten Charakterzug gemein haben, wenn ers verhindern kann? Wer erschreke nicht vor dem bloßen Gedanken, mit ihnen zu leben, ja nur wenige Stunden mit ihnen allein zu seyn? „Wer würde (wie Lavater sagt) nicht lieber alles thun, alles leiden wollen, was Tugend und Religion thun und leiden heißen können, um einer solchen Gesellschaft zu entinnen?“ — Dieß sind Gefühle und Gedanken, deren man sich beym Anblick dieser höchst verderbten Menschen schwerlich erwehren kann; und wenn dieß ist, welchen größern moralischen Nutzen können wir von einem Gemälde verlangen?

Der Pfarrer (wie er denn ein gesunder und nicht starrer Kopf war) fühlt das Wahre in dieser Apologie für Hogarth; und empfand auch zugleich, das sich das nehmliche zur Rechtfertigung der Dichter, welche dergleichen häßliche, aber wahre moralische Karikaturen in Handlung darstellen und nach ihrem Innern schildern, sagen lasse; und dafs es

des Lesers, der dadurch geärgert wird, eigene Schuld sey, wenn er die Absicht des Dichters, oder die Ausführung selbst, schief, und noch dazu durch ein falches Medium und in widrigem Lichte ansieht, und diesem falschen Anblick zu Folge verdammt, was er, wenn er richtig gesehen hätte, gebilligt haben würde.

Wir waren im Begriff diese Materie zu verfolgen, als dem Pfarrer ein Brief gebracht wurde, der ihn zur schleunigsten Rückreise an seinen Ort nöthigte. Wir waren in der kurzen Zeit, da wir uns gesehen hatten, sehr gute Freunde geworden. Es ist doch eine herrliche Sache um Gegenwart, ums Sehen von Angesicht zu Angesicht! rief er aus, da wir uns scheiden mußten. Wie viel berichtigt sich da in einer einzigen Viertelstunde! — Er schien sich ungern so bald von mir zu trennen; denn er liebte dergleichen Konversationen, und in seiner ganzen Gegend war, aufser zwey oder drey wackern Pachtern und Bauern, keine vernünftige Seele, mit der sich die seinige hätte besprechen können. Überdies interessierten ihn die Gegenstände unserer bisherigen Unterredungen, und er hatte noch verschiedenes *in petto*, worüber er gern

Erläuterung gehabt hätte. Ich mußte ihm versprechen, daß ich in einen Briefwechsel mit ihm treten, und ihm besonders über die ästhetisch - moralischen Probleme, deren ich zu Ende unsrer ersten Unterredung erwähnt hatte, meine Meinung schriftlich mittheilen wollte. Und so umarmten wir einander und trennten uns für dießsmahl.

ENDE DES XXX. BANDES.

I n h a l t.

Die Aeropetomanie. Seite. 1.

Die Aeronauten. 44.

Über die Rechte und Pflichten der Schriftsteller u. s. w. 151.

Das Geheimniß des Kosmopoliten-Ordens.
171.

Nikolas Flamel, Paul Lukas und der Derwisch von Brussa. 225.

Der Stein der Weisen. 303.

Die Salamandrin und die Bildsäule. 374.

Unterredungen mit dem Pfarrer von ***. 472.

Die Naturgeschichte der Pflanzen
und Thiere der Erde
von J. A. N. de Cavanilles
Bd. 1. 1791.
Die Naturgeschichte der Pflanzen
und Thiere der Erde
von J. A. N. de Cavanilles
Bd. 2. 1791.
Die Naturgeschichte der Pflanzen
und Thiere der Erde
von J. A. N. de Cavanilles
Bd. 3. 1791.
Die Naturgeschichte der Pflanzen
und Thiere der Erde
von J. A. N. de Cavanilles
Bd. 4. 1791.
Die Naturgeschichte der Pflanzen
und Thiere der Erde
von J. A. N. de Cavanilles
Bd. 5. 1791.
Die Naturgeschichte der Pflanzen
und Thiere der Erde
von J. A. N. de Cavanilles
Bd. 6. 1791.
Die Naturgeschichte der Pflanzen
und Thiere der Erde
von J. A. N. de Cavanilles
Bd. 7. 1791.
Die Naturgeschichte der Pflanzen
und Thiere der Erde
von J. A. N. de Cavanilles
Bd. 8. 1791.
Die Naturgeschichte der Pflanzen
und Thiere der Erde
von J. A. N. de Cavanilles
Bd. 9. 1791.
Die Naturgeschichte der Pflanzen
und Thiere der Erde
von J. A. N. de Cavanilles
Bd. 10. 1791.

805

Wieland

Wieland, Christoph Martin,

C.M. Wielands Sämmtliche Werke

Bd.: 30,2

Leipzig 1797

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- S 1812 -30

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11279271-3

VD18 80487122-001